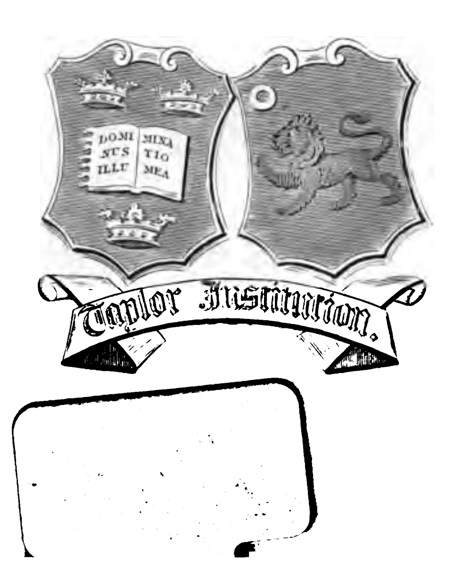
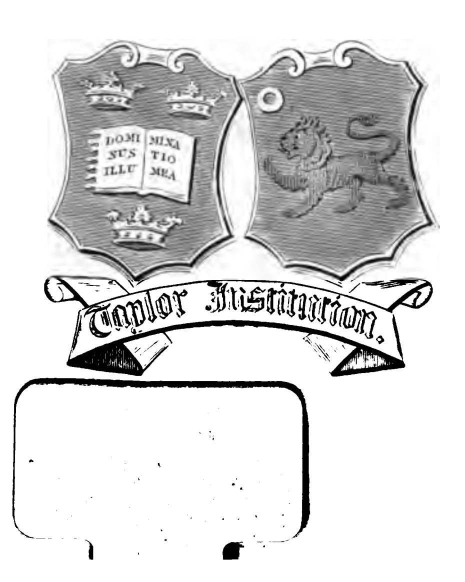
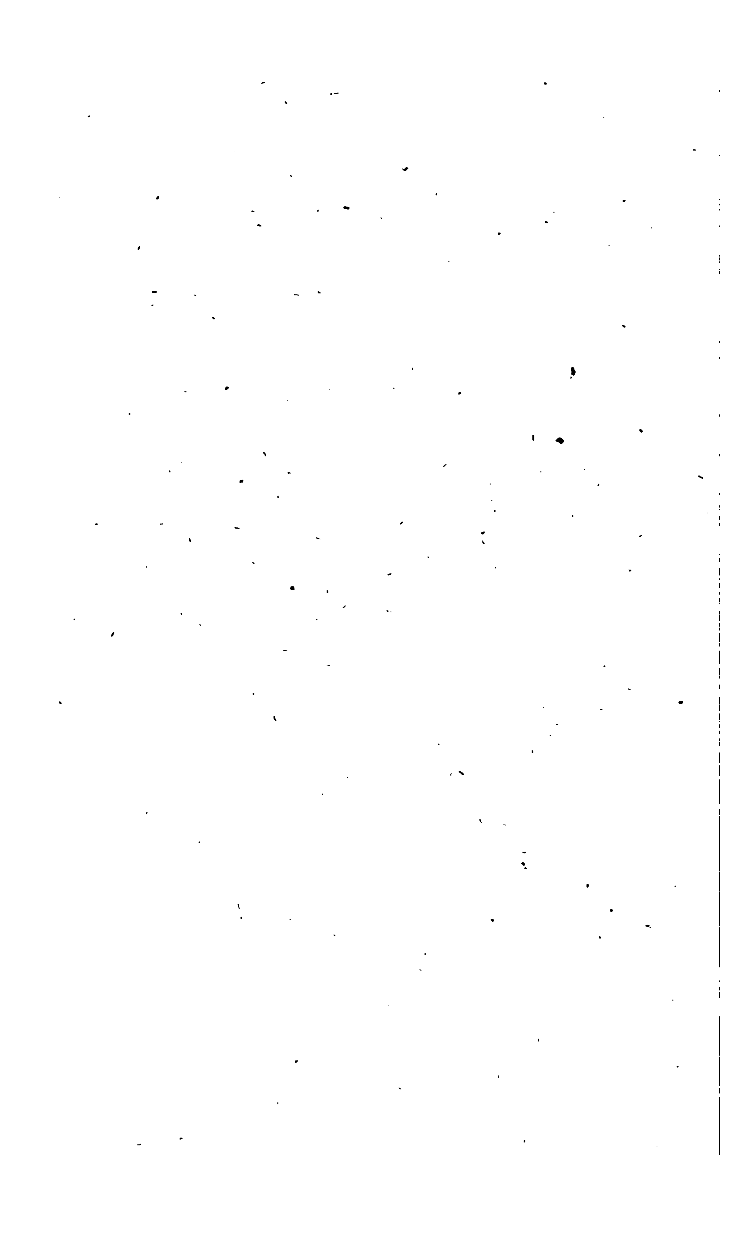



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.




DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Fünftes Bändchen.

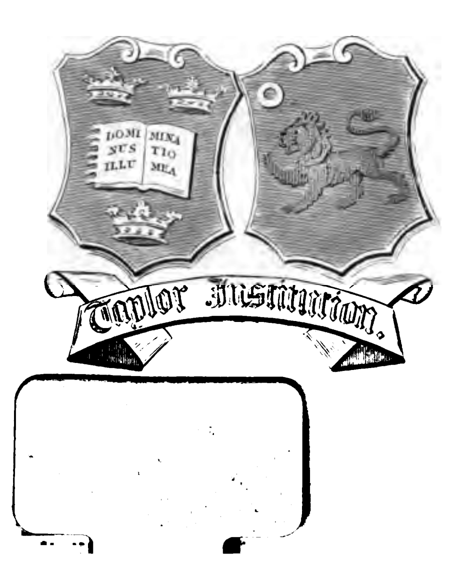
Kinderbibliothek.

Vierter Theil.

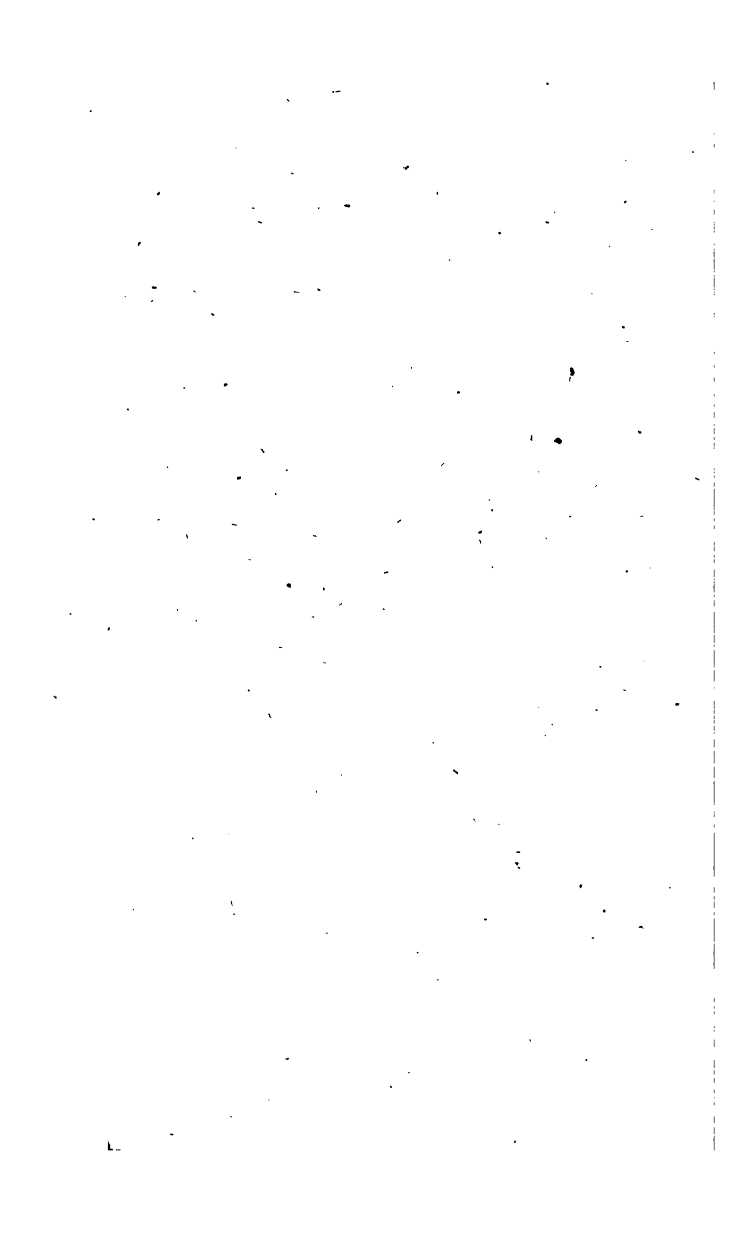
In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.


DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA
Taylor Institution.





Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Fünftes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Vierter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Seite.

Warum man sparsam sein muß?

Sophie.

Du willst ausgehen, liebe Mutter? O wohin?

Mutter.

Ich habe mancherlei nöthig, liebe Sophie, das will ich einkaufen.

Sophie.

Warum thust du das selbst, Mutter? Kannst du nicht die Köchinn oder Lenen hinschicken?

Mutter.

Das könnte ich wol, liebes Mädchen, aber dann müßte ich es mir auch gefallen lassen, vielleicht mehr Geld für die Waaren zu geben, als sie werth sind, weil weder die Köchinn noch Lene gehörige Kenntniß davon haben.

Sophie.

Das ist wol wahr, liebe Mutter; vorgestern kaufte die Köchinn sich Leinwand zu Hemden, wofür sie 4 gr. gab, die viel, viel gröber ist, als die Russische Leinwand, die du neulich für 2 gr. 5 pf. kauftest. Aber du könntest ja die Kaufleute hierher kommen lassen, das wäre doch weit bequemer.

Mutter.

Das würde mir freilich den Weg ersparen, aber auch zugleich den Vortheil rauben, den ich habe, wenn ich in ihre Läden selbst gehe.

Sophie.

Was ist das für ein Vortheil, Mutter?

Mutter.

Der, liebes Kind, daß ich unter einer großen Menge Waaren wählen kann, was mir gefällt; hingegen ist meine Wahl bei einem kleinen Packen, den der Kaufmann mir ins Haus bringt, viel beschränkter.

Sophie.

Weißt du, was ich wünsche, liebe Mutter?

Mutter.

Was denn, mein Kind?

Sophie.

Daß Du mich mitnehmest, damit ich auch einkaufen lerne.

Mutter.

Unsere Wünsche begegnen sich. Ich hatte es schon beschlossen, daß du nicht allein heute, sondern auch künftig immer mich begleiten sollest, um den Preis und die Güte der Waaren kennen zu lernen, welches für eine Hausfrau von außerordentlichem Nutzen ist. Durch diese genaue Kenntniß der Waaren können wir unsern Männern viel Geld ersparen, daß uns doppelt angenehm sein muß, weil wir an dem eigentlichen Erwerbe, nach der einmahl eingeführten Ordnung, selten Antheil haben können. Nimm nun geschwind deinen Mantel um; wir wollen gleich gehen.

Sophie.

Ich bin gleich wieder hier, liebe Mutter.

(läuft freudig fort).

Sophie (in einem Laden).

O liebe Mutter, sieh einmahl das schöne Rosenband soll ich mir wol einen Besatz davon kaufen?

Mutter.

Wenn er dir nöthig ist, und du von deinem Monatsgelde noch so viel übrig hast, so bin ich es wol zufrieden

Sophie.

Ach! und die neuen Schnallen! darf ich die nicht auch kaufen, liebe Mutter?

Mutter.

Was ich beym Bande gesagt habe, gilt auch von den Schnallen.

Sophie.

O bitte, bitte, liebe Mutter; sieh einmahl das schöne rothe Tuch mit dem gemahlten Rande! Sind die Blumen nicht so natürlich, daß man sie abpflücken möchte? Und würde es nicht herrlich zu dem Bande passen, das ich eben gekauft habe?

Mutter.

Das würde es. Aber, liebe Sophie, ich glaube, daß du es entbehren kannst; dein weißes Tuch, das sich zu allen Farben schickt, und das noch neu ist, wirst du recht gut zu dem rothen Bande tragen können. Und überdas fürchte ich, würde die Ausgabe dafür deinen Beutel, in den nur erst in fünf Tagen wieder etwas kommt, ganz ausleeren.

Sophie.

Das Tuch ist doch aber gar zu schön; o ich möchte es so gern haben! und, liebe Mutter, in fünf Tagen kann ja eben nichts vorfallen, wozu ich Geld gebrauche; nicht wahr, liebe Mutter?

Mutter.

Doch, Sophie, doch! Oft in noch viel kürzerer Zeit. Aber es sei darum; kaufe es, weil du es für so unentbehrlich hältst. Vergiß aber nicht, was ich dir so eben gesagt habe.

(Sophie bringt die gekauften Sachen im Triumph zu Hause, und zeigt sie, noch ganz vor Freude außer sich, ihrer Freundinn Lotte, die sie eben zum Besuche bei sich vorfindet.)

Lotte.

Hast du etwa gleich das Nesseltuch zu der Schürze mit gekauft, die du deiner Mutter zum Geburtstage sticken willst? O liebe Sophie, wenn du's noch nicht hast, so nimm doch von diesem hier, das ich für meine Mutter sticke, damit unsere lieben Mütter einerlei Schürzen haben; das würde sie einmahl freuen!

Sophie.

Ach, liebe beste Lotte, das Nesseltuch habe ich in dem Augenblicke, da mir das Tuch, die Schnallen und das Band so gut gefielen, ganz vergessen. Was soll ich nun anfangen? Ach! nun kann ich meiner Mutter nichts zu ihrem Geburtstage schenken, der schon den zweiten des künftigen Monats ist! Ich habe alle mein Geld ausgegeben, und leihen darf ich nichts; das haben Vater und Mutter ein für allemahl mir untersagt. O! ich unbesonnene Thörinn!

(Indem sie die letzten Worte ausspricht, kommt die Köchinn ganz außer Athem hereingelaufen.)

Die Köchinn.

O liebe, liebe Mamsells, erbarmen sie sich doch einer armen Frau, die unten in der Küche ist, und die ihren sieben Kindern schon seit gestern Mittag nichts mehr hat zu essen geben können! Wir Bediente haben zwar schon einige Groschen zusammengelegt, aber das ist doch nicht viel; denn sie hat bei dieser erschrecklichen Kälte auch kein Holz, und dazu, o ich bitte sie, dazu geben sie doch etwas von ihrem Taschengelde her; sie können das Geld gewiß nie nützlicher anwenden! Madam ist ausgegangen, sonst würde ich's der sagen, und die gäbe mir gewiß zu einem ganzen Viertel Holz, damit acht Menschen nicht todt frieren dürften.

Sophie wird blutroth, sieht Lotten an, und fängt bitterlich an zu weinen.

Lotte, sehr gerührt, zieht ihre Börse heraus und giebt der Köchinn das verlangte Geld. Die hat es kaum der alten Frau überbracht, als diese mit Freudenthränen ins Zimmer stürzt, vor Sophien niederfällt, und ihre Hand küssen will, aber nicht sprechen kann.

Dies bringt Sophien vollends außer sich.

Ich bin es nicht, liebe Frau, der sie Dank schuldig ist. Dies ist ihre Wohlthäterinn (auf Lotten zeigend); meine Thorheiten haben mich verhindert, dasselbe Glück zu genießen. Aber da, (indem sie eilends ihren noch ausgebreiteten Einkauf zusammenrafft) da, nehme sie dies, verkaufe sie's, so gut sie kann, und kaufe sie ihren armen Kindern Brod dafür.

Indem sie der armen Frau, die sich weigert, die Sachen anzunehmen, sie mit Gewalt aufdringt — kommt ihre Mutter zu Haus. Wie Sophie sie ansichtig wird, fliegt sie auf sie zu, und verbirgt mit vielem Schluchzen ihr Angesicht in ihrem Busen. Lotte muß der erstaunenden Mutter Alles erklären.

Mutter.

Nun, Sophie, hatte ich nicht Recht, wenn ich dir rieth, nichts Ueberflüssiges zu kaufen, und dein Geld hübsch zusammen zu halten.

Sophie.

O ja, liebe beste Mutter, du hattest nur zu sehr Recht! Vergieb, o! vergieb mir nur diesmahl meine Unbesonnenheit! Niemahls sollst du mich wieder so leichtsinnig finden.

Mutter.

Gott gebe, daß du Wort halten mögest!

Elise Reimarus.

O, lieber Vater, das können wir doch unmöglich sagen! Das wäre ja, als wenn wir uns selbst loben wollten.

Nicht doch, ihr Lieben! antwortete der Vater. Wenn ihr mir etwas saget, so ist das eben so, als wenn ihr es nur dächtet, oder zu euch selbst sagtet. Nun darf man ja gar wohl bei sich selbst denken: Dies oder Jenes habe ich heute recht gemacht. Also dürft ihr das in meiner Gegenwart auch gar wohl sagen. Von Loben soll daher gar nicht die Rede sein; ihr sollts nur deßwegen sagen, damit ich mit euch mich freuen möge, daß ihr eure Pflicht gethan habt. Nun?

Nun, sagte Karl, ich habe heute alle meine Sachen in Ordnung gebracht, und mir vorgenommen, sie nie wieder in Unordnung kommen zu lassen.

Das ist gut, antwortete der Vater; und du, Henriette?

Henriette antwortete: und ich habe mir heute vorgenommen, nie wieder ein verdrießliches Gesicht zu machen, wenn man mir sagt, daß ich was nicht recht gemacht habe.

Auch recht gut, sagte der Vater; und Gott helfe euch, daß ihr Beide das immer in Erfüllung bringen möget!

Nun, fügte er hinzu, was habt ihr denn heute an andern Menschen Gutes bemerkt, was ihr nachzuahmen begehrt?

Ich, antwortete Henriette, habe heute von einer armen Tagelöhnerfrau etwas gehört, was mir sehr gefallen hat.

Und was denn? fragte der Vater.

Die arme W**sche, fuhr Henriette fort, die uns heute unsern Flachs ausziehen half, wurde gefragt, was

die andere Frau, die mit ihr in einem Hause wohnt, denn immer machte? Ob sie etwa zu Hause spinne? — Nein, antwortete sie. Ob sie denn stricke? Nein, sagte sie wieder. Ob sie denn gar nichts thue? O, sagte hierauf die gute Frau, darum müßt ihr mich nicht fragen. I, warum denn nicht? fragte unsre Anne. Deßwegen, sagte sie, weil ich über andere Leute nicht reden mag; ich bekümmere mich nur um mich selbst. War das nicht gut von ihr gesagt, Vater?

Recht sehr gut, antwortete der Vater; denn wenn man von andern Leuten nichts Gutes zu sagen weiß, so ist es am besten, daß man gar nichts von ihnen sagt. Dafür soll die W**sche auch immer zuerst gerufen werden, so oft es wieder etwas bei uns zu verdienen giebt. Erinnert mich daran. — Und du, Karl?

O, ich habe auch etwas recht Schönes bemerkt!

Und was denn? fragte der Vater.

Unsere liebe Mutter ließ heute den Arbeitsleuten, die an unserm Graben arbeiten, sagen, wenn sie Feierabend gemacht hätten, so möchten sie noch auf ein halbes Stündchen in den Garten kommen, um ein paar Beete umzugraben?

Nun, sie kamen doch?

O ja; und da waren sie so fleißig darüber her, daß Jeder von ihnen noch drei große Beete umgrub.

Das war brav.

O, das ist noch nicht Alles! Da sie jetzt fertig waren, wollte die Mutter Jedem ein Trinkgeld geben; aber sie traten Alle zurück und sagten: Nein, wir nehmen nichts.

I, warum denn nicht? fragte die Mutter.

O, antworteten sie wieder, das wäre ja wol recht unartig von uns, wenn wir uns für so eine Kleinigkeit

erst noch wollten bezahlen lassen. Der Herr läßt uns diesen Sommer so viel verdienen, und schenkt uns so manchmahl eine Flasche Brantwein bei unserer Arbeit; und nun sollten wir uns für einen so kleinen Dienst noch bezahlen lassen?

Nicht wahr, Vater, das war doch auch recht schön von diesen Leuten?

Allerdings! antwortete der Vater; und das soll ihnen auch nicht unvergolten bleiben.

Seht, liebe junge Leser, auf eine ähnliche Weise beantworteten diese Kinder alle Abende die fünf Fragen ihres Vaters; und wißt ihr, was die Folge davon war?

Sie wurden nach und nach gewohnt, auf sich selbst und auf Alles, was sie sahen und hörten, die größte Aufmerksamkeit zu wenden, weil sie immer begierig waren, etwas anzumerken, was sie des Abends ihrem Vater wieder erzählen konnten.

Dadurch wuchsen sie aber auch zusehends an Verstand und an jedem Guten; so daß ihre Aeltern und Alle, die sie kannten, recht große Freude an ihnen hatten.

Wollt ihr es nun eben so gut haben, so bittet eure guten Aeltern, oder euren Lehrer, daß sie es auch so mit euch machen. Dann sollt ihr einmahl sehen, wie geschwind auch ihr an jedem Guten wachsen, und wie glücklich ihr dann sein werdet.

Seht, liebe Kinder, dies war es, was ich euch zu rathen hatte; werdet ihr diesen Rath nun auch zu befolgen suchen?

Elise Reimarus.

Die Fürsten.

Die grossen Fürsten dieser Erden,
Was wollen sie denn Grössers werden?
Sie haben ja der Länder g'nung,
Und goldnes Kleid und goldnen Prunk.

Und Last und Arbeit auch mit Haufen;
Und werden mächtig angelaufen;
Und denken für der Leute Wohl
Sich ihren Kopf so voll, so voll!

Und haben doch an all' der Plage
Nicht satt, und sinnen Tag' auf Tage,
Ob nicht noch mehr zu haben sei
Von schwerer Müh' und Sklaverei.

Ich kann es nimmermehr ergründen,
Was Fürsten am Erobern finden.
Mit jedem Schritte wächst die Pflicht,
Und die Belohnung wächst so nicht.

Drei Vögel hab' ich zu versorgen,
Die kosten oft den halben Morgen;
Wenn ich der Vögel hätte zehn,
Könnt' ich wohl aus der Stelle gehn?

Und wenns noch solchen Fürsten würde
Wie mir mit meiner Vogelbürde!
Ich habe Lieb' und Dank dafür;
Und was, ihr Fürsten, habt denn ihr?

Overbeck.

Der gestäupte Thierquäler.

Zu Abo, in Finnland, wurde vor einigen Jahren ein Hund übergefahren, und kroch sterbend bis an die Thür eines Lederhändlers.

Der funfzehnjährige Sohn dieses Mannes, ein unbarmherziger Bube, hatte die Grausamkeit, dieses winselnde Mitgeschöpf zuerst mit Steinen zu werfen, und es dann mit einem vollen Topfe siedenden Wassers zu begießen.

Glücklicherweise sah diese entsetzliche Unmenschlichkeit ein gegenüber wohnender Rathsherr. Dieser trug am nächsten Tage die Sache im Rathe vor; seine Amtsbrüder schauderten bei der Erzählung, und es wurde einmüthig beschlossen, den Unmenschen vorzufodern und gefangen zu setzen.

Es geschah; und nach reifer Erwägung des Verbrechens, wurde an einem Markttage, vor vieler Menschen Augen, zu folgender Strafe geschritten.

Ein Büttel entkleidete den Oberleib des Unmenschen, schloß ihn hierauf an den Schandpfahl, und las ihm folgendes Urtheil vor:

Weil du, junger Unmensch! einem der Geschöpfe deines Schöpfers, da es in seiner Todesstunde winselnd dich um Hülfe anflehete, nicht nur keinen Beistand geleistet, sondern sogar mit frevelnder Hand die Schmerzen des sterbenden Thieres vervielfältiget, und es mit vermehrter Qual getödtet hast: so soll dir nun dein verdienter Name an die Brust geheftet, und du sollst dann mit funfzig Geißelhieben gestraft werden.

Er hing ihm hierauf ein schwarzes Blech an die

Brust, worauf mit großen weißen Buchstaben die Worte standen: „Blutdürstiger Unmensch!“

Ein zweiter Büttel zählte ihm hierauf mit einer geflochtenen Drahtpeitsche fünf und zwanzig Hiebe zu, worauf der erste ihm wieder Folgendes vorlas:

Hier, junger Unmensch, fühle nur etwas von den Schmerzen, womit du dein Mitgeschöpf in seiner Sterbestunde quältest; und wenn du einst in deiner eigenen Todesstunde Barmherzigkeit von dem Herrn aller Geschöpfe erflehen willst, so werde menschlicher!

Dann gab der zweite Büttel ihm noch die rückständigen fünf und zwanzig Hiebe, alles Winselns ungeachtet, wodurch der Unmensch Erbarmen von seinen Richtern zu erflehen suchte.

Diese Strafe der Unmenschlichkeit gegen den treuesten Gesellschafter der Menschen, den dankbaren Hund, hatte den besten Erfolg, indem sie ähnlichen Versündigungen gegen Mitgeschöpfe ein Ende machte.

Denn im Sommer pflegten die Finnischen Buben lebendige junge Sperlinge anzunageln, und mit Armbrüsten oder Blaseröhren danach zu schießen. Andere spießten Frösche auf, und hatten ihre unmenschliche Freude an dem Zappeln der armen Thiere. Andere begingen noch andere Grausamkeiten.

Das Alles unterblieb nun.

Denn jetzt fingen sie an, die große Wahrheit zu erkennen: Wer Mitleid fühlt, dem wird Erbarmen widerfahren von dem, der sich Aller erbarmt!

Und nun fingen sie auch an, zu begreifen, daß es ein Kennzeichen eines wahren Gottesverehrers ist, sich auch der Thiere zu erbarmen.

Möchten doch alle andere junge Leute in allen andern Ländern zu eben dieser Erkenntniß gelangen!

Man sagt, es gebe in Deutschland Kinder, welche Vergnügen daran finden, einem Käfer einen Zwirnsfaden um das Bein zu binden, und ihn dann ohne Unterlaß herumzuschwingen, bis etwa das Bein ausreiße, oder das gequälte Thier den Geist aufgebe.

Sollten solche Kinder durch sanfte Erinnerungen sich nicht wollen bessern lassen, so würde man eine sinnlichere Ueberzeugungsart anwenden müssen, indem man ihnen einen Bindfaden fest um den Finger schnürte, und sie so lange hin- und herzerrte, bis sie gestånden, daß sie diesen Schmerz durch Unbarmherzigkeit gegen Käfer tausendfåltig verdient hätten. C.

Das gute Rosenmädchen.

Es war der schönste Mondenschein,
Und Hannchen saß, vom Hauche
Des Mai's umlispelt, ganz allein
Am grünen Fliederstrauche;
Da ruhte sie, von ihrem Fleiß,
Oft unter dem Geschlängel
Der schönen Zweige, hell und weiß
Umleuchtet, wie ein Engel.

Da wimmert was vom Zaune her;
Sie sieht es dunkel schimmern.
Gott! denkt das gute Hannchen, wer
Mag da so kläglich wimmern?
Es kommt. Ein alter armer Mann
Hängt da an seinen Krücken.
Wer seid ihr? fragt ihn Hannchen; kann
Ich euch womit erquicken?

Dir sei's, hob die Erscheinung an,
Wer du auch bist, geklaget:
Ich bin ein alter armer Mann,
Den Durst und Hunger plaget.
Mein Sohn war ein Soldat, der mir
Mein Bißchen Brod erworben;
Ihn prügelte sein Offizier,
Davon ist er gestorben.

Der gute Hans! Gott weiß, er war
Kein liederlicher Bube.
Dies Unglück bringt mein graues Haar
Mit Schmerzen in die Grube.
Sieh, Kind! so häng' ich, krank und schwach,
In diesen Lumpen; Keiner
Verschafft mir Brot und Dach und Fach;
Kein Mensch erbarmt sich meiner.

Mein Hüttchen mußt' ich, weil die Pacht
Dazu mir fehlte, räumen;
Halb nackend lieg' ich manche Nacht
Seitdem frei unter Bäumen,
Und bitte, weil ich nichts als Noth
Hinfort zu hoffen habe,
Den lieben Gott um meinen Tod,
Um Ruh' im stillen Grabe. —

Ach süßes Mitleid, fromm und weich!
Schwimmt hell in Hannchens Blicken:
Kommt mit mir, spricht sie, ich will euch,
So gut ich kann, erquicken! —

Das willst du? sprach der Arme, ach!
Du willst dich mein erbarmen? —
Hier ist mein Arm! ihr seid zu schwach,
Ich diene gern dem Armen.

Mein Vater nimmt sich eurer an,
Wenn ich darum ihn bitte. —
Und so führt sie den armen Mann
An ihrem Arm zur Hütte,
Und macht ein Lager ihm, so gut
Es möglich war: Und morgen,
Spricht Hannchen, habt ihr ausgeruht,
So will ich weiter sorgen.

Nun, gute Nacht! — Sie geht zur Ruh,
Am Schlummer sich zu laben.
Froh schließt sie ihre Augen zu,
So wohlgethan zu haben.
Kaum schaut nach einer süßen Nacht,
Der Tag vom Himmel nieder
Auf Hannchens Fenster, so erwacht
Das gute Mädchen wieder.

Und fröhlich eilet sie mit Brot
Und Milch zu ihrem Alten;
Sie kommt und findet ihn — schon todt,
Die Hände fromm gefalten.
Gewiß hatt' er für Hannchen noch
Zu Gott zuletzt gebetet.
Ach! weinte sie, so hat ihn doch
Sein Elend schon getödtet!

Doch wohl ihm! er hat ausgequält!
Mit nassem Angesichte
Geht sie zum Vater, und erzählt
Ihm weinend die Geschichte.
Der Vater, nur ein Bauersmann,
Drückt ihre Hand in seiner:
Wohl, Kind! Nimm dich des Elends an,
Denn keine Freud' ist reiner.

O, das Gefühl ist gar zu süß,
Wenn wohlgethan wir haben! —
So sprach der brave Mann, und ließ
Die Leiche drauf begraben.
Und Greis und Jüngling, Jeder blickt
Voll Freude nach der Wohnung,
Wo Hannchen sich verbirgt, und schickt
Ihr Kränze zur Belohnung.

Beim nächsten Rosenfeste drängt
Man sich zu Hannchens Hütte;
Beschämt tritt sie heraus; und hängt
Nun schwebend in der Mitte.
So fromm auch noch manch Mädchen war,
So ließ man doch nicht losen;
Schnell lacht in Hannchens blondem Haar
Der schöne Kranz von Rosen.

Im eignen Schmuck der Sittsamkeit,
Die auf der Stirn ihr thronte,
Mit Ruh' und mit Zufriedenheit
Ihr schönes Herz belohnte,

Stand sie so da. Ein Jeder meint
Er seh im Lilienkleide
Die Unschuld selbst; doch Hannchen weint,
Vor Scham und banger Freude.

Und Alles ruft mit Jubelschrei:
Kein Mädchen sei bewährter
In jeder Tugend; keines sei
Der Unschuldskrone werther!
Und Alles jauchzt; nur Hannchen schweigt
Beim frohsten Rundgesange;
Bei jedem Wort des Lobes steigt
Die Röthe ihrer Wange.

So würdig sie ihr Kränzchen trägt,
So würdig auch die Lieder
Des Volks ihr Opfer sind, sie schlägt
Im Tanz die Augen nieder.
Nachdem fand sie oft, ohne Spur
Von Wem? bekränzt ihr Mädchen;
Sprach man von ihr, so hieß sie nur:
Das gute Rosenmädchen.

Wahre Vaterlandsliebe.

Als die Oesterreicher im Jahre 1748 im Besitz von Genua waren, mußte dieser Freistaat große Summen aufbringen Die Herren der Regierung versammelten sich daher, um hierüber zu rathschlagen.

Kurz vorher ging Herr Grillo, einer der vor-

nehmsten und reichsten Genueser, in das Rathhaus, und bestreute den Vorsaal mit Stricken.

Als er von den Rathsherren gefragt wurde, was diese sonderbare Handlung zu bedeuten habe? so gab er zur Antwort, daß das Volk durch die Kriegskosten schon ganz erschöpft sei, und es daher menschlicher scheine, ihm Stricke zu verschaffen, um sich zu hängen, als die armen Leute mit neuen Abgaben zu beladen, welche sie zur Verzweiflung bringen müßten.

Man gab ihm zur Antwort, das Geld müsse doch nun einmahl aufgebracht werden, und woher es anders kommen solle?

Woher es kommen soll? erwiederte Jener; daher, wo es einzig allein zu finden ist: aus den Kisten der Reichen und Großen.

Nun ging er vom Rathhause, und kam mit einigen Bedienten zurück, welche die Summe von 500,000 Lire*) in Gold und Silber trugen.

Diese ließ er vor der Versammlung hinwerfen, und sagte: So schätze sich ein Jeder nach seinen Vermögensumständen, und die gefoderte Summe wird bald aufgebracht werden.

Man folgte seinem Beispiele: die Großen gaben freiwillige Beiträge, und retteten dadurch das gemeine Wesen.

Frühlingsgesang.

Der Frühling kommt wieder
Vom Himmel hernieder

*) Lira ist in Italien ungefähr so viel, als bei uns 7 Sgr.

Zum wartenden Thale.
Schon glänzt, in dem Strahle
Des Morgens, der Spiegel
Des Teichs, und am Hügel
Sucht, neben der Mutter,
Das Lämmchen sein Futter:
Und leis' und gelinde
Durchflattern die Winde
Die saatvollen Felder.
Im Schatten der Wälder
Verstummen nicht länger
Die lieblichen Sänger.
Wie schwärmende Träume,
Durchsegeln die Räume
Des Himmels die Schwalben,
Und grüßen die falben
Vergoldeten Wölkchen.
Du fröhliches Völkchen,
Dich möcht' ich beneiden!
O könnt' ich, vor Freuden,
Mit schwärmenden Vögeln
Die Wolken umsegeln!
Ich flöge der Sonne,
Mit jauchzender Wonne,
Auf rosigen Wegen
Frohlockend entgegen.
Dann schwäng' ich mich wieder
Zum Apfelbaum nieder
Auf Blüten, noch röther,
Als Wölkchen am Aether.

Wohin ich nur sehe,
Das Thal und die Höhe

Im Blumengeschmeide,
Ermuntert zur Freude.
Hier girret ein Täubchen!
Ein Nachtigallweibchen
Lockt dort in den Schatten
Den singenden Gatten.
Du Nachtigallweibchen!
Mir grünet ein Läubchen,
Das grünt unvergleichlich
Da lispelt so schmeichlich
Die Luft in dem Laube
Der früheren Traube!
Da horch in dem Schatten
Die Lieder des Gatten;
Und theilet da Beide
Des Wonnemonds Freude;
Da sollt ihr mich lehren,
Den Schöpfer zu ehren,
Der Frühlinge schmücket,
Geschöpfe beglücket,
Und sanft um ihr Leben
Die Freude läßt schweben.

Overbeck.

Die Akademie der Wissenschaften.

Ein Spiel.

Ich weiß, meine jungen Freunde, wie einem Kinde zu Muthe ist. Denn ungeachtet ich jetzt sechs Fuß hoch bin, und schon eine hübsche Zahl von Jahren hinter mir habe, so war doch einmahl eine Zeit, da auch ich nicht größer und nicht älter war, als ihr jetzt seid.

Auch bin ich nachher immer mit Kindern umgegangen, habe mit ihnen gelernt, gearbeitet, gespielt und geschäkert; Alles zu seiner Zeit, versteht sich, und wie es sich gebührt.

Ich weiß daher, daß es Stunden giebt, in welchen wir Kinder — erlaubt mir immer, daß ich mich mit zu euch rechne! — nicht recht wissen, was wir mit unserer kleinen Person und mit unserer Zeit anfangen sollen.

Da ist z. B. so eine Stunde vor und nach dem Essen, Mittags und Abends, da das Lernen und das Arbeiten nicht so recht mehr von Statten gehen will, und da wir also gern etwas Anders vornähmen, wobei es keines Kopfbrechens und keiner sonderlichen Anstrengung bedürfte.

Wir Landleute sind in solchen Stunden weniger verlegen. Wir haben einen Garten dicht hinter dem Hause; und da müßten Regen und Wind es schon sehr ernstlich darauf anlegen, wenn sie uns abhalten wollten, von Zeit zu Zeit hineinzulaufen, um bald etwas zu pflanzen oder zu säen, bald etwas auszujäten oder zu beharken, bald etwas für die Küche, oder auch wol, nach erhaltener Erlaubniß, versteht sich, für unsern eigenen kleinen Mund zu pflücken.

Machts das Wetter einmahl gar zu arg, und müssen wir denn durchaus im Hause bleiben: nun so giebt es allerlei kleine häusliche Geschäfte, mit welchen man seine Zeit auch ganz artig hinbringen kann.

Da giebts Erbsen oder Bohnen auszukrüllen, Kräuter zu verlesen, türkische Bohnen abzuziehen, Obst zu schälen, und andere dergleichen Beschäftigungen, bei welchen man plaudern und scherzen kann, ohne müßig zu sein.

Aber was fangt ihr armen Stadtkinder in solchen trüben Stunden an?

Gewiß, ihr guten kleinen Leute, ihr habt mich oft gedauert; und deßwegen habe ich mich oft hingesetzt, um etwas für euch zu erdenken, was euch zur Unterhaltung und zum Vergnügen dienen könnte.

Noch gestern Abend, da wir eben wieder solch ein Regenwetter hatten, daß man nicht aus dem Hause gehn konnte, dachte ich an euch; und da ich gerade eine müßige Stunde hatte, so setzte ich mich hin, um ein neues Spiel für euch zu ersinnen.

Ich fand eins, und nannte es — hört einmahl welch ein prächtiger Name! — die Akademie der Wissenschaften. Das will ich euch nun beschreiben.

Habt ihr schon gehört, was eine Akademie der Wissenschaften ist? So nennt man eine Gesellschaft von Gelehrten, die zu gewissen Zeiten zusammenkommen, um über gelehrte Dinge zu sprechen, sich einander ihre Kenntnisse mitzutheilen, und gemeinschaftlich allerlei wichtige Untersuchungen anzustellen.

Erschreckt nur nicht, ihr guten Kinder! Ich meine nicht, daß ihr es gerade eben so machen sollt. Ihr sollt nur etwas treiben, was den Geschäften jener gelehrten Herren einigermaßen ähnlich sieht, ohne eben so mühsam zu sein. Hört nur erst meine Erklärung an.

In einer solchen Akademie ist zuvörderst ein Präsident oder Vorsitzer. Der ist der vornehmste unter Allen, sitzt oben an, und ordnet die Geschäfte, welche zu jeder Zeit getrieben werden sollen.

Die übrigen Mitglieder bestehen aus allerlei Gelehrten. Einige sind Geschichtsforscher, d. i., Leute, welche sich vornehmlich auf die Geschichte gelegt haben; Andere Erdbeschreiber, d. i., solche, welche in der Erdbeschreibung gut bewandert sind; Andere Meßkünstler, deren Hauptfach die Meßkunst oder Mathe-

matik ist; Andere Vernunftforscher oder Philosophen, d. i., Leute, welche viel über Gott, über die Welt, über den Menschen, besonders über die menschliche Seele und über Dasjenige nachgedacht haben, was man thun und lassen muß, um recht gut und recht glücklich zu werden. Wiederum Andere sind Belletristen oder Schöngeister, d. i., solche, welche die schönen Wissenschaften, die Wohlredenheit und die Dichtkunst lieben und sich ganz vorzüglich darin geübt haben. Noch Andere sind Naturbeschreiber, d. i., solche, die sich vornehmlich auf die Naturgeschichte gelegt haben.

In einigen Akademien giebts auch Künstler, z. B. Mahler, Bildhauer, Kupferstecher u. s. w.

Das Spiel nun, welches ich für euch erdacht habe, besteht darin, daß ihr euch zuerst einen Vorsitzer wählt; und wenn ich euch rathen soll, so nehmt ihr dazu die verständigste Person, die ihr haben könnt, etwa euren Vater oder euren Lehrer, auch wohl eure Mutter, wenn sie anders Lust dazu hat; denn seit kurzen hat man angefangen, auch Frauenzimmer zu Präsidenten solcher Akademien zu machen.

Seid ihr mit solcher Wahl zu Stande gekommen, dann müßt ihr zweitens unter euch selbst ausmachen, was nun ein Jeder von euch für ein Fach bekleiden soll. Der Eine muß nämlich ein Geschichtsforscher der Zweite ein Erdbeschreiber, der Dritte ein Meßkünstler, der Vierte ein Philosoph u. s. w. sein.

Sind eurer mehr, als ich kurz vorher Namen von Gelehrten genannt habe, so können zwei Geschichtschreiber und zwei Erdbeschreiber sein. Dann hat der Eine es nur mit der alten Geschichte, der Andere mit der neuern zu thun; und von den beiden Erdbeschreibern wählt der Eine sich die Erdbeschreibung der alten Welt,

der Andere die Erdbeschreibung der neuen. Naturbeschreiber können drei in diesem Spiele sein, indem der Eine sich auf das Thierreich, der Zweite auf das Pflanzenreich, und der Dritte auf das Steinreich einschränkt.

Ist Jemand in der Gesellschaft, der schon etwas von der Physik oder Naturlehre gehört hat, so kann dieser den Naturforscher vorstellen.

Außer den Künstlern kann auch Einer ein Handwerksverständiger, und noch Einer ein Landwirth sein.

Unterdeß daß diese Rollen nun vertheilt werden, schreibt der Vorsitzer allerlei Fragen aus den genannten Wissenschaften auf Kartenblätter. Ich will ein paar solcher Fragen zur Probe geben. Also:

1) Aus der Geschichte:
  a. Bei welchem Volke, und wie ist die Verfertigung des Glases, die größere Schifffahrt, die Purpurfarbe und die Buchstabenschrift erfunden worden?
  b. Wie und wo starb Karl XII., König von Schweden?

2) Aus der Erdbeschreibung:
  a. Was hat Preußen für Naturgüter, welche Deutschland nicht hat, und was können wir dagegen nach Preußen schicken, woran es dort gebricht?
  b. Welches sind die größten Ströme und die höchsten Gebirge in der Welt, und wo sind sie?

3) Aus der Meßkunst:
  a. Was ist eine gerade Linie?
  b. Was ist ein Winkel?

4) Aus der Philosophie:
  a. Wie siehet unsere Seele aus?
  b. Warum ist es nicht gut, zornig zu sein?

5) Aus den schönen Wissenschaften:

a. Die Akademie verlangt, daß ihr Schöngeist sie mit einer Fabel unterhalte.

b. Die Akademie verlangt, daß er sie durch ein kleines, gut hergesagtes Liedchen belustige.

6) Aus der Naturbeschreibung:

a. Etwas Merkwürdiges vom Pferde.

b. Etwas Merkwürdiges vom Esel.

7) Aus den Künsten und Handwerken:

a. Ein Mahler mahlt die berühmte Schlacht zwischen den Deutschen und dem Römischen Heere des Varus. Er hatte den Pulverdampf so natürlich vorgestellt, daß man glaubte, ihn wirklich aufsteigen zu sehen; und dennoch wurde dieser Dampf von Kennern sehr getadelt; warum?

b. Wer erfand das Schießpulver? wann erfand er es? und wie wird es gemacht?

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß die Gesellschaft auch Einen unter sich zum Geheimschreiber oder Secretair, und einen Andern zum König ernennt, zu welcher letzten Würde sie etwa Denjenigen erheben kann, der noch zu jung und zu wenig unterrichtet ist, als daß er eine andere Rolle übernehmen könnte. Denn was der König hier zu thun hat, kann ebenfalls auch Derjenige verrichten, der noch weiter nichts gelernt hat, als auf einem Throne zu sitzen und sich etwas vortragen zu lassen, was er eben nicht zu verstehen braucht. Der Geheimschreiber hingegen muß ein gescheiter Kopf sein.

Endlich muß ich noch erinnern, daß der Vorsitzer eine große Mütze von Papier macht, auf welcher mit leserlichen Buchstaben der Name Midas steht. Wozu dieselbe gebraucht werden soll, wird nachher folgen.

Der Vorsitzer und die Andern setzen sich nun an einen Tisch, und der König auf einen für ihn errichteten

Thron. Der Geheimschreiber sitzt neben dem Vorsitzer.

Vor diesem letzten steht ein Topf, in welchen er die beschriebenen Kartenstücke wirft, und sie durch einander schüttelt. Er giebt hierauf mit einem Stabe, der neben ihm liegt, das Zeichen des Stillschweigens, indem er damit auf den Tisch schlägt. Von diesem Augenblick an ist Alles mausestill.

Und der Vorsitzer beginnt:

Schaut auf ihr Herren allzumahl!
Wir schreiten jetzt zur grossen Wahl
Der grossen Frage, die für heut
Uns Stoff zum ernsten Denken beut.

Mit diesen Worten zieht er eins der beschriebenen Kartenstücke aus dem Topfe, und reicht es dem Schreiber. Dieser erhebt sich von seinem Sitze, macht eine Verbeugung gegen den Vorsitzer und die Versammlung, liest die Frage mit lauter Stimme vor, macht abermahls eine Verbeugung, und setzt sich wieder nieder.

Der Vorsitzer überreicht hierauf das Kartenblättchen demjenigen Mitgliede, in dessen Fach die Frage einschlägt, indem er zu ihm sagt:

Erhebe dich, o weiser Mann,
Und zeig' uns deine Antwort an!

Hierauf erhebt sich der Akademiker, macht, wie oben, eine Verbeugung, beantwortet hierauf mit langsamer und vernehmlicher Stimme die auf dem Kartenblättchen stehende Frage, macht abermals eine Verbeugung, und setzt sich nieder.

Wird die Antwort gebilliget, so klatscht der Vorsitzer mit den Händen, und die ganze Versammlung thut ein Gleiches.

Wird hingegen die Antwort unwahr befunden, oder weiß der Aufgerufene ganz und gar keine Antwort auf die Frage, so erklärt der Präsident ihn für einen Mi=

das, indem er ihm unter folgenden Worten die Midasmütze aufsetzt;

O Midas, Midas, hochgeboren,
Verberge deine langen Ohren
Wohl unter diesem Mützchen fein,
Wird anders Raum für sie da sein!

Die ganze Gesellschaft läßt hierauf ein lautes Hu! Hu! ertönen, erhebt sich von ihren Sitzen, zieht dem Midas, die Mütze über die Augen, so daß er gar nichts sehen kann, schließt einen Kreis um ihn, tanzt und singt:

Willkommen, Herr Midas,
O, gehn sie nicht fürbas!
Es ist hier ja schön.
Man saget, Herr Midas,
Sie hätten so etwas
Apartes zu sehn!
Wir bitten, wir flehn,
O, lassen sie sehn!
O, lassen sie sehn! *)

Am Ende des Liedes steht der Kreis still; Einer aus der Gesellschaft zupft den Midas, jedoch mit Bescheidenheit, am Ohrläppchen, und Midas muß errathen, wer Der sei, der ihn gezupft hat. Trifft er es, so ist er frei, und man verfügt sich wieder zu den Sitzen, um fortzufahren; trifft er es nicht, so fangen Tanz und Gesang wieder von vorn an.

Sobald die Gesellschaft wieder zum Sitzen gekommen ist, giebt der Präsident abermahls das Zeichen zum Schweigen, zieht unter obigen Worten abermahls ein Kartenblättchen hervor, und man wiederholt das ganze

*) Die Weise zu diesem Liede findet man am Ende dieses Bändchens.

Verfahren, welches ich jetzt beschrieben habe, so oft, bis der Vorsitzer merkt, daß es Zeit sei, die Sitzung zu endigen.

Damit nimmt der Geheimschreiber alle herausgekommene Kartenblättchen in die Hand, und tritt mit einer tiefen Verbeugung vor Se. Majestät, den König, um von Demjenigen, was man jetzt untersucht und ausgemacht hat, allerunterthänigsten Bericht abzustatten.

Ich will auch hievon ein Beispiel geben, indem ich dabei voraussetze, daß die Akademie diesmahl diejenigen Fragen untersucht habe, die ich oben zur Probe vorlegte.

Der Sekretär redet also den König folgendermaßen an:

„Sire,

Eurer Majestät allerunterthänigste Akademiker haben mir den Auftrag gegeben, den Erfolg ihrer heutigen gelehrten Untersuchungen vor Höchstdero erhabenem Throne in Demuth niederzulegen.

In der Klasse der Geschichte wurde die Frage aufgeworfen: bei welchem Volke und wie die Verfertigung des Glases, die größere Schifffahrt auf offenem Meere, die Purpurfarbe und die Buchstabenschrift erfunden sei? und es wurde ausgemacht, daß wir alle diese Erfindungen den Phöniziern zu verdanken hätten.

Mit der Erfindung des Glases sei es folgendermaßen zugegangen: ein Schiff, mit Salpeter beladen, habe sich dort vor Anker gelegt. Die darauf befindlichen Kaufleute wären ans Land gegangen, um sich daselbst eine Mahlzeit zuzubereiten. Da sie nun keine Steine gefunden, um den Kessel darauf zu setzen, so hätten sie einige Stücke Salpeter dazu gebraucht. Die Glut des Feuers habe diesen Salpeter und den Sand, worauf er gelegen, geschmelzt, und da habe man etwas aus dem Feuer hervorfließen sehen, welches nach geschehener Abkühlung eine Art von Glas gewesen sei.

Man habe hierauf allerlei Versuche angestellt, bis man endlich auf diejenige Art, Glas zu machen, verfallen sei, welche noch jetzt üblich ist.

Die Erfindung der Purpurfarbe sei gleichfalls durch einen Zufall veranlaßt worden. Ein Schäferhund habe aus Hunger eine Purpurschnecke gefressen; der schöngefärbte Saft dieses Thieres habe ihm an der Schnauze geklebt; dies sei bemerkt worden, und man habe hierauf versucht, mit eben diesem Safte Zeuge zu färben.

Für die Klasse der Erdbeschreiber ward die Frage aufgeworfen: was Preußen für Naturgüter habe, welche uns in Deutschland fehlen, und was man, im Gegentheile, in Deutschland habe, woran es in Preußen gebreche? Ew. Majestät getreueste Erdbeschreiber beantworteten diese Frage folgender Gestalt: Preußen habe Bernstein, Elendthiere und vorzüglich schönen Honig; es fehle ihm aber an Salz, an Wein und an edeln Metallen, welche Deutschland hervorbringe.

Auf die Frage: welches die höchsten Gebirge in der Welt seien? antworteten ebendiese Erdbeschreiber: die Kordilleras in Südamerika; und auf die dritte Frage nach den größten Strömen in der Welt, gaben sie den Bescheid: in der alten Welt der Wolgastrom, und in Amerika: der Amazonenfluß und der Missisippi.

Der philosophischen Klasse wurde hierauf die Frage vorgelegt: was für eine Gestalt unsere Seele habe? Aber die erleuchtete philosophische Klasse antwortete: unsere Seele habe gar keine Gestalt, weil sie ein unsichtbarer Geist sei. Und als man sie weiter fragte: warum es nicht gut wäre, zornig zu sein? erwiederte sie: weil der Zorn eine Krankheit der Seele, ein vorüberge-

hender Wahnsinn sei; weil der Zorn auch die Gesundheit des Leibes zerstöre, und weil ein zorniger Mensch Manches rede und thue, was er nachher bereuen müsse.

Die mathematische Klasse — aber ich bemerke in tiefster Unterthänigkeit, daß Ew. Majestät Augenlieder schwer zu werden geruhen, und daß Ihr Höchster Mund die Gnade hat, sich von Zeit zu Zeit gar merklich weit zu öffnen.

Ich sehe dies als einen allergnädigsten Wink für mich an, daß ich aufhören soll, und schließe daher meinen demüthigen Bericht, indem ich mich und die ganze Akademie Ew. Majestät ehrerbietigst zu Füßen lege."

Der Vorsitzer beschließt hierauf die feierliche Versammlung, indem er einige Preisfragen aufsetzt und die Herren Akademiker ermuntert, an der schriftlichen Beantwortung derselben bis zur nächsten Versammlung zu arbeiten. Er bestimmt zugleich den Preis, um welchen gekämpft werden soll.

Tugendhafte Ueberwindung der Begierde nach Leckereien.

Karl hatte an dem Geburtstage eines reichen Mannes eine Rede gehalten, und von diesem dafür einen Dukaten zum Geschenk bekommen.

So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt, und dies war zugleich das erste, was er, wenigstens gewissermaßen, sich selbst erworben hatte, und was er also als sein Eigenthum betrachten konnte.

Der Knabe taumelte fast vor Vergnügen.

Nachdem nun aber der Rausch der Freude vorüber

war, fing er an zu überlegen: wie er das Geld anwenden wolle?

Sein erster Gedanke war: ich will mir Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Kuchen, Rosinen und Mandeln dafür kaufen. Das soll schmecken! rief er aus, und drehte sich auf einem Beine herum.

Aber — fuhr er fort mit sich selbst zu sprechen — schmecke gut, währe lange, sagt das Sprichwort. Der Dukaten wird nicht ewig währen; der ist gar bald aufgegessen; und wenn er nun aufgegessen ist, so ist der junge Herr eben so darnn, als wenn er nie einen Dukaten gehabt hätte.

Ei nun, man kanns ja eintheilen! Heute für einen Groschen Kuchen, über acht Tage für einen Groschen Mandeln und Rosinen! Da reiche ich mit dem Dukaten — er gilt ja wenigstens drei Thaler — über ein Jahr aus.

Aber wer steht mir dafür, daß ich es bei dieser Eintheilung werde bewenden lassen? Ist das Dukätchen einmahl gewechselt, dann hüpfen die Groschen in der Tasche! Da gehts in acht Tagen oft vor dem Kuchenbäcker vorbei: fange der junge Herr nur erst an zu naschen, da wirds bald nach Mehrem schmecken, und wer weiß, ist in acht Tagen noch ein Groschen davon übrig?

Das Bürschchen verdirbt sich wol noch obenein den Magen, nascht sich wol gar krank; und was hat es dann davon? Nichts, als daß es sich Schmerzen, und seiner guten Mutter Angst und Kosten macht.

Meiner Mutter? Das gab mir ein guter Geist ein, daß ich jetzt an meine Mutter dachte.

Hier ging Karl mit schnellen Schritten, ohne sich umzusehen, nach Hause, umarmte seine Mutter, und:

Hier, sagte er, liebe Mutter, ist der erste Dukaten,

den ich erworben habe, verdient kann ich noch nicht einmahl sagen.

Sie haben mich nun zwölf Jahre gespeiset, getränket und gekleidet; ich habe mich auch wol viel tausend Mahl bei Ihnen bedanket, Ihnen die Hand geküßt. Ja, das ist auch was Rechts! Gönnen Sie mir die Freude, daß ich mich jetzt zum erstenmahl durch die That dankbar bezeige.

Nehmen Sie den Dukaten; thun Sie sich etwas dafür zu gute. Es ist Ihnen ja, seitdem der Vater gestorben ist, sauer, blutsauer geworden.

Der Mutter stürzten vor Freuden die Thränen aus den Augen, und der Knabe empfand eine Wonne, eine Seligkeit, die er noch nie gefühlt hatte, und die viel tausend Mahl größer war, als das Vergnügen, welches er sonst empfand, wenn er allerlei Naschwerk genoß.

Doch das war noch nicht Alles. Seine Mutter legte den Dukaten so gut an, daß er ihr alle Jahre etwas einbrachte; und der dankbare Sohn genoß, so lange sie lebte, das Vergnügen zu sehen, wie sich die Mutter dafür erquickte.

Täglich zu singen.

Ich danke Gott, und freue mich,
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer,
Und Land und Gras kann sehen,
Und Abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen.

Und daß mir dann zu Muthe ist,
Als wenn wir Kinder kamen,
Und sahen, was der heilge Krist
Beschert, und wir dann nahmen.

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wär vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer, reicher Mann,
Und auch wol keiner werde.

Denn Ehr und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren!
Und Vielen hats das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen,
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kanns aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bei Ja! und Nein!
Ein rechter Lohn und Segen!
Drum will ich mich nicht groß kastein
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag
So viel ich darf zum Leben;
Er giebts dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben?

Claudius.

Der Mann und das Vögelein.

Eine Fabel.

Ein Vogler fing ein Vögelein;
Das sprach zum Vogler: Sieh, wie klein
Und leicht ich bin! Was nütz' ich dir?
Laß mich zum Walde wiederkehren!
Aus Dankbarkeit will ich dafür
Dir auch ein schönes Sprüchlein lehren.

Wohlan! laß sehn, versetzt der Mann,
Was mir ein Zeisig lehren kann.

Das Vögelein war herzlich froh,
Und sagte zu dem Vogler so:
Mein Spruch ist der: „Ein weiser Mann
Zwar auch zuweilen irren kann,
Allein er nimmt doch den Verstand
Bei allen Dingen erst zur Hand,
Und grämet sich zu keiner Frist
Um Etwas, das nicht möglich ist."

Ein schöner Spruch, versetzt der Mann,
Den jedes Kind mir lehren kann!
Doch sei's! Fort! Ich entlasse dich.

Das Vögelein, sobald es sich
Auf einen nahen Baum gesetzet,
Denkt: Laß doch sehen, ob der Mann,
Der meinen Spruch so wenig schätzet,
Nun auch die Probe halten kann!

O, fängt es zu dem Vogler an,
O, seht ihn doch, den dummen Mann,
Den gar ein Zeisig äffen kann!
Denn wisse nur, mein Leib enthält
Das größte Kleinod von der Welt,
Den herrlichsten Karfunkelstein.
Zwei Tonnen Goldes waren dein,
Die hast du mit mir fliegen lassen.

Weg fliegt darauf das Vögelein:
Und er — weiß sich vor Unmuth nicht zu fassen.

Als die Frühlingssonne zum ersten Mahl in mein Zimmer schien.

O liebe Sonne, sei gegrüßt!
Hier hab' ich lange dich vermißt!
Nun schenkest du zum ersten Mahl
Mir wieder deinen sanften Strahl.

Ich grüße dich, du schönes Licht,
Mit heiterm, frohen Angesicht;
Du gießest reinen frohen Sinn
Auf Alles, was da lebet, hin.

Du bist ein Wesen, heiß und rein:
So soll auch meine Seele sein,
Von heißer Menschenlieb' entbrannt,
Von aller Bosheit abgewandt.

Du bist mit Klarheit angethan,
Und wanderst immer rechte Bahn:
Wohl mir, wenn ich, wie du, im Licht
Der Wahrheit geh; dann strauchl' ich nicht.

Du legst dich nimmer, auszuruhn,
Kommst immer wieder, wohlzuthun;
Du achtest weder Stand noch Glück,
Auf Bös' und Gute strahlt dein Blick.

Heil dir, o Licht voll Lieb' und Macht!
Du Bild von Dem, der dich gemacht!
Ich bin sein Ebenbild, wie du,
Wenn ich, gleich dir, nur Gutes thu.

O würd' ich von dir allezeit
Befunden wacker und bereit!
Dann dürft' ich deinen hellen Strahl
Willkommen heißen alle Mahl.

Dann dürft' ich nie zur Erde sehn
Und weg aus deinem Lichte gehn;
Denn unwerth deiner früh und spat
Ist, wer kein gut Gewissen hat.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold,

Einst sah ich sie bei stetem Glück
In tausend, tausend Freuden;
Nun sieht sie mein bethränter Blick
In kleinen, kurzen Leiden.

Die bestrafte Eitelkeit.

Ein kleines Schauspiel.

Personen.

Herr Arens, ein Kaufmann.
Frau Arens, dessen Gattinn.
Kristel, ihr Sohn.
Jakob, ein junger Bursche vom Lande.
Zwei Gesellschafter.

Erster Auftritt.

(In Herrn Arens Hause auf der Flur.)

Herr Arens und Frau Arens.

Herr Arens.

Da wandelt unser Kristel wieder mit dem Buche in der Hand auf dem Hofe herum! Ich fürchte, ich fürchte, es geschieht mehr aus Eitelkeit, als aus Lernbegierde, daß er sich immer so mit Büchern trägt?

Frau Arens.

Und woher kommt dir diese Besorgniß, mein Lieber?

Herr Arens.

Woher? Bemerkst du nicht, wie er bald hieher, bald dorthin blickt, um zu sehen, ob auch wol Jemand auf ihn Acht habe?

Frau Arens.

Aber seine Lehrer geben ihm doch das Zeugniß, daß

er recht fleißig lernt; und Alle sagen ja, daß er für sein Alter schon sehr viel wisse.

Herr Arens.

Wol war; aber wenn meine Besorgniß gegründet ist, daß sein Bißchen Wissen ihn schon eitel gemacht hat, so sollte es mir tausend Mahl lieber sein, wenn er noch gar nichts wüßte, und fein bescheiden geblieben wäre.

Frau Arens.

Noch gar nichts?

Herr Arens.

Ja, Frau! Ein Mensch ohne alle gelehrte Kenntnisse, der bescheiden, arbeitsam und redlich ist, ist ein weit nützlicheres und ehrwürdigeres Glied der menschlichen Gesellschaft, als der größte Vielwisser, dem seine Gelehrsamkeit den Kopf verdreht und das Herz aufgebläht hat.

Frau Arens.

Wir wollen hoffen, daß das bei unserm Kristel nie der Fall sein werde!

Herr Arens.

Der Himmel gebe es! Ich denke, wir thun am besten, wenn wir ihn heute mit aufs Land nehmen, und ihn da ein paar Monate zubringen lassen. — Aber da kommt er ja hergegangen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Kristel, nachher auch Jakob.

Kristel

(mit dem offenen Buche in der Hand, ohne die Augen davon aufzuschlagen).

Mutter, da ist der dumme Bauerjunge wieder, der immer was zum Verkaufe bringt.

Herr Arens.

Kristel, was berechtigt dich, diesen Burschen dumm zu nennen?

Kristel.

Hat er doch nichts gelernt!

Herr Arens.

Aus Büchern, meinst du? Aber vielleicht hat er andere Dinge gelernt, wovon du nichts verstehst. Oder meinst du, daß Verstand und Geschicklichkeit nur aus Büchern geschöpft werden? Da würdest du eine thörichte Meinung haben. — Du sollst mit uns aufs Land fahren; mache dich fertig, und komm nachher zu mir auf mein Zimmer.

(Geht ab).

Frau Arens.

Sage dem Jakob, daß er hier warte; ich will die Köchinn herunterschicken.

(Ab.)

Kristel (zu Jakob).

Du! — Hierher! Sollst hier warten.

Jakob (tritt herein).

Gott grüß, junger Herr!

Kristel.

Sein Diener! (Macht ihm eine spöttische Verbeugung.)

(Jakob stellt sich mit seinem Korbe an die Wand, und behält den Hut in der Hand. Kristel geht vor ihm auf und nieder, und grinst ihn an, so oft er bei ihm vorübergeht. Jakob sieht ihn mit großen Augen an, als Einer, der nicht weiß, was der Andere will.)

Kristel.

Du, wie groß ist wol der Mond?

Jakob.

Wie ein Pfannkuchen, Herr!

Kristel.

Ha! ha! ha! — Ueber den einfältigen Bauerlümmel!

(Jakob begnügt sich, ihn starr anzusehen, und Kristel fährt fort, auf- und nieder zu gehen.)

Kristel.

Hast du den diesjährigen Musenalmanach schon gelesen?

Jakob.

Muschö, was Sie da nennen, davon steht nichts in unserm Evangelienbuche, und im Katechismus auch nicht.

Kristel.

Ha! ha! ha! — O, über den einfältigen Tölpel! Als wenn der Musenalmanach auch zum Evangelienbuche gehörte!

(Jakob schweigt abermahls, und Kristel geht wieder auf und ab.)

Kristel (auf Jakobs Hände zeigend).

Wo hast du denn das Elephantenleder zu deinen Handschuhen hergekriegt?

Jakob.

Mit Gunst, Herr, es sind nur meine bloßen Hände.

Kristel.

Fi! da könnte man ja Schuhsohlen herausschneiden, so dick ist die Haut darauf!

Jakob.

Von Faulenzen ist sie so dick nicht geworden. Sie haben gut sprechen; das glaube ich. — Und doch, Herr, möchte ich mir Ihr Leben nicht wünschen. Wacker arbeiten, und seinen Nebenmenschen ungehudelt lassen, das geht 'rmit! Adjös!

(Will gehen; wird aber von der Köchinn in die Speisekammer gerufen.)

Kristel.

Ich glaube gar, der Bauertölpel wurde ungehalten. Ei seht doch! — Aber ich soll mich ja reisefertig machen!

(Geht ab).

Dritter Auftritt.

(Auf dem Lande, beim Eingange des Waldes).

Herr Arens, Frau Arens, Kristel, ein paar Gesellschafter.

Herr Arens.

Es ist doch wirklich ein schöner Abend! Ich dächte, wir gingen immer hier vorn den Wald entlang, um nicht durch das Gebüsch gehindert zu werden, den Untergang der Sonne anzusehen!

Erster Gesellschafter.

Wie's Ihnen beliebt! — Sie wird heute sehr schön untergehen: der westliche Himmel ist ungemein heiter.

Herr Arens.

Und Alles ist schon so still und ruhig in der Natur! — Hören Sie die Nachtigall?

Zweiter Gesellschafter.

O herrlich! — Wie sie wirbelt und kräuselt! —

Herr Arens.

(zu Kristel, der sich mit einem Buche in der Hand etwas entfernt hat).

Kristel! So komm doch hier und bleib bei der Gesellschaft! Hörst du die Nachtigall schlagen?

Kristel.

Ich lese hier etwas, das mir mehr Vergnügen macht.

Erster Gesellschafter (zu Herrn Arens).

Wenn das Ernst ist, so bedaure ich den Kleinen; und wenn's nicht ist — doch das wolle der Himmel nicht, daß er sich nur so stellen sollte!

Herr Arens.

Komm, komm, Kristel, und sei kein Narr!

Kristel
(sich immer mehr entfernend.)

O, erlauben Sie mir doch, daß ich meine Wißbegierde befriedigen darf.

Herr Arens.

Nun, so befriedige sie denn, und geh, wohin du willst.

Frau Arens.

Aber, Kind, er könnte sich verirren!

Herr Arens.

Mag er doch, wenn er's nicht besser haben will.
(Gehen Alle vorüber.)

Kristel (ihnen nachsehend).

Nun sind sie weg, und ich brauche mich nicht mehr zu verstellen. (Steckt das Buch in die Tasche). — Was doch die Fremden von meinem Fleiße denken werden! Ich möchte jetzt wol ein Vögelchen sein, und ihnen nachfliegen, um zu hören, wie sie mich loben werden. Aber still! ich wills noch besser machen. Ich will mich da durchs Gebüsch schleichen, und immer so fortgehen, daß sie mich nicht wieder finden können, und dann glauben, daß ich mich unterm Lesen und Nachdenken verirrt habe. Ich habe einmahl gehört, daß es die Gelehrten so zuweilen machen sollen. Daß dich! da werden sie mich auch für einen Gelehrten halten; und dann wirds an ein Loben gehn! Aber ich glaube gar, sie kommen schon zurück; ich muß nur laufen, daß sie mich nicht sehen. Hurtig!

(Läuft ins Gebüsch).

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, außer Kristel.

Herr Arens.

Wo doch der wunderliche Junge mag geblieben sein!

Frau Arens.

Sagte ichs nicht, Kind, er könnte sich verirren? Himmel, wenn er nur nicht schon zu weit ist!

Herr Arens.

Sei unbesorgt! (rufend) Kristel! — He! Kristel! Wo bist du? Hörst du nicht? Kristel!

Erster Gesellschafter.

Wir wollen uns vertheilen, um ihn aufzusuchen. Bleiben Sie mit Madam hier, ich gehe da hin.

Zweiter Gesellschafter.

Und ich dort hin; sein sie unbekümmert, wir werden ihn schon finden! (Beide gehn ab).

Frau Arens (nach einer Pause).

Ich höre nichts. Gott! wenn sie ihn nicht fänden!

Herr Arens.

Nun?

Frau Arens.

Was würde aus dem armen Jungen werden! Und was aus uns, wenn er die Nacht im Walde bleiben müßte?

Herr Arens.

Kind, du weißt, daß ich ihn nicht weniger liebe, als du; aber die Wahrheit zu sagen, es würde mich eben nicht sehr betrüben, wenn sie ihn nicht fänden.

Frau Arens.

Wie meinst du das?

Herr Arens.

Ich bin nun völlig überzeugt von dem, was ich diesen Morgen bloß vermuthete, daß der Junge den Kopf voll Eitelkeit und Narrheit hat, und daß er Alles, was er thut, bloß deßwegen thut, um bewundert zu werden. Es ist mir gar kein Zweifel übrig, daß er bloß deßhalb auch vorher sich von uns entfernte, und sich stellte, als wenn

er so verpicht aufs Lesen wäre, damit die Fremden nur von ihm sprechen sollten. Das bekümmert mich mehr, als wenn wir ihn verloren hätten; denn ich sorge, ich sorge, daß die Krankheit seiner Seele, die ich, leider! zu spät bemerkt habe, schon unheilbar geworden sei! Und dann ist er und bleibt er zeitlebens ein unglückseliges Geschöpf! — Vielleicht aber, daß es etwas zu seiner Besserung beitragen kann, wenn er seiner Narrheit wegen eine Zeit lang in der Irre umhergehen und einige Beschwerlichkeiten erdulden muß.

Frau Arens.

Wenn nur die Nacht nicht schon hereinbräche! Gott! da kommen sie wieder, und bringen ihn nicht. Ich Unglückselige!

Die beiden Gesellschafter.

Alle unsere Mühe ist vergeblich gewesen. Er ist nirgends zu finden. Wir wollten Ihnen nur sagen, daß Sie nicht länger auf uns warten möchten, denn wir wollen jetzt den ganzen Wald durchlaufen, und nicht eher nach Hause kommen, als bis wir ihn gefunden haben.

Herr Arens.

Meine Herren, ich bitte Sie, geben Sie sich weiter keine Mühe. Ich habe meine Ursachen, warum ich wünsche, daß mein Sohn sich in dieser kleinen Verlegenheit selbst helfen möge.

Frau Arens.

Aber, Kind, bedenke doch —

Herr Arens.

Ich habe Alles bedacht; der Junge ist schon elf Jahr alt. Wenn er seinen Verstand gebrauchen will, so kann er sowol aus dem aufgehenden Monde, als auch aus der Richtung des Abendwindes schließen, wohin er sich wenden muß, um wieder nach Hause zu finden

Frau Arens.

Aber wenn er nun. —

Herr Arens.

Und wenn er nun auch nicht so klug wäre, sich nach diesen Merkmahlen zu richten, und also die ganze Nacht im Walde zubringen müßte: mag's! Die Nächte sind jetzt nicht sehr kalt, der kleine Wald ist überall ganz sicher, und vor Hunger wird er auch nicht gleich sterben. — Hat er sich selbst aus Narrheit in Verlegenheit gebracht, so mag er sich nun auch selbst wieder heraushelfen. Sei nur ruhig, gutes Weib! Es ist besser, etwas, auch mit Gefahr seines Lebens, zu wagen, als ihm durch zu große Sorgfalt eine Gelegenheit zur Verbesserung zu entziehen. Komm, Liebe; kommen Sie, meine Freunde; ich bin sein Vater, und weiß, was ich thue.

Fünfter Auftritt.

Kristel (allein); hernach Jakob.

Kristel (tief im Walde hin- und herlaufend).

Was habe ich gemacht? — Ich Unglücklicher! Wie werde ich mich durchfinden? Es ist schon Nacht; und ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. — (Er ruft.) Vater! Vater! — Wehe mir! Es antwortet Keiner. O ich armer, armer Mensch, was soll ich nun anfangen? (Er weint.) — Vater! o lieber Vater, wo sind Sie? Antworten Sie doch ihrem armen unglücklichen Sohne! — Himmel! Was regt sich da im Gebüsch! Wenns ein Wolf wäre! O Jammer! Hülfe! Hülfe!

Jakob (der auf das Geschrei herbeiläuft).

Was giebts hier? Wer schreit da? (Indem er Kristel gewahr wird.) Aber sieh, sieh! Ei in aller Welt, junger Herr, wie kommen denn Sie hierher?

Kristel (seine Hand ergreifend).

O mein herzenssüßer, liebster Jakob! Ich habe mich verirrt.

Jakob

(macht anfangs große Augen, und bricht endlich in ein lautes Lachen aus).

Ha! ha! ha! — Ei, zum Geier, Herr, für wen sehen Sie mich denn an? — Ich? Ihr herzenssüßer, Ihr liebster Jakob? Hi! hi! hi! Gewiß, Sie irren sich; ich bin ja nur ein dummer Bauerlümmel! Wissen Sie denn nicht? Fi! lassen Sie meine garstige Hand los, die ist ja von Elephantenleder!

Kristel.

O, mein bester Freund, verzeihe er meine Beleidigungen, und bringe er mich aus Barmherzigkeit wieder zu meinem Vater. Er soll auch ein gutes Trinkgeld erhalten.

Jakob (vor ihm auf- und niedergehend.)

Haben Sie schon den diesjährigen Musenalmanach gelesen?

Kristel

(schlägt vor Scham und Reue die Augen nieder).

Ach!

Jakob.

(den Finger an die Nase legend, und zum Himmel sehend.)

Aber sagen Sie mir doch, mein liebes gelehrtes Herrchen, wie groß mag wol eigentlich der Mond sein?

Kristel (schluchzend)

Ach! — aus — Barm — Barm — he — her — herzig — keit —

Jakob.

Nun sieht der Herr, daß man ein dummer Bauertölpel sein, und doch zu vielerlei nützen kann, und also deßwegen nicht verächtlich ist! Was gäben Sie nicht

jetzt darum, wenn Sie, statt zu wissen, wie groß der Mond ist, den rechten Weg wüßten, und, so wie unser Eins, sich nichts daraus machten, obs Tag oder Nacht ist, ob Sie Einer begleitet oder nicht?

Kristel.

Ich erkenne ja mein Unrecht, und verspreche ihm, daß ich nie, nie wieder so thöricht sein will.

Jakob.

Schon gut, aber das könnte wol nur eine Rothbuße sein, die nicht Stich hielte. Der Herr muß erst ein wenig fühlen, was es auf sich hat, eines ehrlichen Mannes Kind für einen Pudelhund zu halten, mit dem man umspringen kann, wie man will, ohne daß ein Hahn danach krähet. — Aber damit Sie sehen, daß ein braver Bauer nicht rachgierig ist, so will ich Sie diese Nacht bei mir behalten, da wo ich die Pferde hüte, und Sie morgen früh wieder zu Ihrem Vater bringen. Kommen Sie, ich will Schlafkammer und Bettstelle mit Ihnen theilen.

Kristel.

O, mein gütiger Freund!

Jakob

(unter einem Eichbaume sich niederlegend).

Nun, Herr, bedienen Sie sich Ihrer Freiheit.
(Indem er sich einen Stein unter den Kopf rückt).

Kristel.

Wo ist denn seine Schlafkammer?

Jakob.

Wir sind mitten drin! — Und dies hier (auf den grünen Boden schlagend) ist mein Bett. Nehmen Sie Platz.

Kristel.

Ach! sollen wir denn so unter freiem Himmel liegen?

Jakob.

Ich versichere Sie, junger Herr, der König selbst hat

keine solche Bettsponde. Schauen Sie nur über sich, unter welchem schönen Betthimmel wir hier schlafen! Sehen Sie, er ist ganz mit Karfunkeln besetzt, und dort (auf den Mond zeigend) ist unsere Nachtleuchte. — Nun, wie ist Ihnen?

Kristel.

Ach! liebster Jakob, mich friert und hungert gar zu sehr!

Jakob.

Nun, dazu kann Rath werden. Machen Sie doch ein Feuer an; und hier sind ein paar Kartoffeln, die bereiten Sie sich zu, so gut Sie es gelernt haben.

Kristel.

Lieber Gott! Wie soll ich das anfangen? Ich habe ja kein Feuer und Kartoffeln habe ich nie gekocht.

Jakob (lachend).

Ei! Stand denn nichts davon in ihren Büchern?

Kristel.

Nichts, lieber Jakob.

Jakob.

Nun, so sollen Sie denn gleich sehen, daß ich gelehrter, als Sie und alle ihre Bücher bin! — Ein klein wenig Geduld! (Holt sein Feuerzeug aus der Tasche und schlägt an.) Pink! da haben wir schon Feuer; und nun (indem er eine Handvoll trockenes Gras nimmt, den glimmenden Zunder hineinthut, und es hin- und her schwenkt, bis es Flamme fängt) soll der Herd bald bestellt sein! (Er legt Reisholz auf das brennende Gras.) Da sehen Sie! — Nun hier unsere Braten! (Legt die Kartoffeln ans Feuer.) Ich stehe dafür, sie sollen gewiß gut schmecken.

Kristel.

O mein Freund, wie soll ich ihm vergelten, was er für mich thut?

Jakob.

Als wenn ichs deßwegen thäte! Schade was fürs Vergelten! Ists nicht schon Lohn genug, wenns Einem so wohl dabei ist? — Aber warten sie ein wenig; mittlerweile, daß die Kartoffeln braten, hole ich Ihnen ein paar Bund Heu von der Wiese; da sollen Sie drauf schlafen wie ein Prinz.

(Geht).

Kristel.

Ich Unbesonnener! Wie konnte ich doch so dumm und so ungerecht sein, diesen Menschen zu verachten? — Was bin ich gegen ihn? Wie klein werde ich in meinen eigenen Augen, wenn ich sein Betragen gegen das meinige halte? — Aber das soll mir auch nie wieder begegnen! Von nun an will ich keinen Menschen mehr gering schätzen, und nicht mehr so eitel und so hochmüthig sein, als ich gewesen bin. —

Jakob (bringt ein paar Bund Heu).

Da! — Und nun laß sehen, was unsere Braten machen? — O, sie sind schon fix und fertig! Nehmen Sie, nehmen Sie, weil sie warm sind; so schmecken sie am besten!

Kristel.

Aber er wird mit essen?

Jakob.

Dasmahl nicht: es ist gerade für Sie, junger Herr.

Kristel.

Aber —

Jakob.

Lassen Sies gut sein; ich esse fürwahr nicht mit! Mich hungert nicht. — Nun, wie schmeckts?

Kristel.

Vortrefflich, lieber Jakob!

Jakob.

Gelt! es schmeckt hier besser, als in der Stadt.

Kristel.

O viel, viel besser!

Jakob.

Nun, wenn Sie fertig sind, so legen Sie sich hier nieder. (Er breitet das Heu aus.) Ich will denn schon sehen, daß das Feuer nicht ausgehen soll. (Kristel legt sich.) So! und damit decken Sie sich (indem er seine Jacke auszieht und sie ihm auflegt). Und nun gute Nacht!

Kristel.

Guter Jakob, ich möchte weinen, daß ich ihn so verkannt habe.

Jakob.

Nichts mehr davon! Gute Nacht, gute Nacht! Morgen weckt uns die Lerche. (Kristel schläft ein und Jakob bleibt bei ihm sitzen, um das Feuer zu unterhalten.)

Sechster Auftritt.

(Gegen Morgen.)

Kristel (noch schlafend) und Jakob.

Jakob (ihn anrührend).

Nun, Herr Schlafkamerad, wirds jetzt genug sein? Die Lerche trillert schon ihren Morgengesang, und die Sonne wird gleich hinter dem Berge hervorkommen. Wollen wir uns nun aufmachen, um zu Ihren Aeltern zu gehen?

Kristel (sich die Augen reibend).

Ja — ja — gleich! — Guten Morgen, lieber Jakob!

Jakob.

Schönen Dank! Wie haben Sie geschlafen?

Kristel (aufstehend).

Recht gut, mein Lieber. Da hat er sein Kamisol wieder, und tausendmahl Dank —

Jakob.

Es ist gern geschehn. Nun marsch! nach Hause! Ich führe Sie.

Siebenter Auftritt.

(Herrn Arens Landhaus.)

Herr Arens, Frau Arens, die beiden Gesellschafter, nachher Jakob und Kristel.

Herr Arens.

Gieb dich zufrieden, liebe Frau; es wird, wills Gott! Alles gut gehen; ich will einige Leute nach ihm ausschicken. — Aber wer pocht draußen? (Die Thür aufmachend.) Sieh, sieh!

Frau Arens (ihren Sohn erblickend.)

Gott sei Dank! — O du unartiges Kind, was hast du uns diese Nacht für Kummer gemacht!

Kristel.

Verzeihung, liebste Mutter. und Sie, bester Vater! Verzeihung! (ihnen die Hand küssend.) Sie erhalten Ihren Sohn besser wieder, als Sie ihn verloren hatten.

Herr Arens.

Wie das?

Kristel.

Ich bekenne, daß ich ein eitler Geck gewesen bin. Was würden sie Demjenigen geben, der mich gebessert hätte?

Herr Arens.

Alles, was in meinem Vermögen steht.

Kristel.

Sehen Sie hier (auf Jakob zeigend) meinen lieben

Lehrmeister, meinen Wohlthäter, meinen Erretter! Ihm habe ichs zu verdanken, daß ich aufgehört habe, ein Narr zu sein.

Herr Arens.

Wenn das wahr ist, mein lieber Jakob, so sollst du, so lange ich lebe, ein Jahrgeld von funfzig Thalern genießen.

Jakob.

O nein, Herr, das verdiene ich nicht; Sie machen, daß ich gar nicht sprechen kann.

Herr Arens.

Kommt, laßt uns hier hinein zum Frühstück gehn; und dort, Kristel, erzähle uns Alles, was mit dir vorgegangen ist! Wie glücklich wirst du deine gute Mutter und mich machen, wenn du uns überzeugst, daß deine Besserung aufrichtig und von Dauer sei! (Kristel nimmt Jakobs Hand, und sie gehen Alle in das Nebenzimmer.)

Gespräch.

Hinz und Kunz.

Hinz.

Hast eine edle That gethan!
Dafür will ich dir lohnen,
Vor Mann und Weib, und Weib und Mann,
Die in Europa wohnen,
Dich loben öffentlich darob.

Kunz.

Werd' ich denn edler, besser durch das Lob?

Hinz.

Wie? edler? besser? — Nein!

Kunz.

So laß das Loben lieber sein.

Der gute Sohn.

Der Herr von R... hatte sich, als Preußischer Werboffizier, eine Zeit lang zu Ulm in Schwaben aufgehalten. Er sollte jetzt wieder zurück zu seinem Regimente gehn.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich noch bei ihm ein schön gewachsener junger Mensch, und verlangte, angeworben zu werden. Er hatte ganz die Miene eines guten, wohlerzogenen Jünglings; aber er zitterte, indem er vor den Offizier trat, an allen Gliedern.

Der Offizier schrieb dieses einer jugendlichen Furchtsamkeit zu, und fragte, was er besorge?

Daß Sie mich abweisen, war seine Antwort; und indem er dieses sagte, rollte ihm eine Thräne über die Wangen.

Nicht doch, sagte der Offizier. Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen. Wie konnten Sie so etwas besorgen?

Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fodern muß, vermuthlich zu hoch kommen wird.

Und wie viel verlangen Sie denn, fragte der Offizier.

Keine niedrige Habsucht, antwortete der junge Mensch, sondern ein dringendes Bedürfniß zwingt mich, hundert Gulden zu fordern; und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben.

Hundert Gulden, antwortete der Offizier, sind freilich viel, aber sie gefallen mir; ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht thun werden, und will nicht mit Ihnen handeln. Hier sind sie! Morgen reisen wir von dannen. — Und so zahlte er ihm die hundert Gulden aus.

Der junge Mensch war entzückt.

Er bat darauf den Offizier, daß es ihm erlaubt sein

möchte, nach Hause zu gehen, um erst noch eine gewisse heilige Pflicht zu erfüllen, und versprach, in einer Stunde wieder da zu sein. Dieser traute seinem ehrlichen Gesichte, und ließ ihn gehen.

Aber weil er in seinem ganzen Betragen etwas Außerordentliches und Geheimnißvolles bemerkt zu haben glaubte, so trieb ihn seine Neugierde an, ihm von fern zu folgen.

Und da sah er ihn spornstreichs nach dem Stadtgefängnisse laufen, wo er anpochte und hineingelassen wurde.

Der Offizier verdoppelte seine Schritte, und hörte, da er an die Thür des Gefängnisses kam, den jungen Menschen mit dem Kerkermeister reden.

Hier ist, hörte er ihn sagen, das Geld, um dessentwillen mein Vater gefangen sitzt! Ich lege es hier nieder; und nun führe er mich geschwind zu ihm, um ihn aus seinen Banden zu befreien. — Der Kerkermeister that, was er verlangte.

Der Offizier blieb noch ein wenig stehen, um ihm Zeit zu lassen, vor seinem Vater allein zu erscheinen; dann folgte er ihm nach.

Welch ein Anblick! Er sieht den jungen Menschen in den Armen seines Vaters, eines ehrwürdigen Greises, der ihn fest an sein Herz gedrückt hält, und ihn mit heißen Thränen benetzt, ohne ein Wort zu reden. Es vergingen einige Minuten, ehe der Offizier von ihnen bemerkt wurde.

Gerührt ging dieser endlich auf sie zu, und sagte zu dem Alten: Beruhigen Sie sich; ich will sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen sie mich Theil nehmen an dem Verdienste seiner Handlung. Er ist frei; und es reuet mich die Summe nicht, wovon er einen so edelmüthigen Gebrauch gemacht hat.

Vater und Sohn fielen ihm zu Füßen. Der Letzte weigerte sich anfangs, die ihm angebotene Freiheit anzunehmen. Er bat den Offizier, ihn bei sich zu behalten; sein Vater, sagte er, bedürfe seiner nun nicht mehr, und er möchte einem so gutherzigen Herrn nicht gern beschwerlich gefallen sein.

Aber der großmüthige Offizier bestand darauf, daß er bleiben sollte, führte Beide an seiner Hand aus dem Kerker, und nahm bei seiner Abreise das frohe Bewußtsein mit, zwei Unglückliche, die es zu sein so wenig verdienten, glücklich gemacht zu haben.

An die Sonne, beim Aufgange.

Sei mir gegrüßt zu meines Gottes Ehre,
Du, seiner Schöpfung Königinn!
Steig auf und geuß aus deinem Flammenmeere
Erstaunen vor dich hin!

Daß alle Welt anbetend niederfalle
Vor Dem, der dich so schön gemacht,
Der Menschen schuf, und väterlich für Alle
Mit seiner Allmacht wacht!

Daß überall, bis zur entferntsten Zone,
Die staunend deine Größe sieht,
Zufriedenheit und Lieb' und Eintracht wohne,
Die jetzt den Erdkreis flieht.

Und so sei du, was du ihm stets gewesen,
Dem Erdenvolke Gottesblick,
Dem Lande Frucht, dem Kranken froh Genesen,
Dem Armen Trost und Glück. —

Auch mir, wenn ich in Unmuth aufwärts blicke,
Weil Gottes Weg' ich nicht versteh,
Geuß Heiterkeit ins kranke Herz, und schicke
Mir Kraft, daß ichs besteh'!

Und lehre mich, in Freudigkeit hienieden
Mich jeder schönen Tugend weihn;
Voll Duldsamkeit, bereit zum sel'gen Frieden
Und mild, wie du, zu sein!

Der alte Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Fingerbreit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Denn singest du beim Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht;

Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durchs Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod' ins Auge sehn.

Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und Sommerblummen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

Hölty.

Des Morgens.

Da bist du ja, du gute Sonne! wieder
So hold, als ich dich gestern sah;
Blickst allbelebend auf mich nieder,
Und ich — o sieh! bin auch schon da;

Kann dich gehüllt im Strahlenmantel sehen,
Herauf den schönen blauen Pfad
In voller Herrlichkeit des Himmels gehen,
Womit dich Gott bekleidet hat;

Kann, wie durch deines großen Schöpfers Milde
Du Leben um dich spreitest, sehn;
Sehn, wie die jüngst entschlummerten Gefilde
Bei deinen Anblick lächelnd stehn;

Kann, so wie du, mit liebevollem Blicke
Auf Gottes schöner Schöpfung ruhn
Kann auch zu seiner lieben Menschen Glücke
Mein Theilchen heute gleichfalls thun.

Nur so, wie du, ein Segen deiner Erden,
Du großes, wunderbares Licht,
Wie du, voll Himmelskraft, wohlthätig werden,
Dies, liebe Sonne, kann ich nicht.

Doch kann ich deinen guten Schöpfer oben,
Den großen Quell von deinem Licht,
Mit dieser meiner Menschenseele loben;
Und dies, o Sonne! kannst du nicht.

Daß ich dies kann, — o! es ist Himmelswonne!
Ich tausch um allen deinen Glanz,
Um deine Herrlichkeit, du große Sonne!
Nicht einen Strahl aus meinem Kranz.

Karoline Rudolphi.

Das Nordlicht.

Ach, welch ein Glanz im blauen Sterngefilde!
Willkommen, lieblich's Rosenlicht,
Am späten Abendhimmel! Wie so milde
Dein Blick die schauerlichen Wolken bricht!

Willkommen aus des Nordpols kalten Zonen,
Aus Grönlands todtenlanger Nacht,
Auch uns, die wir im mildern Lichte wohnen,
Uns, welchen freundlicher die Sonne lacht!

Der Aberglaube sieht in deinen Strahlen,
Die mild von Osten bis zum West
Mit Rosenglanz den blauen Aether mahlen,
Krieg, Ueberschwemmung, Hunger, Pest;

Ich aber weide mich an deiner Schöne,
An deiner wundervollen Pracht,
Und ruf' aus meiner Leier neue Töne,
Und singe, bis der Morgenstern erwacht.

Karoline Rudolphi.

Der leichtsinnige Knabe, ein Schauspiel für Kinder.

Personen.

Herr Güldberg.
Lore, Güldberg's Tochter.
Ludwig, Güldbergs zehnjähriger Sohn.
Wilhelm, Güldberg's Neffe, der von ihm erzogen wird; eine Waise von gleichem Alter.
Luise, Jettchen, } zwei kleine Mädchen, die bei Loren zum Besuch kommen.
Jonas, ein Bergmannsknabe und kleiner Spielmann, ungefähr acht Jahr alt.

Erster Auftritt.

Ludwig und Wilhelm.

Wilhelm (am Tische sitzend und schreibend).

Nun, lieber Ludwig, wirst du die ganze Stunde mit Spielen hinbringen?

Ludwig (herumhüpfend).

Nur noch ein klein Bißchen!

Wilhelm.

Aber du bedenkst nicht, daß wir um vier Uhr unserm lieben Herrn Trautmann die Uebersetzung bringen sollen.

Ludwig.

Nur noch ein klein Bißchen!

Wilhelm.

Der gute Mann! Er kann sich so freuen, wenn wir unsere Sachen gut gemacht haben!

Ludwig (noch immer herumspringend).

O, nur noch ein kleines Bißchen.

Wilhelm.

Da schlägts schon drei Viertel; ich habe nur noch einen Strich zu thun, so bin ich fertig. Da!

Ludwig (läuft zum Schreibzeuge).

O weh mir! Schon drei Viertel? Wie kann ich nun noch fertig werden!

Wilhelm.

Sagte ich es dir nicht?

Ludwig.

Nun, ich will so geschwind machen, als ich nur kann; vielleicht werde ich doch noch fertig. — Sieh, Schon drei Zeilen! Juchhei! Das geht fix! (Springt bei diesen Worten auf, wirft das Dintenfaß um, und besudelt das ganze Blatt.) O weh mir armen Koridon! was habe ich gemacht!

Wilhelm.

Du bist doch recht unbesonnen, Ludwig!

Ludwig.

Ich habe es wirklich nicht mit Fleiß gethan.

Wilhelm.

Mit Fleiß? Wer denkt daran? Kann man so was auch mit Fleiß thun? — Aber doch aus Leichtsinn, lieber Ludwig; aus Unbesonnenheit! Du weißt, das ist dein gewöhnlicher Fehler.

Ludwig.

Nun, ich will geschwind wieder anfangen; es soll doch noch wol gehn. (Schreibt wieder einige Zeilen; wackelt darauf mit dem Stuhle, indem er sich auf ein Wort besinnt, und schlägt rücklings über.) Au.

Wilhelm.

Wieder was Neues! Ludwig, Ludwig, da hättest du den Hals brechen können!

Ludwig

Der verzweifelte Stuhl!

Wilhelm.

Der verzweifelte Leichtsinn und der arme Stuhl! solltest du sagen. Sieh! die Lehne ist zerbrochen. Das wird Mutter auch keine Freude machen.

Ludwig.

Ich bin ein armer Junge. — Und was wird nun aus meiner Uebersetzung werden? Lieber, bester Wilhelm! Du mußt mir helfen! mußt mich deine Uebersetzung abschreiben lassen!

Wilhelm.

Abschreiben lassen! Was würde dir das helfen?

Ludwig.

I, daß nur Herr Trautmann nicht unzufrieden wird!

Wilhelm.

Meinst du, daß er es nicht merken würde? Und wenn er es nicht merkte, dürften wir es ihm wol verschweigen? Fi! Das wäre ja Betrug.

Ludwig (weinend).

Aber was soll ich denn nun machen? — Was wird Herr Trautmann sagen, wenn du deine Uebersetzung bringst, und ich keine?

Wilhelm.

Sieh, Freund, Alles, was ich thun kann, ist, daß ich in Herrn Trautmann's Augen nicht besser sein will, als du. Da! (er zerreißt seine eigene Uebersetzung.) Nun wollen wir hinaufgehen, und dem lieben Manne freimüthig sagen, daß wir heute faul gewesen sind, daß wir aber dafür morgen doppelt fleißig sein wollen.

Ludwig.

Bist doch ein guter Junge, Wilhelm! (ihn streichelnd.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Lore.

Lore.

Lieber Wilhelm, Herr Trautmann will so gut sein und dir erlauben, daß du hier unten bleibest. Luise und Jettchen kommen zu mir, und da sollst du uns Gesellschaft leisten.

Ludwig.

Und für mich hast du nicht gebeten?

Lore.

Nein, Ludwig.

Ludwig.

Und ich bin doch dein Bruder, und der nur dein Vetter!

Lore.

Schlimm genug, daß der Bruder es danach macht, daß man ihn nicht eben so lieb haben kann, als den Vetter!

Ludwig.

Was habe ich dir denn gethan?

Lore.

Mir möchtest du thun, was du wolltest; wenn du nur dir selbst nicht so sehr schadetest, indem du machst, daß kein Mensch mehr Freude an dir hat.

Ludwig.

Was thue ich denn?

Lore.

Was du thust? Nichts mit Bedacht, Alles aus Leichtsinn, Alles aus Unbesonnenheit! Kaum bist du ins Zimmer getreten, so kann man darauf wetten, daß etwas Unangenehmes vorfallen wird! Bald wird etwas zerbrochen, bald etwas zerrissen, bald etwas beschmutzt; bald

lärmst du, daß Einem die Ohren gellen, bald verderbst du uns unsere Spiele, bald fängst du gar an zu zanken. Alle unsere kleinen Freunde scheuen sich deßwegen vor unserm Hause, und es ist ein rechtes Wunder, daß Luise und Jettchen heute zu uns kommen wollen. Nicht wahr, Wilhelm, er wird kein guter Mensch werden, wenn er so fortfährt?

Wilhelm.

Wir wollen hoffen, daß er sich bessern werde. Nicht wahr, Ludwig, du willst nicht so unbesonnen sein?

Ludwig.

Nein, nie wieder!

Wilhelm.

Nun liebes Lorchen, so vergiß seine bisherige Aufführung! Ich will mit ihm zu Herrn Trautmann gehen, und bitten, daß es ihm auch erlaubt sein möge, unten zu bleiben. Er wird sich gewiß gut aufführen; ich stehe für ihn. (Geht mit Ludwig ab.)

Lore.

Ich wünsche, daß du wahr sagest.

Dritter Auftritt.

Lore (allein).

Der Wilhelm ist doch ein guter Junge! — Möchte Ludwig doch auch so werden! (Sie setzt die Stühle zurecht, wischt den Tisch ab, und liest kleine Papierstückchen auf, die auf dem Boden liegen.) Nun ist doch wol Alles ordentlich? — Ich meine, ja. — (Es wird angeklopft, sie springt nach der Thüre.)

Vierter Auftritt.

Lore, Luise und Jettchen.

Lore.

Ah! Willkommen, liebes Luischen! Willkommen, liebes Jettchen! (Sie umarmen einander).

Luise.

Ist mir doch, als wenn ich dich in einem Jahre nicht gesehen hätte!

Jettchen.

Es ist auch lange genug! Gewiß beinahe drei Wochen.

Lore.

Wenigstens fehlt nicht viel daran; vergangenen Sonntag waren es gerade vierzehn Tage, daß ich bei euch war.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm und Ludwig.

(Wilhelm begrüßt die Fremden anständig, Ludwig kommt singend und springend herein, und hüpft, ohne auf die fremden Kinder Acht zu haben, auf den Stuhl, der neben seiner Schwester steht.)

Ludwig (singend).

Heißa, lustig! ich bin Hans,
Du bist meine Hanne!

(Er versucht, seiner Schwester auf die Schultern zu springen, drückt sie nieder, und fällt selbst vom Stuhl auf sie herab.)

Wilhelm.

Ludwig, Ludwig! Was machst du nun wieder.

(Alle springen zu, um Loren wieder aufzuhelfen.)

Ludwig.

Eine Kleinigkeit! (Dreht sich auf einem Beine um, und fängt wieder an zu hüpfen).

Luise.

Wir beklagen dich, armes Lorchen. Hast du keinen Schaden gekriegt?

Lore.

Ich denke nicht. Verzeiht liebe Kinder, daß ihr so was habt ansehen müssen! Ich kann, wie ihr seht, nicht dafür.

Jettchen (sie streichelnd).

Wenns dir nur nicht weh gethan hat!

Lore.

Es ist schon vorüber; setzt euch, meine Lieben.
(Wilhelm setzt Jeder einen Stuhl.)

Luise.

Bemühen Sie sich doch nicht.

Wilhelm.

Gar keine Bemühung!

Lore.

Ach! Wilhelm thuts gern. (Sie reicht ihm die Hand.) Ich wollte, mein Bruder lernte ihm etwas von seiner Gefälligkeit ab.

Ludwig.

O ich will heute der gefälligste Mensch unter der Sonne sein! Sollst nur sehen! (Eine Magd bringt eine Kanne voll Milch, eine Zuckerdose und Tassen.) Ich will zum Beispiel gleich einschenken.

Lore.

Damit wieder was zerbrochen werde. Das überlaß mir. (Sie schenkt ein, und reicht die Zuckerdose herum.) Wer von euch trinkt mit Zucker?

Luise.

Wir danken; wir sind gewohnt, ohne Zucker zu trinken.

Ludwig.

So will ich für euch mitnehmen. (Er greift in die Schachtel, und nimmt ein Stück über das andere heraus, daß ihm endlich die Schwester die Schachtel wegnehmen muß.)

Lore.

Schämst du dich nicht, Ludwig? —

Ludwig

Ich that's nur des Spaßes wegen. Sieh, daß es mir nicht darum zu thun ist — (Er gießt seine halb ausgetrunkene Tasse mit dem übrigen Zucker wieder in die Kanne, und geht so ungeschickt dabei zu Werke, daß die Kanne umfällt, und die Milch auf Jettchens Kleid verschüttet wird.)

Jettchen.

Das Gott! — Was wird Mutter sagen, wenn ich so zu Hause komme! Was fangen wir nun an?

Lore.

O, über den Menschen! (zu Ludwig.) Was stehst du? Geschwind ein Glas Wasser! (Ehe Ludwig sich von der Stelle bewegt, ist Wilhelm schon hinausgesprungen.)

Luise.

Ich habe immer gehört, das Beste wäre, es mit einem reinen Tuche zu trocknen. Hier ist mein weißes Schnupftuch. — (Sie treten zu Jettchen; Luise hält, und Lore reibt; indeß setzt sich Ludwig an den Tisch, und trinkt, als wenn nichts vorgefallen wäre. Wilhelm kommt mit einem Glase Wasser.) Wir brauchen kein Wasser, lieber Wilhelm! Indeß danken wir. Am Ende ist's Zitz, der läßt sich wieder auswaschen.

Lore.

Es geht recht gut heraus. Siehst du, Luischen, ich glaube kaum, daß man etwas bemerkt — (Sie hälts ihr vor.)

Luise.

Nein; wenn ichs nicht vorher wüßte.

Jettchen.

O, das ist gut! Ich bin ganz erschrocken gewesen. Mutter hat so viel Geld für das Kleid hingeben müssen.

Lore.

Nun setzt euch wieder, Kinder! und du (zu Ludwig) bleib uns weit genug vom Leibe. (Sie will einschenken, findet aber die Kanne leer; sie sieht Ludwig an). Nun, das ist doch auch so unhöflich, als man sich nur in der Welt etwas vorstellen kann! (Zu den Andern) Könnt ihr denken, daß er unterdeß die ganze Kanne ausgetrunken hat? (Wilhelm wirft einen unwilligen Blick auf Ludwig, und geht hinaus.)

Luise.

Laß es gut sein, Lorchen! Ich trinke keinen Tropfen mehr.

Jettchen.

Und mir hat der Schrecken die Lust benommen.

Lore.

Aber nun; was fangen wir denn an? Wollen wir nicht ein Bißchen spielen?

Luise.

Meinethalben; aber was?

Ludwig.

O, ich weiß herrliche Spiele! Blindekuh, — Sieh dich nicht um, der Wolf geht um — Wie — —

Luise.

Mit Ihnen zu spielen, müssen wir verbitten.

Ludwig.

I, warum denn?

Luise.

Weil uns unsere Arme und Beine, unsere Nasen und Augen zu lieb sind.

Lore.

Ach! da kommt unser Wilhelm wieder — der soll sagen, was wir spielen wollen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Wilhelm.

Luise.

Gut, lieber Wilhelm, daß Sie kommen! Sie sollen uns ein Spiel angeben.

Wilhelm.

Ich habe draußen einen kleinen Spielmann stehen; wollen Sie, so soll er uns etwas vorsingen, oder zu einem Tänzchen aufspielen.

Lore.

Einen kleinen Spielmann? Einen kleinen Spielmann? Wer ist er denn?

Luise.

Allerliebst! Das muß wahr sein! Wilhelm weiß seine Gesellschaft vortrefflich zu unterhalten.

Jettchen.

Ach! Singen und Tanzen ist mein Leben!

Wilhelm.

Wir verdienen dazu einen Gotteslohn. Es ist ein armer kleiner Bergmann mit einer Geige. Ich gebe ihm einen Groschen, den ich erspart habe, und er hat mir versprochen, eine Stunde dafür zu spielen.

Luise.

Nein! nein! wir legen zusammen.

Jettchen.

Ja, wir legen zusammen.

Wilhelm.

Nun, darf ich ihn hereinbringen?

Lore.

Freilich, guter Wilhelm! Wo hast du ihn?

Wilhelm.

Draußen vor der Thür. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.

(Eine Magd bringt einen Teller mit Kuchen. Ludwig will ihn ihr aus der Hand nehmen, wird aber von Loren daran gehindert.)

Ludwig.

Nun, ich wollte ihn nur zerscheiden!

Lore.

Ich will schon dafür sorgen; es möchte damit gehen, wie mit der Milch. (Sie schneidet ihn in Stückchen, und reicht ihn herum.)

Ludwig.

(nachdem Alle genommen, und noch ein Stückchen übrig bleibt.)

Wer soll denn das haben?

Lore.

Sollten wir denn unserm guten Wilhelm nichts aufheben?

Jettchen.

Eher wollte ich selbst mein Stück wieder zurückgeben.

Luise.

Und ich das meinige.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm, Jonas, der eine Geige unter dem Arme hat.

Wilhelm.

Da bringe ich meinen Spielmann.

Lore.

Wo bist du her, mein Kind?

Jonas.

Von J'han Gürgenstadt im Aerzgebürg.

Luise.

Hast du denn noch Aeltern?

Jonas.

De Mother läbt nömmer, ober'n Vohter hob iech nah.

Jettchen.

Und warum kommst du denn so weit her?

Jonas.

Je, mei armer Vohter is staarblind; her kah nischt meh erwärbe. Do giehe mer nu rüm, und iech muß'n durch mei Bissel Fiddeln Brud schoffen.

Lore.

Nun, willst du denn etwas hören lassen?

Jonas.

Warum net? Jech spiel rächt härzlich gärn fer su häbschen Mammesellchen und Musjehs; mei Spielen bedet nur net viel.

Wilhelm.

Spiele, so gut du kannst! Für uns wirst du immer gut genug spielen. (Jonas stimmt die Geige. Jettchen reicht unterdeß Wilhelm den Teller mit dem übrigen Kuchen. Er dankt ihr, und behält den Teller in der Hand. Jonas geigt erst allein die Melodie eines Liedchens; dann singt er es dazu.) Nun, Glück auf!

Jech bin än armer Bärgma' Gunge
Und hob g'wiß net zu beißen viel;
Doch hob iech äne frische Lunge
Und do mei kläneß Geigenspiel.
Singen und Spielen erquickt wul das Läben,
Doch sul's mich äch ä Bissel erfreun,

Se müßt ihr mer was zu brocken gában,
Denn Bug'n und Kehl wüll'n geschmieret sein.

Wilhelm.

Aha! armer Schelm; ich merke, du bist hungrig. Warte! Warte! da hast du mein Stückchen Kuchen!

Jonas.

Ná, ná, mei schüner junger Hárr! her ißt wul selberst; á Bissel Salz und Brud thut's ah.

Wilhelm.

Du sollst aber; das kann ich auch so gut, als du, essen.

Jonas.

Nu, so sog jech'm schün Dank. Ober iech wárd's itzt net assen, sundern's men armen Vohter mietnámme: fer ihn kömmt net leichtling á su guter Bissen.

Lore.

Für deinen armen Vater? Schade, daß ich mein Stück schon aufgegessen habe!

Luise.

Warum ist er doch nicht ein Bißchen eher gekommen!

Jettchen.

Ich habe noch die Hälfte von meinem; da, bringe das deinem armen Vater auch mit.

Jonas.

O ná d'ch, ná d'ch! — behalt Si's, schüne Mumsell! Her hat an án Stückel schu genug. — Mer ißt sulche Leckerbisla net, daß mer sich dra fot ißt.

Jettchen.

Iß denn lieber dies selbst auf.

Jonas.

Ná, ná; sul iechs gu námme, su laß'n Sie mers immer lieber in mei Schnupftüchel wickle, und met hehm námme. (Er sucht.) — Je, vertrackt! hob iech doch ka's in mei Kittel; gáben Sie mer ner á Papierl?

Lore.

Ich will dir ein reines Tüchelchen suchen; wir wollen den Kuchen indeß ins Fenster setzen.

Jonas.

Ae rächt, á rächt, mei hübsch Mumsellchen! Itzt bin ichs Fiddelns, und nets Essens wägen do.

Wilhelm.

Nun, was willst du uns denn nun zum Besten geben.

Jonas.

Je nu, wull'n Sie epper na á Liedl hoben? Iech ka á vurnehms. Es klapt zwor net su fël, wie unsere Bärgknappenlieblá, ober's is, gláb iech, doch gut gemähnt. (Er geigt und singt wechselsweise.)

Ich fahr' in tiefe Schachten ein,
Wovor das Herz dir bebt,
Indem mein Arm durch Erz und Stein
Mir tiefre Wege gräbt;

Und fürchte nicht den nahen Tod,
Den jedes Element
Mir tief im finstern Abgrund droht,
Wo nur mein Lämpchen brennt;

Nicht dieses schroffen Felsens Wut,
Der auf mich nieder hängt,
Nicht diese wilde Wasserflut,
Die sich durch Felsen drängt;

Auch nicht das Feuer, welches hier
In blauen Flammen raucht,
Und selbst das Gift nicht, das nach mir
Des Todes Odem haucht.

Kühn reiß' ich diesem Erdengrund
Die harten Adern auf,
Und bring' aus tiefem, finstern Schlund
Der Erde Mark herauf.

Und von dem Silber, von dem Gold,
Das, ach! durch meinen Schweiß
Die Erde ihren Herren zollt,
O, was gewinnt mein Fleiß?

Oft kranke Glieder, und zur Noth
Den schweren Bettelstab,
Ein Bischen Salz und trocken Brot,
Und meist ein frühes Grab.

(Die Kinder hören weichherzig zu, treten immer näher, und trocknen sich die Augen. Ludwig springt unterdeß herum, kommt zu dem Kuchen, und ißt ihn auf.

Wilhelm (ergreift Jonas bei der Hand).

Armer Kleiner! du bist also wol recht unglücklich?

Lore.

Das häßliche Geld; das macht alles Unheil!

Jonas.

Ah nä! Mer kähft gu Alles dermiet; und wenns ödle Bärgwärk net wär, su hätt'n mer gu net zu läben. 'S is freilich wul viel von dem wohr, was's Liedl sogt; ober je nu, wenn mer halter mer Brud hot, so hungert mer doch net; is mer krank, su sorgt der liebe Gott äh fer unser än, und is mer tudt, su braucht mer nischt mer, als ä Bissel Aerd, und das find mer überall.

Lore.

Guter Junge! du bist also mit deinem Zustande zufrieden?

Jonas.

Je warum net? Wenn iech mei ohlten Vohter nur noch á Zeit lang behoilt, su is Alles schu gut. — Sal iech epper nach á Stück'l ufstreich'n?

Wilhelm.

Ich dächte nicht, wenns Ihnen so gefällig wäre; der arme Schelm wird gern sonst noch was verdienen wollen. (Er sucht einen Groschen.)

Luise.

Das meine ich auch; aber wir müssen Alle für ihn zusammenschießen. Hier, lieber Wilhelm, ist mein Groschen!

Jettchen.

Und hier meiner.

Lore.

Da, Wilhelm, sind zwei Groschen! Behalt den deinigen.

Wilhelm.

Nein, das Vergnügen lasse ich mir nicht nehmen. (Er nimmt Alles zusammen und giebts Jonas.)

Jonas.

Ná, das is ze viel! das is ze viel! Her hot mer nur á Gruschen versproch'n, mei liebes junges Härrl!

Wilhelm.

Nimm, nimm! Es macht uns Freude, daß wir dir etwas mehr geben können.

Jonas.

Se segn's Ihnen der liebe Gott. (Zu Loren.) Ober se wulten gu der Güte sein, und mer á Bissel Papierl zum Strizel gäbe, das Sie mer verehrt hoben.

Lotte.

Bald hätt' ichs vergessen. — — (Sie geht an eine kleine Kommode und nimmt ein Schnupftuch heraus.) Da! es ist ein Bißchen dünne; dazu aber wirds wol gut genug sein.

Jonas.

Ná, ná! 's ist viel ze gut; dos dorf iech net námme.

Lore.

Nimm, nimm nur! Meine Mutter hat mir erlaubt, es zu verschenken.

Jonas.

Nu, se vergált's Gott! vergálts Gott! (Er geht ans Fenster, um den Kuchen zu holen, und legt seine Geige indeß auf die Erde.)

Lore.

Wart', ich will dir helfen einpacken.

Jonas (traurig).

'S is nischt mehr do!

Lore.

Nun, was ist das? Ludwig, Ludwig, gewiß hast —

Ludwig (betroffen).

Ja, ich habe es in Gedanken aufgegessen. — Ich dachte nicht daran, daß es für ihn sein sollte.

Lore.

O über den Menschen! Fi, Bruder, wie kannst du —

Jonas.

Sei se ner net bús, mei hübsches Güngferle! 'S wil nischt sogen. Jech bildete mer ner áne Fróð ei, ma's armen Bohters wágen.

Wilhelm (äußerst unwillig).

Daß ich Narr doch für ihn bitten mußte! — Liebstes Lorchen — leihen Sie mir —

Lore.

(zieht ihr Beutelchen heraus; eben das thun auch Luise und Jettchen).

Ich hatt' es mir schon vorgenommen; da!

Luise.

Und dies! —

Jettchen.

Und dies noch — (Jede giebt Wilhelm ein Geldstück in die Hand, und Wilhelm reicht Alles Jonas.)

Wilhelm.

Da nimm, und kaufe ein ander Stück Kuchen, um deinen Vater zu erfreuen.

Jonas.

Gruhßer Gott, gruhßer Gott! dus is go ze viel!

Wilhelm
(reicht ihm wehmüthig die Hand).

Ach, daß ich dir nicht auch etwas geben kann! Aber — ich bin eine Waise, und lebe von fremden Wohlthaten; — meinen Groschen hast du.

Jonas.

Ach! mei härzliebster gunger Härrl! — Hot her mich nit dohär gebracht? Jech wullt, her nähm sen Gruschen wieder!

Wilhelm.

Betrübe mich nicht, und — geh!

Jonas (faltet die Hände).

Nu! se erhalt' Sie Gott gesund, und laß se sei gruhß warden.

Ludwig (der eine Weile nachgedacht hatte).

Warte, warte ein Bißchen! ich muß dir auch was holen! (Er läuft, indem er dieses sagt, nach der Thür, springt aus Unvorsichtigkeit auf die Geige, die noch auf dem Boden liegt, und tritt sie in Stücken.) O weh! (läuft erschrocken zur Thür hinaus.)

Jonas
(der sich nach seiner Geige umsieht).

Je, dos Gott erbarm! dos Gott erbarm! Jech bin verloren! Jech bin ganz rugenirt!

(Die Kinder drücken ihr Erschrecken und ihre Betrübniß aus.)

Jonas.

O jemine! Mei ganz Bissel Reichthum – womit iech mich und mei armen Vohter ernährte — da sähn Sie åmohl mei klå's Geigel — 's in Stücken: O je, mei armer Vohter! o iech armer Schelm! (Er schluchzt und ringt die Hände.)

Lore.

O, der böse Bube! — In der That — ich weiß nicht — ich habe nichts mehr! — Wenn ich nur zu meiner Sparbüchse könnte. — Lieber Wilhelm!

Luise.

Ich habe noch ein paar Groschen bei mir; hier! –

Jonas (noch immer weinend).

Ah, wul gut und Dankes wärth; eb'r davur ka iech na kån Geig kafen. — O mei armer Vohter! — der hotte se schu über funfzehn Gahr gehot —

Jettchen.

Da — Alles, was ich bei mir habe! (Sie schüttelt ihr Beutelchen aus, worin aber nur etwas kleine Münze ist.)

Lore (geht nach ihrem Nähepulte).

Hier ist mein silberner Fingerhut! Geh, armer Mensch, und verkaufe ihn; einer von Messing vertritt bei mir auch die Stelle.

Wilhelm.

Warte, Freund! ich will dir auf einmahl helfen. (Er bückt sich, macht seine silbernen Schuhschnallen aus und giebt sie ihm.) Ich habe noch ein Paar tombackene. — Dafür kriegst du gewiß ein paar Thaler; sie sind noch von meinem seligen Pathen. (Lore hält ihm den Fingerhut und Wilhelm die Schuhschnallen vor: er aber weigert sich, sie anzunehmen.)

Jonas.

'S giht net! iech därf net! Mei Vohter gläbte, iech hätt' gemaust, wovur mich unser Herrgott bewohr!

Lore.

Du mußt — meinen Fingerhut!

Wilhelm.

Meine Schnallen — du wirst mich böse machen. — Nimm, nimm —

Lore.

Ja, wo du nicht nimmst —

Jonas.

Se muß iech — ach! — du gruhßer Gott! Se ful iech Sie nu um's Ihrige bringe?

Wilhelm.

Sei du unbekümmert! Gott kann mir mehr, als die Kleinigkeit wieder geben, Du und dein Vater, ihr braucht Brot; mir gab er es reichlich, und ich habe keinen Vater zu ernähren.

Lore.

Geh nur, geh, daß du zu deinem Vater kommst.

Jonas.

Se nämme Sie wen'gstens Ihr Fingerhütl wieder!

Lore.

Nichts, nichts, nichts.

Luise.

Vielleicht kommst du auch an unser Haus, da will ich deiner auch schon gedenken.

Jettchen.

Ja, wir wohnen in der Peterstraße.

Jonas.

Ach! Se gute hätzle Leutl schicken miech zähn Mahl unruhiger wag, als iech gekumme bi — hätt' iech net mei Geig ganz behalten, nimmer — nimmer hätt' ichs genumme.

Wilhelm.

O, du quälst uns! Geh nur diesmahl! Unser Vater möchte kommen.

Wilhelm.

Nun, darf ich ihn hereinbringen?

Lore.

Freilich, guter Wilhelm! Wo hast du ihn?

Wilhelm.

Draußen vor der Thür. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen.

(Eine Magd bringt einen Teller mit Kuchen. Ludwig will ihn ihr aus der Hand nehmen, wird aber von Loren daran gehindert.)

Ludwig.

Nun, ich wollte ihn nur zerschneiden!

Lore.

Ich will schon dafür sorgen; es möchte damit gehen, wie mit der Milch. (Sie schneidet ihn in Stückchen, und reicht ihn herum.)

Ludwig.

(nachdem Alle genommen, und noch ein Stückchen übrig bleibt.)

Wer soll denn das haben?

Lore.

Sollten wir denn unserm guten Wilhelm nichts aufheben?

Jettchen.

Eher wollte ich selbst mein Stück wieder zurückgeben.

Luise.

Und ich das meinige.

Achter Auftritt.

Die Vorigen, Wilhelm, Jonas, der eine Geige unter dem Arme hat.

Wilhelm.

Da bringe ich meinen Spielmann.

Lore.

Wo bist du her, mein Kind?

Jonas.

Von J'han Gürgenstadt im Aerzgebürg.

Luise.

Hast du denn noch Aeltern?

Jonas.

De Mother läbt nömmer, ober'n Vohter hob iech nah.

Jettchen.

Und warum kommst du denn so weib her?

Jonas.

Je, mei armer Vohter is staarblind; her kah nischt meh erwärbe. Do giehe mer nu rüm, und iech muß'n durch mei Bissel Fiddeln Brud schoffen.

Lore.

Nun, willst du denn etwas hören lassen?

Jonas.

Warum net? Iech spiel rächt härzlich gärn fer su hübschen Mammesellchen und Musjehs; mei Spielen bedet nur net viel.

Wilhelm.

Spiele, so gut du kannst! Für uns wirst du immer gut genug spielen. (Jonas stimmt die Geige, Jettchen reicht unterdeß Wilhelm den Teller mit dem übrigen Kuchen. Er dankt ihr, und behält den Teller in der Hand. Jonas geigt erst allein die Melodie eines Liedchens; dann singt er es dazu.) Nun, Glück auf!

Iech bin än armer Bärgma' Gunge
Und hob g'wiß net zu beißen viel;
Doch hob iech äne frische Lunge
Und do mei kläneS Geigenspiel.
Singen und Spielen erquickt wul das Läben,
Doch sul's mich ach ä Bissel erfreun,

Se müßt ihr mer was zu brocken gåben,
Denn Bug'n und Kehl wüll'n geschmieret sein.

Wilhelm.

Aha! armer Schelm; ich merke, du bist hungrig. Warte! Warte! da hast du mein Stückchen Kuchen!

Jonas.

Nå, nå, mei schüner junger Hårr! her ißt wul selberst; å Bissel Salz und Brud thut's ah.

Wilhelm.

Du sollst aber; das kann ich auch so gut, als du, essen.

Jonas.

Nu, so sog jech'm schün Dank. Ober iech wård's itzt net assen, sundern's men armen Vohter mietnåmme: fer ihn kömmt net leichtling å su guter Bissen.

Lore.

Für deinen armen Vater? Schade, daß ich mein Stück schon aufgegessen habe!

Luise.

Warum ist er doch nicht ein Bißchen eher gekommen!

Jettchen.

Ich habe noch die Hälfte von meinem; da, bringe das deinem armen Vater auch mit.

Jonas.

O nå d'ch, nå d'ch! — behalt Si's, schüne Mumsell! Her hot an ån Stückel schu genug. — Mer ißt sulche Leckerbisla net, daß mer sich dra sot ißt.

Jettchen.

Iß denn lieber dies selbst auf.

Jonas.

Nå, nå; sul iechs gu nåmme, su laß'n Sie mers immer lieber in mei Schnupftüchel wickle, und met hehm nåmme. (Er sucht.) — Je, vertrackt! hob iech doch ka's in mei Kittel; gåben Sie mer ner å Papierl?

Lore.

Ich will dir ein reines Tüchelchen suchen; wir wollen den Kuchen indeß ins Fenster setzen.

Jonas.

Ae rächt, á rächt, mei hübsch Mumsellchen! Jetzt bin ichs Fiddelns, und nets Essens wägen do.

Wilhelm.

Nun, was willst du uns denn nun zum Besten geben.

Jonas.

Je nu, wull'n Sie epper na á Liebl hoben? Jech ka á vurnehms. Es klapt zwor net su fei, wie unsere Bärgknappenliedlá, ober's is, gláb iech, doch gut gemähnt. (Er geigt und singt wechselsweise.)

Ich fahr' in tiefe Schachten ein,
Wovor das Herz dir bebt,
Indem mein Arm durch Erz und Stein
Mir tiefre Wege gräbt;

Und fürchte nicht den nahen Tod,
Den jedes Element
Mir tief im finstern Abgrund droht,
Wo nur mein Lämpchen brennt;

Nicht dieses schroffen Felsens Wut,
Der auf mich nieder hängt,
Nicht diese wilde Wasserflut,
Die sich durch Felsen drängt;

Auch nicht das Feuer, welches hier
In blauen Flammen raucht,
Und selbst das Gift nicht, das nach mir
Des Todes Odem haucht.

Kühn reiß' ich diesem Erdengrund
Die harten Adern auf,
Und bring' aus tiefem, finstern Schlund
Der Erde Mark herauf.

Und von dem Silber, von dem Gold,
Das, ach! durch meinen Schweiß
Die Erde ihren Herren zollt,
O, was gewinnt mein Fleiß?

Oft kranke Glieder, und zur Noth
Den schweren Bettelstab,
Ein Bischen Salz und trocken Brot,
Und meist ein frühes Grab.

(Die Kinder hören weichherzig zu, treten immer näher, und trocknen sich die Augen. Ludwig springt unterdeß herum, kommt zu dem Kuchen, und ißt ihn auf.

Wilhelm (ergreift Jonas bei der Hand).
Armer Kleiner! du bist also wol recht unglücklich?

Lore.
Das häßliche Geld; das macht alles Unheil!

Jonas.
Ah nä! Mer kähft gu Alles dermiet; und wenns öble Bärgwärk net wär, su hätt'n mer gu net zu läben. 'S is freilich wul viel von dem wohr, was's Liedl sogt; ober je nu, wenn mer halter ner Brud hot, so hungert mer doch net; is mer krank, su sorgt der liebe Gott äh fer unser än, und is mer tudt, su braucht mer nischt mer, als ä Bissel Aerd, und das sind mer überall.

Lore.
Guter Junge! du bist also mit deinem Zustande zufrieden?

Jonas.

Je warum net? Wenn iech mei ohlten Vohter nur noch á Zeit lang beholt, su is Alles schu gut. — Sal iech epper nach á Stück'l uffstreich'n?

Wilhelm.

Ich dächte nicht, wenns Ihnen so gefällig wäre; der arme Schelm wird gern sonst noch was verdienen wollen. (Er sucht einen Groschen.)

Luise.

Das meine ich auch; aber wir müssen Alle für ihn zusammenschießen. Hier, lieber Wilhelm, ist mein Groschen!

Jettchen.

Und hier meiner.

Lore.

Da, Wilhelm, sind zwei Groschen! Behalt den deinigen.

Wilhelm.

Nein, das Vergnügen lasse ich mir nicht nehmen. (Er nimmt Alles zusammen und giebts Jonas.)

Jonas.

Ná, das is ze viel! das is ze viel! Her hot mer nur á Gruschen versproch'n, mei liebes junges Härrl!

Wilhelm.

Nimm, nimm! Es macht uns Freude, daß wir dir etwas mehr geben können.

Jonas.

Se segn's Ihnen der liebe Gott. (Zu Loren.) Ober se wulten gu der Güte sein, und mer á Bissel Papierl zum Strizel gäbe, das Sie mer verehrt hoben.

Lotte.

Bald hätt' ichs vergessen. — — (Sie geht an eine kleine Kommode und nimmt ein Schnupftuch heraus.) Da! es ist ein Bißchen dünne; dazu aber wirds wol gut genug sein.

Jonas.

Nå, nå! 's ist viel ze gut; dos dorf iech net nämme.

Lore.

Nimm, nimm nur! Meine Mutter hat mir erlaubt, es zu verschenken.

Jonas.

Nu, se vergält's Gott! vergälts Gott! (Er geht ans Fenster, um den Kuchen zu holen, und legt seine Geige indeß auf die Erde.)

Lore.

Wart', ich will dir helfen einpacken.

Jonas (traurig).

'S is nischt mehr do!

Lore.

Nun, was ist das? Ludwig, Ludwig, gewiß hast —

Ludwig (betroffen).

Ja, ich habe es in Gedanken aufgegessen. — Ich dachte nicht daran, daß es für ihn sein sollte.

Lore.

O über den Menschen! Fi, Bruder, wie kannst du —

Jonas.

Sei se ner net bös, mei hübsches Güngferle! 'S wil nischt sogen. Iech bildete mer ner åne Fröb ei, ma's armen Wohters wägen.

Wilhelm (äußerst unwillig).

Daß ich Narr doch für ihn bitten mußte! — Liebstes Lorchen — leihen Sie mir —

Lore.

(zieht ihr Beutelchen heraus; eben das thun auch Luise und Jettchen).

Ich hatt' es mir schon vorgenommen; da!

Luise.

Und dies! —

Jettchen.

Und dies noch — (Jede giebt Wilhelm ein Geldstück in die Hand, und Wilhelm reicht Alles Jonas.)

Wilhelm.

Da nimm, und kaufe ein ander Stück Kuchen, um deinen Vater zu erfreuen.

Jonas.

Gruhßer Gott, gruhßer Gott! dus is go ze viel!

Wilhelm
(reicht ihm wehmüthig die Hand).

Ach, daß ich dir nicht auch etwas geben kann! Aber — ich bin eine Waise, und lebe von fremden Wohlthaten; — meinen Groschen hast du.

Jonas.

Ach! mei härzliebster gunger Härrl! — Hot her mich nit dohär gebracht? Jech wullt, her nähm sei Gruschen wieder!

Wilhelm.

Betrübe mich nicht, und — geh!

Jonas (faltet die Hände).

Nu! se erhalt' Sie Gott gesund, und laß se fri gruhß warden.

Ludwig (der eine Weile nachgedacht hatte).

Warte, warte ein Bißchen! ich muß dir auch was holen! (Er läuft, indem er dieses sagt, nach der Thür, springt aus Unvorsichtigkeit auf die Geige, die noch auf dem Boden liegt, und tritt sie in Stücken.) O weh! (läuft erschrocken zur Thür hinaus.)

Jonas
(der sich nach seiner Geige umsieht).

Je, dos Gott erbarm! dos Gott erbarm! Jech bin verloren! Jech bin ganz rugenirt!

(Die Kinder drücken ihr Erschrecken und ihre Betrübniß aus.)

Jonas.

O jemine! Mei ganz Bissel Reichthum – womit iech mich und mei armen Bohter ernährte — da sähn Sie ämohl mei klä's Geigel — 's in Stücken: O je, mei armer Bohter! o iech armer Schelm! (Er schluchzt und ringt die Hände.)

Lore.

O, der böse Bube! — In der That — ich weiß nicht — ich habe nichts mehr! — Wenn ich nur zu meiner Sparbüchse könnte. — Lieber Wilhelm!

Luise.

Ich habe noch ein paar Groschen bei mir; hier! —

Jonas (noch immer weinend).

Ah, wul gut und Dankes wärth; eb'r davur ka iech na kän Geig kafen. — O mei armer Bohter! — der hotte se schu über funfzehn Gahr gehot —

Jettchen.

Da — Alles, was ich bei mir habe! (Sie schüttelt ihr Beutelchen aus, worin aber nur etwas kleine Münze ist.)

Lore (geht nach ihrem Nähepulte).

Hier ist mein silberner Fingerhut! Geh, armer Mensch, und verkaufe ihn; einer von Messing vertritt bei mir auch die Stelle.

Wilhelm.

Warte, Freund! ich will dir auf einmahl helfen. (Er bückt sich, macht seine silbernen Schuhschnallen aus und giebt sie ihm.) Ich habe noch ein Paar tombackene. — Dafür kriegst du gewiß ein paar Thaler; sie sind noch von meinem seligen Pathen. (Lore hält ihm den Fingerhut und Wilhelm die Schuhschnallen vor: er aber weigert sich, sie anzunehmen.)

Jonas.

'S giht net! iech darf net! Mei Bohter gläbte, iech hätt' gemaust, wovur mich unser Herrgott bewohr!

Lore.

Du mußt — meinen Fingerhut!

Wilhelm.

Meine Schnallen — du wirst mich böse machen. — Nimm, nimm —

Lore.

Ja, wo du nicht nimmst —

Jonas.

Se muß iech — ach! — du gruhßer Gott! Se sul iech Sie nu um's Ihrige bringe?

Wilhelm.

Sei du unbekümmert! Gott kann mir mehr, als die Kleinigkeit wieder geben, Du und dein Vater, ihr braucht Brot; mir gab er es reichlich, und ich habe keinen Vater zu ernähren.

Lore.

Geh nur, geh, daß du zu deinem Vater kommst.

Jonas.

Se nämme Sie wen'gstens Ihr Fingerhütl wieder!

Lore.

Nichts, nichts, nichts.

Luise.

Vielleicht kommst du auch an unser Haus, da will ich deiner auch schon gedenken.

Jettchen.

Ja, wir wohnen in der Peterstraße.

Jonas.

Ach! Se gute härzle Leutl schicken miech zähn Mahl unruhiger wag, als iech gekumme bi — hätt' iech net mei Geig ganz behalten, nimmer — nimmer hätt' ichs genumme.

Wilhelm.

O, du quälst uns! Geh nur diesmahl! Unser Vater möchte kommen.

Jonas.

Su? Ihr Härr Wohter? — un dän erworten Sie nu itzt?

Lore.

Geh, geh!

Jonas (geht weinend ab).

Ach! — ach! se sul ichs nu nämme? Ob'r wenn sie epper Verdruß drüber hätten — die goldigen, lieben gungen Härzen!

Neunter Auftritt.

Lore, Luise, Jettchen, Wilhelm.

Luise.

Wie bedaure ich Sie um ihre Schuhschnallen.

Jettchen.

Sie geben uns ein gutes Beispiel —

Wilhelm.

O, das hat mir unser Lorchen gegeben.

Lore.

Gewiß, Vetterchen, wenn ich dich nicht recht schwesterlich liebte, so wäre ich nicht werth, einen solchen Vetter zu haben. Du hast mich durch dein Beispiel schon viel besser gemacht, als ich vorher war, ehe dich mein Vater zu uns nahm.

Wilhelm (hält ihr den Mund zu).

Fi, Lorchen! du beschämst mich! — Aber müssen wir nicht dem Vetter sagen, wie sich Ludwig heute wieder betragen hat? Er machts doch gar zu arg!

Lore.

Ich weiß nicht — er wird sich so sehr darüber kränken — Ah! da ist er selbst —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Gülbberg, Jonas.

(Die Kinder treten ein wenig betroffen auf ein Häufchen; Lore und Wilhelm sehen den kleinen Jonas unwillig an.)

Gülbberg (zu den beiden fremden Kindern).

Ah! willkommen, meine Lieben! Wie geht's? Besuchen Sie einmahl meine Kinder? Wie befinden sich Ihre lieben Aeltern?

Luise.

Recht wohl, Herr Gülbberg.

Jettchen.

Und lassen Ihnen viele Grüße sagen.

Gülbberg.

Da ist mir vor dem Hause der kleine Bergmann angelaufen, und will nicht ablassen, mit mir zu sprechen. Ich weiß nicht, was er haben will. — (Zu dem Knaben) Nun, Kleiner, was ist denn dein Anbringen?

Jonas (zu Loren und Wilhelm).

Ah, mei härzige liebe kláne Herrschaft, vergáb Sie mers um Gottes willen! Jech ka' es ober net verschweigen, un's wár wul áne Sünd, wenn iechs wider Wissen und Willen Ihres Hárrn Vohters behielt. Jech wahs schu, Kinner hoben nischt wegzugáben.

Gülbberg.

Was habt ihr denn mit ihm gehabt?

Jonas.

Ah! nischt Büs's, ner ze gut! — Das liebe Härrl do ruft miech von der Gaß her, daß iech durch á Bissel Fiddeln die Ahnern erlustrieren sul. Do wor nah án ahnrer Musjeh, ober keen su guter Musjeh —

Gülbberg.

Er meint gewiß Ludwig?

Jonas.

Nähm's der Härr doch jo net ibel, daß iechs sog; ob'r wer ka nu anners? Iech spiel uf, was iech ka; nu de gunge Herrschaft is äh se gut un giebt mer ä Stückele Kuchen, ä Tüchl, 's nein zu wickele, un nä ä ganz Pfötl vul Gald; wia viel wäs iech net.

Güldberg.

Nun!

Jonas.

Nu, da kümmt de ahnre Musjeh, der net su gut is, un ißt mer'n Kuchen uf, dän iech mei armen starrblinden Vohter mitbringen wult. Doch das möcht sei; ob'r do iechs Geigl uf den Buden gelegt hob, wil her nauslaufen un tritt mer's in kleine Stückchen enzwei.

Güldberg (zu Loren und Wilhelm).

Ist das wahr, Kinder? (Beide schlagen die Augen nieder und schweigen.)

Jonas.

Der Musjeh hot's net gern gethan, gläb iech; wul'n net bös uf'n wärden.

Güldberg.

Es soll dir gutgethan werden, mein Sohn! Bist du fertig?

Jonas.

Na net, lieber Härr! Höre Sie ner! — Iech steh in Todesangst, und do de liebe klän Herrschaft — o die gute Härzenspüpple! — se hoben net su viel, mer mei Schoden gut ze thun — do giebt mer das schüne Güngferle hier ihr silbern Fingerhütl, und das gute Härrl seine silbern Schuhschnallen. Ober nä, dos ka iech net übers Härz bringe — mei Vohter dächt wul gor, iech hätt's gestulen! Iech hürte, daß ihr Papa hämkummen sulte, un gläbte, daß iechs ihm sogen müßt; denn iech

wäs schu, doß Kinner uhne's Vohters Erlâbniß nischt wegzugeben hoben. Nâ, Gott bewohr miech! Hob iech schun kâne Geig mehr — o mei Geig! un mei armer Vohter!

Gülbberg.

Gott! — Ich weiß nicht — soll ich dich, oder soll ich euch, meine guten Kinder, zuerst umarmen? — Doch dich — dich zuerst, redliche Seele! — Komm näher an mein Herz! — Aeußerste Armuth, äußerste Versuchung — und doch so ehrlich — (Er umarmt ihn.)

Jonas.

Js es denn suen Wunder, rächt zu thun? Der liebe Gott wils jo su hoben. Nâ, „unrecht Brud gedeit net," hot mer immer mei Vohter und Mohter vorgeprâdigt; un wenn Sie anners se gut sein wullen, se kennen Sie mer än anners Geigel kâhfen, do is dâr Schoden geheilt. — Do sind de Schuhschnallen un's Fingerhütl wieder!

Gülbberg.

Weißt du was, junger Freund! bleib bei uns! Du sollst hier meinem Wilhelm zur Hand sein; wir wollen dann schon weiter sehen.

Jonas.

Ah! dem Engel do? — O! — iech erstick vâr Frâd. (Er springt nach Wilhelms Hand, um sie zu küssen. — Traurig.) Oder nâ! — iech müßt mei armen Vohter allâhn lossen; nâ — wovon sult her lâben? Jech sult vul ahf hoben, un er hungern? Nâ, 's giht net!

Gülbberg.

Guter Knabe! wer ist dein Vater?

Jonas.

Ae'n olter stockblinner Bârgma, den iech durch mei Geigen ernähre. Freilich ists net viehl mehr, als â Bißl Brud un â Kukâhs, oder der liebe Gott giebt immer

fer ân Tog genug, un fer'n nächsten sorgen wir net; do sorgt âr wieder.

Güldberg.

Nun, ich will deinen Vater auch versorgen, und wenn er Lust hat, ihn ins Spital kaufen, wo er einer guten Pflege genießen wird.

Jonas

(mit einem lauten Freudengeschrei — läuft wie außer sich umher).

Oh — oh — dos Gott erbarm! dos Gott erbarm! Mei armer Vohter! — nâ, su âne Frâd wird her net überlâben — nâ, iech ka nit länger bleib'n — iech muß'n hulen, iech muß'n herbringen — O — h der härze liebe Vohter! O — h! (Läuft fort.)

Güldberg

(trocknet sich die Augen, und den Kindern sieht man Thränen über die Wangen rollen).

O meine Kinder! Welch ein glücklicher Tag für uns! Euch verdank' ich diese Freude. (Er setzt sich.) Kommt, kommt in meine Arme! (Alle hängen sich an ihn, und es herrscht eine rührende Stille.) Du, lieber Wilhelm (indem er ihm die Hand an die Backe legt, die Wilhelm feurig küßt) bist von heute an mein Sohn, mein wahrer Sohn! Du bist es werth, in meinem Herzen und in meiner Fürsorge einerlei Platz mit meinen andern Kindern zu haben. Du sollst ihn haben, mein Sohn! (Er umarmt Wilhelm von neuem, der sprachlos an seinem Halse hängen bleibt.) — O, wäre doch mein Ludwig erst, wie du! — Wo ist er denn, der leichtsinnige Junge?

Lore.

Da er die Unvorsichtigkeit beging, die Geige zu zertreten, lief er erschrocken zur Thür hinaus.

Luise.

Da kommt er!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen, Ludwig.

(Ludwig tritt mit niedergeschlagenen Augen herein, und hat eine abgeschnittene goldene Tresse in der Hand. Er sieht sich nach Jonas um; da er die andern Kinder in den Armen seines Vaters erblickt, bleibt er beschämt stehen.

Güldberg.

Warum kommst du nicht näher, Ludwig?

Ludwig.

Ich kann nicht — lieber Vater.

Güldberg.

Warum nicht?

Ludwig.

Weil ich nicht verdiene, von Ihnen geliebt zu werden, wie die Andern.

Güldberg.

Sagt dir das dein Herz? (Ludwig weint.) Komm zu mir! Ich weiß, was du gethan hast.

Ludwig.

Nein, — Sie können nicht Alles wissen — sonst würden Sie ja so gütig nicht mit mir sprechen. Ich habe Strafe verdient; strafen Sie mich, lieber Vater!

Güldberg.

Weswegen?

Ludwig.

(kann Anfangs vor Weinen nicht reden).

Ich — will Ihnen selbst Alles sagen. — Erst bin ich immer herumgesprungen, da ich die Uebersetzung machen sollte, und da wurde ich nicht fertig damit. — Wilhelm war so gut, seine Uebersetzung zu zerreißen, weil er nicht besser scheinen wollte, als ich —

Güldberg (streichelt Wilhelm).

Guter Junge!

Ludwig.

Da bat er Herrn Trautmann, daß er mir auch erlauben möchte, unten zu sein, und sagte, ich würde mich heute gewiß gut aufführen. — Da wir aber herunter kamen, sprang ich auf den Stuhl, und riß Schwester Loren nieder, daß wir Beide auf die Erde fielen.

Güldberg.

Davon habe ich ja nichts gehört!

Ludwig.

Ach! es ist noch nicht Alles! Nachher begoß ich Jettchen mit einer Tasse Milch, und unterdeß, daß die Andern abtrockneten dachte ich nicht daran, und trank die übrige Milch aus.

Güldberg.

Und das Alles aus Unbesonnenheit, weil du nicht daran dachtest, daß es unschicklich sei.

Ludwig.

Ja, lieber Vater! — Nachher aß ich den Kuchen auf, den sie dem kleinen Bergmanne gegeben hatten, und da ich hinlaufen wollte, um auch etwas für ihn zu holen, trat ich ihm die Geige entzwei.

Güldberg.

Und was sagt dir denn dein eigenes Herz, indem du Alles überdenkest?

Ludwig (weint wieder heftiger).

A — ach!

Güldberg.

Ich bin gewiß, daß du keines von Dem, was du gethan hast, mit Absicht thatest: du bedachtest nur nicht, was du thatest, handeltest leichtsinnig, unbesonnen. Aber wie viel Mißvergnügen hast du dir und Andern dadurch

zugezogen? Und wie viel ärger noch hätte Alles ausfallen können, wenn nicht Glück, oder vielmehr die göttliche Vorsehung dabei beschäftiget gewesen wäre, größeres Unglück abzuwenden? Deine Schwester und du selbst hättet Schaden an eurer Gesundheit leiden können; der arme Bergmannsknabe und sein alter blinder Vater wären beinahe in Hunger und Elend gerathen; und das durch dich — bedenke einmahl — durch dich! — Merke dir, mein Sohn: kindischer Leichtsinn und Wildheit sind zwar selbst noch keine wirkliche Laster, aber sie können in Laster ausarten, und richten oft eben so viel Unheil an, als diese. Fährst du so fort —

Ludwig.

Nie, nie, bester Vater, will ich wieder so sein!

Güldberg.

Gott gebe, daß dein Vorsatz dauerhaft sei! — Was soll denn die Tresse?

Ludwig.

Ich habe sie von meinem Hute geschnitten, um sie dem armen Bergmannsknaben zu geben. Ich suchte Sie im ganzen Hause, um es Ihnen erst zu sagen, aber ich fand Sie nicht; und ich hatte doch nichts Anders.

Güldberg.

Nun, darüber brauchst du dich am wenigsten zu entschuldigen. — Kommt, liebe Kinder, jetzt wollen wir zu eurer lieben Mutter gehen, und ihr sagen, was heute für ein Festtag für uns ist. Wie bedaure ich dich, Ludwig, daß dein Herz an unserer Freude keinen vollen Antheil nehmen kann!

Des Morgens im Saatfelde.

Schon reift die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Aehre neigt sich, schwer von deinem Segen,
Allvater, deiner Unermeßlichkeit!
Ach! wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich sein, welch eine Seligkeit.

Du giebst der offnen Erde dein Gedeihen,
Und winkst dem Landmann, Samen einzustreuen;
Er kommt auf deinen Wink herbei und streut.
Dann strömen deine Wolken Thau und Regen,
Und deine Sonn' ergießt den milden Segen,
Dann keimt der Halm, und schoßt und steht bereit.

Und deine Sonn' erzeuget seine Aehren,
Und deine Wolken träufeln, sie zu nähren,
Daß Mark in ihren vollen Körnern reift.
Die segenschweren Häupter wollen sinken,
Sie wanken taumelnd hin und her, und winken
Dem Sä'mann, daß er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch, und füllt die weite Scheune.
Er nimmt und sammelt froh, und nennts das Seine,
So stolz und kühn, als hätt' er sichs verschafft.
Dann kommt der Mensch, und nimmt und ißt, und Stärke
Durchströmt sein Blut, zum Schaffen seiner Werke;
Er nimmt und ißt, und geht einher in Kraft.

Dann kommen deine Vögel, Gott, und nehmen
Aus deinen milden Händen, und beschämen
Den sorgenvollen menschlichen Verstand.

Dann kommen deine Thier', und du giebst Allen,
Und sättigst, was da lebt, mit Wohlgefallen!
Und neues Leben strömt aus deiner Vaterhand.

Ach, wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich sein, welch eine Seligkeit!
O Menschen! Brüder! schon auf dieser Erden,
Schon hier könnt ihr, kann ich Gott ähnlich werden,
Und trinken diesen Kelch der Seligkeit!

Karoline Rudolphi.

Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
Ein Esel schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.

Ein ledig Pferd ging neben ihm. Du hast
Auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier;
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! Ich bitte dich, hilf mir!

Was helfen! sagt der Grobian;
Du bist ein fauler Bauch; greif deine Knochen an!
Trag zu!
Ich sterbe, liebes Pferd!
Die Last erdrückt mich; rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!
Ich will nicht, sprach das Pferd.
Kurz, unter dem zu schweren Sack
Erlag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf,
Des Esels Haut noch oben drauf.

Der Löwe und der Fuchs.

Herr Löwe, sprach ein Fuchs, ich muß
Es dir nur sagen; mein Verdruß
Hat sonst kein Ende:
Der Esel spricht von dir nicht gut.
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,
Das wiss' er nicht; dein Heldenmuth
Sei zweifelhaft; auch gebst du keine Proben
Von Großmuth und Gerechtigkeit!
Du würgetest ohn' Unterscheid;
Er könne dich nicht loben.

Ein Weilchen schwieg der Löwe still;
Dann sprach er: Fuchs, er spreche, was er will;
Denn was von mir ein Esel spricht,
Das acht' ich nicht!
Nur Den, der gegen Andre mich zu reizen wagt,
Und Den, der Schmeichelei ins Angesicht mir sagt,
Den haff' ich, kann vor Augen ihn nicht sehen:
Elender, fort! sonst ists um dich geschehen!

Pfeffel.

Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Den Tag bei seiner Arbeit hin.

Zu beißen hatt' er oft nur wenig;
Doch war er froher als ein König,
Und seiner hellen Stimme Kraft
Durchdrang die ganze Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: wer singt schon wieder?
Wer ists? Der muntre Seifensieder.

Es wohnte neben diesem an
Ein reicher, fauler, feister Mann,
Der prassend oft die halbe Nacht durchwachte,
Und dann zur Nacht den lichten Morgen machte.
Doch schloß er kaum die müden Augen zu,
So stört' ihn schon in seiner Ruh,
Durch laute, frohe Morgenlieder,
Johann, der muntre Seifensieder!

Drob zürnt der reiche, faule Mann,
Und hebt, wenn Jener singt, voll Unmuth an:
Der Geier hole deine Lieder,
Du Stör=im=Schlaf, du Seifensieder!
Ach, wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er zum Nachmittage kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann,
Wie geht es euch? wie fangt ihrs an?
Ein Jeder rühmt mir eure Waare!
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? Mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht: ein Tag bescheret,

Was der, der auf ihn folgt, verzehret.
Das kommt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzig mahl.

Schon recht; doch könnt ihr mir nicht sagen,
Was wol ein Tag pflegt einzutragen?

Mein Herr, ihr forschet allzusehr!
Der eine weniger, der andre mehr;
So wie's denn fällt. Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage:
Ja, wer die alle roth gefärbt,
Der hatte wol, wie ihr, geerbt;
Dem war die Arbeit wol zuwider;
Gewiß, der war kein Seifensieder!

Der reiche Mann, gar sehr erfreut
Ob dieser guten Nachricht, beut
Dem liederreichen Nachbarsmann
Viel schöne, blanke Thaler an.
Nur, daß er künftig nicht mehr singe
Und um den Morgenschlaf ihn bringe.

Johann verspricht's; läuft hocherfreut
Mit seinen Thalern hin, und scheut,
Wie Diebesaugen, Aller Blicke,
Ist ganz betäubt von seinem Glücke,
Zählt, streichelt, küßt sogar sein Geld,
Und wähnt sich nun den Glücklichsten der Welt.

Um seinen lieben Schatz zu hüten
Und schnöden Dieben Trotz zu bieten,
Verwahrt er ihn bei Tag und Nacht

In einem wohlbeschlagnen Kasten;
Doch so auch kann er noch nicht rasten,
Weil ihm jetzt Alles Argwohn macht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Springt er erschrocken auf, und glaubt,
Man hab' ihn wirklich schon beraubt;
Bis, oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen.

Er sieht zuletzt, je mehr er spart,
Daß Sorge sich mit Reichthum paart,
Sieht alle Ruhe, alle Freuden
Sich ohne Rückkehr von ihm scheiden;
Ihm schmeckt kein Essen, schmeckt kein Trank,
Und Seufzer hört man, statt Gesang.

Zuletzt erwacht sein vor'ger Sinn;
Schnell läuft er zu dem Nachbar hin,
Und spricht: Herr, lehrt mir bessre Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen!
Nehmt eure Thaler wieder hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Mag, wer da will, euch euer Geld beneiden;
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Mir ward, statt Geld und Geldesklang,
Ein froher Sinn und froher Sang.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder!

Der Winter.

Wohl mir, bei dieser rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben;
Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
Und Speis' und Trank erfreun mein Leben;
Auf weichen Betten drückt die Ruh
Mir sanft die müden Augen zu.

Doch weh dem Armen, dem anitzt
Das Glück sogar das Nöthige versaget,
Den weder Kleid, noch Dach beschützt,
Und der zu betteln doch nicht waget,
Den Krankheit hin aufs Lager streckt,
Auf dem kein weiches Bett ihn deckt!

Was zauderst du, o Bruderherz,
Mit Hülf' ihm liebreich zuzueilen!
Fühl' seine Nothdurft, seinen Schmerz,
Um, was du hast, mit ihm zu theilen!
Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der Andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen!
Doch scheint's, daß du für eine Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
Dann wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein.

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken;
Vereint wirkt dann dies schwache Paar,
Was einzeln Keinem möglich war.

Der Hund mit dem Fleische.

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen,
Springt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
In einen klaren Fluß. Er schwimmt, und sieht hinein;
Sieht sich und auch das Fleisch. — Ihm dünket dieser Schein
Ein andrer Hund mit Fleisch zu sein;
Gleich tritt bei ihm die Gier, auch dies zu haben, ein.
Besiegt von der Gewalt des Neides,
Schnappt er nach jenem: weg war Beides!

Ein Geiziger ist nimmer satt,
Und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

Uz.

Die treue Magd.

Es lebte noch vor kurzen eine Witwe — wo? habe ich nicht erfahren können — die von ihrem sonst ansehnlichen Vermögen nach dem Tode ihres Mannes das Meiste verloren hatte. Nur eine kleine Summe Geldes war ihr übrig geblieben, von deren Zinsen sie nothdürftig leben konnte.

Durch das Umwerfen eines Kaufmanns, den man für sehr reich und völlig sicher hielt, verlor sie auch diesen letzten kleinen Rest ihres Vermögens. Ihre Umstände waren nun sehr traurig, denn Alter und Schwachheit hatten sie zu aller Arbeit unfähig gemacht, und es blieb ihr also nichts übrig, als entweder sich in ein Armenhaus aufnehmen zu lassen, oder betteln zu gehen.

Zwar hatte sie in einer benachbarten großen Stadt einen nahen Verwandten, der reich genug war, um sie ernähren zu können; aber unglücklicher Weise gehörte dieser zu der Klasse der verwahrloseten Menschen, die für fremde Leiden zu wenig Gefühl haben. Er ließ sie hülflos.

In dieser Noth warf eine geringe Magd, die sie bei sich hatte und die sie nunmehr abschaffen wollte, auf einmahl sich zu ihrem Schutzengel auf. Das liebreiche Betragen, welches diese Person von ihrer Frau während ihres vormaligen Wohlstandes erfahren hatte, flößte ihrem guten Herzen den Vorsatz ein, sich dankbar zu bezeigen.

Nein, sagte sie daher, auf den Antrag ihrer Frau, sich eine andere Herrschaft zu suchen, ich verlasse Sie nicht, so lange Sie leben. Sie haben mir viel Gutes erwiesen, und es hat mich oft genug gekränkt, daß ich nichts weiter für Sie thun konnte, als was meine Schuldigkeit war.

Lohn gebrauche ich nicht, denn ich habe mir von Ihrer vormahligen Freigebigkeit auf viele Jahre Kleider gesammelt. Außerdem habe ich noch 25 schöne harte Gulden, die ich an unsern Nachbar ausgeliehen habe. Auch kann ich nähen und stricken; erhält also der liebe Gott mich nur gesund, so will ich schon für uns Beide Brot schaffen.

Die arme Witwe war über diese Erklärung äußerst gerührt, und nahm, weil das gute Mädchen darauf bestand, die treuen Dienste desselben dankbar an.

Die Magd hielt mit Freuden Wort, und ernährte zwei Jahre lang die Witwe und sich selbst durch die Arbeit ihrer Hände, bis jene starb.

Die Treue dieses guten Mädchens ist schon jetzt nicht unbelohnt geblieben.

Kurz vor dem Tode der Witwe war auch der reiche Vetter gestorben, und ihr, als seiner einzigen Verwandtinn, fiel nun sein ganzes Vermögen zu.

Aber für sie selbst kam diese Hülfe zu spät, denn sie war schon so schwach, daß sie unmittelbar darauf starb, ohne einmahl verordnen zu können, wie es mit der Erbschaft gehalten werden sollte.

Das ganze Vermögen fiel also der fürstlichen Kasse zu. Aber glücklicher Weise hatte der Fürst von dem edelmüthigen Betragen der Dienstmagd Nachricht erhalten. Eine solche That sprach er, muß nicht unbelohnt bleiben. Die ganze Erbschaft soll ihre sein.

Sie erhielt sie; und Alle, welche davon hörten, freueten sich über die Gerechtigkeit des Fürsten und über die wohlverdiente Belohnung des guten Mädchens.

Lied eines Schiffenden,

nach überstandenem Sturme.

Blau und gülden ist der Himmel,
Still und ruhig Wind und Meer,
Und im scherzenden Gewimmel
Spielen Fische um mich her.

Unser Herz ist ruhig wieder,
Froh, als wären wir zu Haus,
Und es schallen unsre Lieder
In das hohe Meer hinaus.

Noch vor wenigen Minuten,
Da der wilde Sturmwind blies,
Glaubten wir in Meeresfluten
Unsern Untergang gewiß.

Schreckliche Orkane heulten
Durch die düstre Wetternacht;
Rothe Flammenblitze theilten
Himmel, Wogen und die Nacht.

Jetzt emporgehoben flogen
Wir hinauf in hohe Luft;
Wurden jetzt hinabgezogen
In des Meeres tiefste Gruft.

Donner rollten, schwarze Fluten
Bäumten kühn sich himmelan;
Kindlich flehten wir den guten,
Starken Gott um Rettung an.

Und es schwiegen Sturm und Wetter,
Und es schwand die düstre Nacht.
Jauchzend danken wir dem Retter,
Dessen Auge uns bewacht.

Groß, wie seiner Himmel Pfade,
Zahllos, wie der Sterne Heer,
Ist des Weltenschöpfers Gnade,
Unergründlich wie das Meer!

Walle, rother Wimpel, walle!
Ueber uns, in Gottes Hand,
Von dem hohen Maste schalle
Bald der Ruf des Wächters: Land!

Mühlpfort.

Das Schwerste und das Leichteste.

Einer von den sieben klugen Männern in Griechenland, welche die sieben Weisen genannt wurden, hieß Thales. Dieser wurde einmahl gefragt: was das Schwerste und was das Leichteste sei?

Das Schwerste, antwortete Thales, ist, sich selbst und seine Fehler recht zu kennen; das Leichteste ist, an andern Leuten Fehler wahrzunehmen.

Eben dieser Thales grüßte einmal einen Mann, der ihm begegnete, recht höflich. Der Mann aber ging stolz vorüber, und dankte ihm nicht einmahl.

Die Freunde des Thales meinten, das müsse er übel nehmen, weil es für ihn, als einen so berühmten Mann, ein Schimpf sei, für seinen Gruß keinen Dank zu erhalten.

Aber Thales fragte sie: ist es mir schimpflich, daß ich höflicher bin, als jener?

C.

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe!
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft' indem er dieses sprach,
Dem Vater schon von weiten nach.

Kaum trat er in den Busch, als hier ihn eine Mücke,
Dort wieder eine schmerzlich stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt' man ihn.

Ha! sprach er, laßt ihr nicht das Ding im Guten bleiben,
So sollt ihr sehn — ich will euch schon vertreiben!

Und muthig nahm er seinen Stab,
Und schlug in ihren Schwarm; doch ließen sie nicht ab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen,

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen roth.
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth:
O, sieh mahl, Vater! das heißt stechen!

Ich hab's bald so, bald so versucht!
Ich lief, ich schlug: und doch half weder Schlag noch Flucht.

Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht versucht,
Geh künftig ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger dich stechen.
Denn wer mit kleinen Feinden ficht,
Der hat vor ihnen nimmer Friede,
Am klügsten ists, man achtet ihrer nicht;
So werden sie zuletzt des Streitens selber müde.

Von einem merkwürdigen Korbmacher.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Deutschland ein Edelmann, um dessen Tochter sich ein reicher und vornehmer Herr bewarb. Der Vater fragte ihn: wie er denn seine Tochter ernähren wolle, wenn er sie geheirathet habe?

Er antwortete: er werde sie so halten, wie es sich für ihren Stand schicke. — Aber wovon? fragte der Alte wieder.

Nun, erwiederte der Jüngling, Sie wissen ja, daß ich große Güter besitze, die meine Aeltern mir hinterlassen haben.

Ich weiß, fuhr der Alte fort; aber ich möchte wissen, ob Sie denn nichts haben, das sicherer ist als alle Güter, und was Ihnen Niemand rauben kann?

Jüngling.

Ich verstehe Sie nicht recht.

Edelmann.

So muß ich mich denn wol deutlicher erklären. Können Sie ein Handwerk?

Jüngling.

Nein!

Edelmann.

Nun, so können Sie auch der Mann meiner Tochter nicht werden.

Jüngling.

Und die Ursache?

Edelmann.

Weil ich diese keinem Andern, als einem Solchen zu geben gedenke, der ein Handwerk, oder eine Kunst versteht, wodurch er sich und seine Frau ernähren kann, wenn seine Güter einmahl verloren gehen sollten.

Jüngling.

Darf ich mir ein Jahr zur Frist ausbitten?

Edelmann.

Meine Tochter wird bis dahin ledig bleiben.

Der Jüngling eilte, suchte den besten Korbmacher auf, begab sich bei ihm in die Lehre, und ward mit einem halben Jahre geschickter, als sein Meister war. Mit einem von ihm verfertigten schönen Körbchen in der Hand, ging er nun wieder zu dem Edelmanne, und erhielt, was er wünschte.

Einige Jahre hernach entstand ein Krieg. Beide, Vater und Schwiegersohn wurden von ihren Gütern vertrieben, mußten Alles, was sie hatten, in Stiche lassen, und nach Holland flüchten.

Und da ernährte nun der junge Mann seinen Schwiegervater sowol, als auch seine eigene Familie, durch sein Korbmachen. Noch jetzt schreiben die Holländer es diesem jungen Deutschen Edelmanne zu, daß man so künstliche Korbarbeiten bei ihnen machen kann.

Merkt euch diese Geschichte, ihr jungen Leser, und bemühet euch gleichfalls, wer auch eure Aeltern sein mögen, irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu lernen, wodurch ihr einmahl euch ernähren könnt, wenn alles

Andere verloren geht. Dies wird überdas seinen vielfachen Nutzen haben, auch wenn ihr nie Gebrauch davon zu machen nöthig haben solltet.

Wie glücklich würden viele Tausende der Französischen Ausgewanderten (in den Jahren 1789 — 1792) sich geschätzt haben, wenn man in ihrer Jugend ihnen diesen Rath gegeben hätte, und wenn er von ihnen wäre befolgt worden!

Die Schlange und der Aal.

Betrachte mich einmahl,
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
Bin ich nicht wunderschön?
Ist jemahls eine Haut so schön bemahlt gesehn?
Zwar dein' ist glatt, doch mein' ist glatt und schön!

So? fragt der Aal, bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie gehts denn zu,
Frau Nachbarinn,
Daß ich so wohl gelitten bin,
Da Jedermann vor deiner Schönheit graut,
Und, wenn er deine bunte Haut
Im Grase sieht,
Erschrickt und flieht?

Die wunderschöne Schlange spricht:
Man flieht? Warum? Das weiß ich nicht.

Ich aber weiß es, sagt der Aal,
Auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig gleißest du, wie Silber oder Stahl,
Inwendig bist du Gift und Galle!

Reiselied.

Auf, nehmt die Stäb' in eure Hand,
Die Pilgertaschen um!
Mit euch zieh' Unschuld übers Land
Und Freud', ihr Eigenthum!

Die jugendliche Fröhlichkeit,
Mit eintrachtsvollem Sinn,
Bereitet euch den Weg, und streut
Jetzt Rosen vor euch hin.

Schaut um euch die Natur — wie schön
Glänzt sie jetzt überall,
In vollen Feldern, reichen Höhn,
In Wiesen, Wald und Thal!

Hier blickt ein Dorf aus Bäumen vor,
Die reicher Segen beugt,
Da dort ein stolzer Thurm empor
In blauer Ferne steigt.

Hier strömt ein fischereicher Fluß,
Dort spiegeln helle Seen.
Und, schaut des Menschen Kunst! sein Fuß
Kann sicher sie begehn.

Wohin sich euer Auge dreht,
Seht ihr des Landmanns Schweiß,
Für uns auch thut er, was ihr seht —
O, segnet seinen Fleiß!

Ein guter Pilger wird nicht matt,
Zeigt sich der Weg oft wild;

Geduld und Muth bahnt ihm dem Pfad,
Und er wird wieder mild.

Des Lebens Reise geht auch so
Auf sanft' und rauher Bahn,
Bald unmuthsvoll, bald wieder froh,
Berg ab und Berg hinan;

Jetzt von der Sonne Wärm' und Pracht
Geschmeichelt und erquickt,
Und jetzt von wilder Stürme Macht
Verfinstert und gedrückt.

Der Träge zaudert, steht und zagt,
Geht mehr zurück, als fort
Und kommt, stets wartend, bis es tagt,
Nie zum gewünschten Ort.

Allein der Muthge reißet sich
Fort, fort in kühnem Trab,
Verlacht den Sturm, den Dornenstich,
Klimmt Felsen auf und ab,

Und dringt dann in den Tempel ein,
Allwo Zufriedenheit
Und Glück in ewgem Sonnenschein
Ihm Siegeskränze beut.

Frisch dann, ihr muntern Brüder, auf!
Hebt muthig Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf,
Und Arbeit zum Genuß.

Schall.

Abendlied,

nach zurückgelegter Reise.

Vollendet, Brüder, ist der Lauf!
Erreicht der Reise Ziel!
Groß war des Tages Last, doch auch
Der Freuden waren viel.

Jetzt lagert euch zum Pilgerschmaus,
Laßt ruhen Hand und Fuß!
Zur Ruhe führt ein kühner Lauf,
Und Arbeit zum Genuß.

Ha! dieser Trunk und dieses Obst
Soll kühlen unser Blut!
Soll wiederbringen unsre Kraft
Und geben neuen Muth!

Zwar ist, was ihr hier vor euch seht,
Nicht, was der Schlemmer preist,
Doch mehr noch, als der Mensch bedarf,
Und als ihm Gott verheißt.

Saht ihr, wie heut' am Silberbach
Der braune Schnitter saß,
Und, froh bei Milch und schwarzem Brot,
Der Arbeit Last vergaß?

Was ihm — ihr saht's — Erquickung gab,
Genüg' uns Allen hier!
Denn, Brüder, Menschen Menschen sind —
Und, wohl uns! sind auch wir!

Der Schlemmer nur braucht köstlich Brot
Und theuren Perserwein,
Und lächerlicher Künste viel,
Um einmahl satt zu sein.

Dafür fehlt ihm, was unser ist,
Gesundheit, Kraft und Muth;
Gefühl für Freundschaft und Natur,
Und jedes wahre Gut.

Nicht kann er kämpfen unsern Kampf,
Nicht siegen unsern Sieg,
Den Kampf mit dieses Lebens Müh,
Den Sieg im Lasterkrieg.

Nicht kann er fühlen, so wie wir,
Der Schöpfung große Pracht,
Nicht öffnen seine Brust wie wir,
Vor Gottes Güt' und Macht.

Denn Weichlichkeit entnervt den Leib,
Zerstört des Lebens Glück,
Und schreckt von jeder guten That
Den kranken Geist zurück.

Genießt denn, Brüder, was ihr seht!
Gewinn ists, mäßig sein.
Genießt, und mischet frohen Dank
Und lauter Freuden drein!

Dann gehen wir zu unserm Freund,
Der thätge Menschen liebt,
Zum Schlaf in unsre Kammer ein,
Die sichre Ruh' umgiebt;

Und schlafen eine süße Nacht,
Nach mühevollem Lauf;
Und morgen wachen wir vergnügt
Zu neuer Arbeit auf.

Schall.

Timm.

Eine Meklenburgische Geschichte.

In Mamerow, einem Dorfe im Herzogthume Meklenburg-Schwerin, wohnten ein Schulmeister und ein Weber nahe bei einander. Der Letzte hieß Timm.

Beiden ging es kümmerlich; denn ihr Verdienst war sehr klein, so daß sie nur mit genauer Noth sich und ihre Kinder davon ernähren konnten. Und Timm hatte der Kinder viele.

Gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliche Gutmüthigkeit machten, daß sie sehr gute Nachbarschaft und genaue Freundschaft hielten. Die Kinder ahmten den Aeltern nach; außer den Schlafstunden waren sie fast immer beisammen, und es war den Aeltern durch die lange Gewohnheit geworden, als gehörten ihnen die Kinder alle gemeinschaftlich zu.

In wessen Hause sie zur Zeit des Vesper- oder Abendbrotes eben waren, da kriegten die eigenen und des Nachbars Kinder so viel zu essen, als Vorrath da war; und wenns in dem einen Hause mangelte, so gab das andere her, was es vermochte; so daß der Schulmeister oft zu sagen pflegte: wenn er den Nachbar Timm nicht hätte, so müßte er oft hungerig mit seinen Kindern zu

Bette gehen; und Weber Timm sprach eben so von seinem Nachbar Schulmeister.

Auf solche Weise hatten sie sich einander manches Jahr geholfen, als des Schulmeisters Frau starb. Dieser Verlust ging Allen sehr nahe, und der herzliche Antheil, den Timm mit seiner Familie daran nahm, vereinigte sie noch mehr.

Der Schulmeister hatte zwar nur zwei Kinder, allein das eine war beständig kränklich, und gebrechlich, daß es ohne die Hülfe Anderer nichts vermochte. Dieses Kind war für Alle eine große Last, weil es nicht nur selbst nichts schaffen konnte mit seinen Händen, sondern auch noch überdies zwei andere Hände, die seiner warten mußten, zum Erwerben unbrauchbar machte.

Indeß, da die Mutter des Kindes, die es so herzlich geliebt, und nach ihrem besten Vermögen gepflegt hatte, gestorben war, so nahm Timm's Frau sich seiner so vorzüglich an, daß es den Verlust seiner leiblichen Mutter kaum fühlen konnte.

Der Schulmeister weinte oft heiße Dankthränen auf die Hand der Timm, wenn er neben ihr saß, ihr die Hand drückte, und sagte, daß er vor Gottes Thron ihr das gedenken wolle, was sie an ihm und seinem Kinde thue.

Doch fühlte er auch, daß die Last zu groß war, die sich diese Frau, aus Freundschaft und Mitleiden, selbst aufgebürdet hatte, und entschloß sich, wieder zu heirathen.

Er machte seinen Vorsatz kund; derselbe wurde gebilliget, und man sann nun gemeinschaftlich auf eine eben so gute Frau, als die erste gewesen war, und die, wo möglich, auch seine Umstände etwas verbessern könnte.

Die Wahl fiel endlich auf eines Jägers Tochter im benachbarten Dorfe. Nachbar Timm übernahm es, Anwerbung darum zu thun; und es wurde Alles in kurzer Zeit so weit fertig, daß die Hochzeit schon auf einen gewissen Tag bestimmt war — nur daß sie, leider! nie vollzogen wurde.

Der Schulmeister hatte überlegt, daß, wenn seine Braut und sein Schwiegervater zu ihm kämen, er ihnen doch ein Bißchen warmes Essen vorsetzen müsse. Nun hatte er aber kein Stückchen Holz im Hause. Er nahm also sein Beil, sagte dem Nachbar Timm seine Absicht, und ging allein in den Wald, um sich etwas trocknes Holz hin und wieder abzuhauen.

Es wurde Abend, es wurde Nacht, und der Schulmeister kam nicht wieder. Den Timm befremdete dies, weil der Schulmeister ihm nicht gesagt hatte, daß er die Nacht ausbleiben werde. Er vermuthete indeß, daß sein Schwiegervater ihm vielleicht im Gehölz begegnet sei, und ihn mit sich zu Hause genommen habe.

Den andern Morgen kamen des Schulmeisters Braut und Schwiegervater, ihn zu besuchen. Sie fanden ihn nicht, und fragten also Weber Timm nach ihm. Dieser wurde äußerst bestürzt, und erzählte ihnen, was ihm der Schulmeister gesagt hatte. Man entschloß sich augenblicklich, ins Holz zu gehen und ihn zu suchen, weil er sich vielleicht verirrt haben möchte.

Allein, welch ein gräßlicher Anblick! Der Schulmeister war auf einen Baum gestiegen, um sich einen starken trocknen Zweig abzuhauen, hatte aber eine so unvorsichtige Stellung genommen, daß der Zweig ihm aufs Genick geschossen war, und er, von demselben zerquetscht, im Baume hing.

Das Geschrei, Weinen und Wehklagen der Gesell=

schaft dauerte eine Weile fort, bis Timm sagte: laßt uns Hand anlegen, daß wir den Unglücklichen herunterbringen. Ich kann die gräßliche Gestalt nicht länger sehen, und will nicht, daß Andere ihn so sehen sollen.

Man trug den todten Körper nach Hause, und berichtete, was vorgefallen war, an das herzogliche Amt. Dieses ließ vor der Hand das wenige Hausgeräthe des Schulmeisters in Sicherheit bringen, und überließ dem ehrlichen Timm, der es sich ausgebeten hatte, die Kinder bis auf weitere Verfügung, die in der nächsten Woche gemacht werden sollte.

Ein paar Tage darauf kam Timm zur Stadt, ging zu dem Beamten X..., und bot demselben ein Geschenk an, das freilich nur sehr klein war, aber doch aus solchen Dingen bestand, die er zur höchsten Nothdurft selbst brauchte; und dies Geschenk deßwegen, damit er ihm doch die Kinder seines unglücklichen Nachbars nicht nehmen möge: er wolle sie gern umsonst erhalten und erziehen, und wenn er ja glaube, daß das nicht angehe, oder ihm zuviel werden möchte, so bitte er ihn um Gottes Willen (wobei die hellen Thränen ihm die Backen hinunterrollten) ihm doch nur das gebrechliche Kind nicht zu nehmen.

Die Wangen glühten dem guten Beamten, der nie gewohnt war, von seinen Untergebenen Geschenke anzunehmen, über diese seltene Gutherzigkeit und Großmuth. Er drückte gerührt dem edlen Timm die Hand, und versprach, daß wenigstens das gebrechliche Kind bei ihm bleiben solle. Das ihm angebotene Geschenk gab er mit etwas Geld zurück, und verlangte von Timm, daß er zu ihm kommen solle, so oft er ferner Unterstützung nöthig hätte.

Freilich nur ein kleines Geschichtchen, aber voll der

schönsten Züge. Leute, die in ihren gemeinschaftlichen kümmerlichen Umständen sich dieselben durch Freundschaft und Mithülfe zu erleichtern suchen; — Menschen, die selbst sich ihren nöthigen Unterhalt entziehen wollen, um ein fremdes gebrechliches Kind nur bei sich behalten zu können, von dem sie doch nichts, als Last und Kosten haben werden, und um dessentwillen sie in Zukunft noch mehr Hunger und Kummer werden leiden müssen: welch ein rührender Anblick! — Freilich auch ein niederschlagender Zug, daß der Arme durch Geschenke seiner Bitte Nachdruck geben zu müssen glaubt! Aber völlige Schadloshaltung an dem rechtschaffenen Beamten, der nicht nur nicht nimmt, was ihm angeboten wird, sondern es auch mit Wucher zurückgiebt. Der Name dieses ehrwürdigen Mannes ist Ackermann.

C.

Thomas Morus.

Die Tugend, meine Kinder, wird zwar schon in dieser Welt mit großer Glückseligkeit belohnt, aber zuweilen findet doch die weise göttliche Vorsehung für nöthig, auch guten und frommen Menschen eine kurze Zeit lang Leiden aufzuerlegen, die sie zu einer größern Glückseligkeit nach diesem Leben vorbereiten sollen.

Es ist euch gut, dies schon jetzt zu wissen, damit es euch nicht zu sehr befremde, wenn auch euch einst Unglücksfälle treffen sollten, von welchen ihr euch bewußt sein werdet, daß ihr nicht durch eigene Verschuldung sie euch zugezogen habt. Deßwegen erzähle ich euch folgende Geschichte:

Thomas Morus war von redlichen, aber ar-

men Aeltern geboren. Schon als Kind machte er sich durch seine Folgsamkeit und freundliche Gemüthsart bei Allen sehr beliebt, und als Knabe übertraf er alle seine Mitschüler an Fleiß, an Artigkeit, an Liebe zur Ordnung in allen seinen Sachen, an Dienstfertigkeit, an Bescheidenheit, und vornehmlich an einer reinen, ungeheuchelten Gottesfurcht.

Dadurch machte er sich denn, wie natürlich, alle Menschen zu Freunden, und Jedermann suchte ihm fortzuhelfen.

Da er sich frühzeitig außerordentliche Geschicklichkeiten erworben hatte, so wurde er auch frühzeitig zu Aemtern befördert, welchen er mit der größten Treue und Rechtschaffenheit vorstand.

Er stieg, ohne daß er es ängstlich suchte, eine Ehrenstufe nach der andern, und erhielt endlich gar die Stelle eines Kanzlers von England, welche in diesem Lande eine der vornehmsten Würden ist.

Ein anderer hätte dadurch eitel werden können, aber Morus blieb nach wie vor der bescheidene Mann, der er gewesen war, und verwaltete diese höchste Würde mit eben der uneigennützigen Rechtschaffenheit, die er bis dahin immer bewiesen hatte.

Er hätte sich bereichern können, aber seine Uneigennützigkeit ging so weit, daß er als Kanzler nur ein kleines Landgut von sehr geringen Einkünften besaß.

Da seine Söhne sich einmahl darüber beklagten, daß er so wenig für sich und seine Familie zu erwerben suche, antwortete er: das thue ich um euretwillen, damit ihr einst den Segen des Himmels von mir erben möget.

Leute, die viel Gewalt in Händen haben, werden oft Ungerechtigkeiten zugemuthet, zu welchen man sie durch Geschenke zu bewegen sucht. Auch Morus war dieser Versuchung mehr als einmahl ausgesetzt, aber er

widerstand ihr jedes Mahl mit seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit und Gottesfurcht.

Selbst sein König konnte ihn nicht bewegen, etwas zu reden oder zu thun, was ihm seiner Pflicht zuwider zu sein schien.

Ein sehr angesehener und reicher Mann, der mit einem armen Manne einen Prozeß führte, wollte ihn einst mit einer großen Summe Geldes bestechen, daß er das Urtheil zu seinem Vortheile abfassen möge; aber Morus antwortete ihm mit edlem Unwillen:

„Wozu dieses Geschenk? Wenn sie Recht haben: so brauchen Sie mir ein gutes Urtheil nicht erst abzukaufen; haben sie aber Unrecht, so können alle ihre Reichthümer, so können alle Schätze der Welt mich nicht bewegen, zu ihrem Vortheile zu entscheiden.“

Bei einer so strengen Gerechtigkeit, die er in allen seinen Handlungen bewies, konnte es nicht fehlen, daß er sich manchen schlechten Menschen zum Feinde machte, den es verdroß, daß er zu seinem Vortheile keine Ungerechtigkeit begehen wollte.

Darunter waren nun auch einige angesehene und mächtige Männer, die sich wider ihn verbanden, und nicht eher ruheten, bis sie ihn zu Falle brachten.

Sie stellten allerlei falsche Klagen gegen ihn an, und wußten die Sache so weit zu treiben, daß der unschuldige, der rechtschaffene, der edle Morus — zum Tode verurtheilt wurde.

Er hörte sein Todesurtheil mit der größten Gelassenheit an, nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Weise Abschied, bat Gott, daß er den König künftig vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möge, und kehrte wieder in sein Gefängniß zurück.

Hier wartete seiner ein Auftritt, der einem Manne

von minderer Standhaftigkeit das Herz hätte brechen müssen. Er fand seine geliebteste Tochter, die Frau von Roper, vor, die nach dem Gefängnisse gekommen war, um ihren unglücklichen Vater noch einmahl zu sehen.

Unfähig zu reden stürzte sie ihm in die Arme, und blieb wie leblos an ihm hangen. „Mein Vater! — o mein Vater!" Dies war Alles, was sie mit schwacher sterbender Stimme von Zeit zu Zeit hervorbringen konnte. Morus umarmte sie auf das zärtlichste, und suchte sie zu trösten.

Mein Leiden, sprach er, kommt von Gott; denn ich habe es mir nicht selbst zugezogen. Gottes Schickungen aber sind immer weise und gut, ungeachtet wir das nicht immer begreifen können. Also wollen wir uns seinem heiligen Willen unterwerfen, und mit Geduld ertragen, was sein unerforschlicher Rath über uns verhängt hat.

So fuhr er eine ganze Stunde fort, seine Tochter zu trösten. Und er that dies mit einer so unverstellten Gelassenheit, als wenn die Sache ihn selbst nicht anginge.

Den Abend brachte er mit Gebet und frommen Betrachtungen hin, und schlief darauf die ganze Nacht hindurch so ruhig, als wenn ihm nichts begegnet wäre.

Am folgenden Morgen trat einer seiner besten Freunde, Jakob Pope, ins Gefängniß, um ihm anzukündigen, daß das Todesurtheil in einigen Stunden an ihm vollzogen werden solle. Aber er zerfloß dabei in Thränen, und konnte die schrecklichen Worte nicht über die Zunge bringen.

Morus hingegen blieb unerschüttert; er tröstete seinen Freund mit der Hoffnung eines bessern, ewigen Lebens, in welchen sie sich wiederfinden würden, und trug

ihm auf, seine Feinde von ihm zu grüßen, und ihnen zu sagen, daß er ohne Haß gegen sie die Welt verlasse.

Da die angesetzte Stunde gekommen war, ging er mit gesetzter Stille nach dem Blutgerüste, und ließ bis auf den letzten Augenblick keine Spur von Furcht oder Kleinmüthigkeit blicken.

Nach der Gewohnheit des Landes hielt er von dem Gerüst herab noch eine Rede an das versammelte Volk, worin er es zur Frömmigkeit und zur Zufriedenheit mit den Wegen der Vorsehung auf eine so rührende Weise ermahnte, daß Alle, die ihn hörten, in Thränen zerflossen.

Selbst dem Scharfrichter, welcher zitterte, indem er sein Amt verrichten wollte, sprach er Muth ein; er erlaubte sich sogar, um den Mann beherzter zu machen, einen Scherz den man getadelt hat, weil man seine Absicht dabei verkannte.

Guter Freund, sagte er, nehmt euch in Acht, daß ihr meinen Bart nicht mit verletzt; denn dieser wenigstens hat kein Verbrechen begangen.

Hierauf kniete er nieder, legte den Kopf auf den Block, und bot seinen Hals dem Hiebe dar, der seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Des Morgens im Walde,

am 26sten Jenner.

Wie sie da stehn, voll Kraft vom Herrn,
Die hohen Tannen, nah und fern!
Wie schön der Morgensonne Glanz
Bemahlt den dichten Nebelkranz!

Ach! wie in ihrer Winternacht
Die Flur im Silberschimmer lacht!
Des freuen sich die Vögelein,
Und jubeln durch den lichten Hain.

Gott deiner Werke sind so viel,
Und deine Güte hat kein Ziel;
Sie hat in jeder Jahreszeit
Der Freuden rund um uns gestreut.

Zwar ruhn, verhüllt im dichten Moos,
Die Blumen noch im Erdenschooß,
Und harren still der Schöpferkraft,
Die sie zum neuen Leben schafft;

Zwar schmückt noch nicht den Schattenbaum
Sein grünes Feierkleid, und kaum
Wagt schüchtern sich die Knosp' hervor,
Wo er den Blätterschmuck verlor;

Und doch — der herrlichen Gestalt
Des Winters! — schaut den Tannenwald,
Wie er da steht, und unbewegt
Sein edles Haupt zum Himmel trägt!

Wie ihn der rasche Wind durchsaust,
Und kalt durch seine Wipfel braust!
Er steht und trinkt das Sonnenlicht,
Und achtet all' des Sausens nicht.

Wer gab zu dieser Dämmrung, wer
Nur einen Zweig, ein Plätzchen her?
Wer lieh ihm dieses Winterkleid,
Das aller Stürme Wuth nicht scheut!

O, kommt und opfert unserm Gott,
Der ihm zu werden hier gebot!
Kommt, Menschen, fühlt die Seligkeit,
Die Gottes schöne Schöpfung beut!

Karoline Rudolphi.

Denke nichts Arges von deinem Bruder.

Ein braver Offizier wurde verabschiedet, weil sein König Frieden gemacht hatte, und seiner Dienste nicht mehr bedurfte.

Der Mann gerieth dadurch in große Noth, weil er nun nichts hatte, wovon er hätte leben können. Er ging daher zu dem Minister des Königs, um ihn zu bitten, daß er ihm doch wieder ein Amt geben möge.

Der Minister, welcher ihn als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach für ihn zu sorgen, und bat ihn, die Mittagsmahlzeit bei ihm einzunehmen.

Bei der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr köstlicher Arbeit hervor. Jedermann bewunderte sie als ein Meisterstück in ihrer Art, und sie ging von Hand zu Hand den ganzen Tisch herum.

Nach einiger Zeit wollte der Minister wieder Taback nehmen, aber er konnte die Dose in seiner Tasche nicht finden. Auch konnte er sich nicht besinnen, daß er sie vorher, da sie rund um den Tisch gegangen war, wieder bekommen habe.

Die ganze Gesellschaft war bestürzt; und einer von den Gästen meinte, es könne sie wol Jemand von ihnen in Gedanken beigesteckt haben. — Jeder durchsuchte darauf seine Taschen, aber Keiner sagte, daß er sie gefunden habe.

Da sagte ein anderer Gast: es müsse der ganzen Gesellschaft daran gelegen sein, daß die Dose wiedergefunden werde. Sein Rath sei also, daß Einer nach dem Andern aufstehe, und seine Taschen vor Jedermanns Augen umkehre. Er selbst machte den Anfang.

Alle Andre folgten seinem Beispiele Da aber die Reihe an den abgedankten Offizier kam, weigerte sich dieser, Ebendasselbe zu thun.

Man sagte ihm, er werde dadurch sich sehr verdächtig machen; aber er antwortete, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn wider den Verdacht eines Diebstahls schützen könne, und blieb bei seiner Weigerung.

Da zweifelte nun kein Mensch, daß er der Dieb sei, und Alle sahen ihn mit Verachtung und Unwillen an. Er ertrug diese Schmach mit Geduld, und ging nach aufgehobener Tafel zu Hause.

Am Abend, da der Kammerdiener des Ministers Kleid weglegen wollte, fand er die vermißte Dose in dem einen Schooße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gesunken war. Der Minister freuete sich über die gerettete Unschuld eines ehrlichen Mannes, und gab Befehl, daß am folgenden Morgen der Offizier wieder zu ihm genöthiget werde.

Dieser erschien, und der Minister, der ihm mit offenen Armen entgegenging, erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, er möge ihm doch die Ursache sagen, warum er gestern seine Taschen nicht habe umkehren wollen?

Jetzt, antwortete der Offizier, da wir allein sind, kann ich sie Ihnen wol sagen; gestern konnte ichs nicht, weil ich besorgen mußte, daß unter den Fremden Einer oder der Andere sein möchte, der mir aus meiner unverschuldeten Armuth ein Verbrechen machte.

Da ich gestern zu Ihnen kam, wußte ich nicht, daß ich bei Ihnen speisen würde. Ich hatte mir daher unterweges eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug habe, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde Jedermann gesehen, und Mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deßwegen weigerte ich mich, es zu thun.

Der Minister umarmte ihn von neuen, und versprach, sogleich an den König zu schreiben, und um eine Stelle für ihn zu bitten. Dann ließ er die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich einladen, und da diese versammelt war, nahm er den Offizier bei der Hand, und trat mit ihm ins Zimmer.

Jedermann erstaunte. Aber der Minister zeigte ihnen die wiedergefundene Dose, sagte, wo sie gefunden worden sei, und stellte ihnen den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König in einigen Tagen nach seinen Verdiensten belohnen werde.

Diese Geschichte habe ich euch, meine kleinen Leser, erzählt, um euch zu warnen, daß ihr doch ja nicht leicht etwas Böses von eurem Nächsten argwöhnen möget, auch wenn ihr noch so viel Ursachen dazu zu haben glaubt. Denket immer, der Schein trügt, und — es ist besser, Andere für zu gut, als für zu schlimm zu halten.

C.

Kindliche Liebe und Wohlthätigkeit.

Der junge Robert wartete mit seinem Kahn am Ufer des Hafens zu Marseille, ob nicht Jemand kommen

werde, um sich für ein Trinkgeld von ihm fahren zu lassen.

Ein Unbekannter kam, und setzte sich hinein, wollte aber gleich wieder aussteigen, und sagte zu Robert, den er nicht für einen Schiffer hielt: weil der Herr des Schiffes nicht da sei, so wolle er in einen andern Kahn steigen.

Dieser gehört mir, sagte Robert; wollen Sie aus dem Hafen hinausfahren?

Nein, antwortete der Unbekannte, es bleibt nur noch eine Stunde Tag; ich wollte nur einige Mahle in dem Hafen auf und ab schiffen, um der Kühlung und des schönen Abends zu genießen. Aber Sie sehen ja gar nicht aus, wie ein Schiffer, und haben auch eine ganz andere Sprache.

Robert.

Sie haben Recht; ich bin auch nicht von diesem Stande, und treibe dies Handwerk nur an Sonntagen und Festtagen, um desto mehr Geld zu verdienen.

Der Unbekannte.

Pfui! welch ein Geiz für ihr Alter! den hätte ich bei Ihnen nicht vermuthet.

Robert.

Ach! wenn Sie wüßten, warum ich so sehr wünsche, viel Geld zu verdienen, so würden Sie mir keine so schlechte Gemüthsart zutrauen.

Der Unbekannte.

Es kann sein, daß ich Ihnen Unrecht that; aber Sie hätten sich auch deutlicher ausdrücken müssen. Lassen Sie uns unsere Lustfahrt machen; Sie sollen mir unterdeß Ihre Geschichte erzählen. — (Nach einer Weile) Nun wohl, mein Freund, so sagen Sie mir denn, was haben Sie für Bekümmernisse? Sie haben mich sehr geneigt gemacht, Theil daran zu nehmen.

Robert.

Ich habe nur einen Kummer, lieber Herr, nämlich den, daß mein guter Vater in Gefangenschaft ist, ohne daß ich ihn bis jetzt daraus erlösen konnte.

Der Unbekannte.

Wie? In Gefangenschaft? Erzählen Sie doch —

Robert.

Er hatte sich ein kleines Kapital erworben. Dafür kaufte er sich einen Antheil an der Ladung eines Schiffes, das nach Smirna segeln sollte. Er wollte bei dem Verkaufe dieser Waaren selbst zugegen sein, und fuhr also mit ab.

Allein das Schiff wurde unterwegs von einem Seeräuber weggenommen, und nach Tetuan in dem Lande Fez, auf der Afrikanischen Küste, gebracht. Da muß nun mein armer Vater mit seinen Reisegefährten in der Sklaverei leben. Man fordert 2000 Thaler für seine Befreiung; aber, lieber Gott! wo hätten wir so viel Geld hernehmen sollen?

Indessen arbeiten meine Mutter und meine Schwester Tag und Nacht, um mit der Zeit so viel zu verdienen. Ich mache es eben so bei meinem Herrn, als Juwelierer, und überdas suche ich, wie Sie sehen, die Feiertage noch besonders zu nützen.

Wir leben so sparsam, als es nur immer möglich ist; nur ein einziges kleines Zimmer dient uns armen Unglücklichen zur Wohnung.

Ich war anfangs gesonnen, selbst hinzureisen, und meinen Vater dadurch loszukaufen, daß ich mich statt seiner zum Sklaven anböte. Aber meine Mutter, die meine Absicht, ich weiß nicht wie, erfuhr, versicherte, daß sie gar nicht ausführbar sei, und ließ allen Schiffsherrn, die nach der Levante fahren, verbieten, mich an Bord zu nehmen.

Der Unbekannte.

Bekommen Sie denn auch zuweilen Nachricht von Ihrem Vater? Wissen Sie, wer sein Herr zu Tetuan ist, und wie man ihm in seiner Sklaverei begegnet?

Robert.

Sein Herr ist Aufseher über die Gärten des Königs; man begegnet ihm sehr gelinde, und die Arbeiten, zu welchen man ihn gebraucht, sind nicht über sein Vermögen. Aber wir sind nicht bei ihm, um ihn zu trösten, ihm seine Arbeiten zu erleichtern; er ist fern von uns, fern von einer geliebten Gattinn und drei Kindern, die er immer sehr zärtlich liebte.

Der Unbekannte.

Und was für einen Namen führt Ihr Vater zu Tetuan?

Robert.

Er hat seinen Namen nicht verändert; er nennt sich noch Robert, wie zu Marseille.

Der Unbekannte.

So! so! — Robert also, bei dem Aufseher der königlichen Gärten?

Robert.

Ja, mein Herr.

Der Unbekannte.

Ihr Unglück rührt mich; Ihre Gesinnungen scheinen ein besseres Schicksal zu verdienen. Auch getraue ich mir, es Ihnen zu versprechen; setzen Sie nur Ihre Zuversicht auf Gott.

Der Unbekannte schwieg, und saß die ganze Zeit über, wie im tiefsten Nachdenken, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

Da es dunkel ward, ließ er sich wieder ans Land setzen, drückte beim Aussteigen dem jungen Robert

seinen Geldbeutel in die Hand, und lief so eilig davon, daß dieser ihm nicht einmahl danken konnte.

In dem Geldbeutel fanden sich sechzehn Pistolen und zehn Thaler Silbermünze. Wie gerührt war der junge Robert durch diese außerordentliche Freigebigkeit! Er lief des andern Tages die ganze Stadt durch, um seinen Wohlthäter aufzusuchen und ihm zu danken; aber umsonst! er war nirgends zu finden.

Die Familie fuhr indeß fort, unermüdet zu arbeiten, um, wo möglich, die Summe zusammenzubringen.

Eines Tages, da sie eben in Begriff waren, ein sparsames Mittagsmahl, das aus Brot und trocknen Früchten bestand, zu sich zu nehmen, sahn sie auf einmahl — wie groß war ihr Erstaunen! — ihren lieben Vater Robert, sehr wohl gekleidet, ins Zimmer treten. Er überfiel sie mitten in ihrem Kummer und Elende.

Ach, meine Frau! Ach, meine lieben Kinder! rief er aus, und stürzte Jedem um den Hals. Wie ist es euch möglich gewesen, mich so bald zu befreien, und zwar auf die Art, wie ihr es gethan habt?

Seht, wie ihr mich ausgestattet habt! und dann noch die funfzig Pistolen, die man mir auszahlte, als ich ins Schiff stieg, wo meine Ueberfahrt und meine Kost schon vorher bezahlt waren! Um Gottes Willen, sagt mir, wie ist es möglich gewesen, daß ihr so viel verdientet in der äußersten Dürftigkeit, worin ich euch sehe?

Das Erstaunen der Mutter nahm ihr anfangs die Kraft zu antworten; sie konnte nur ihren Mann umarmen und in Freudenthränen zerfließen. Die Töchter thaten eben dasselbe. Der junge Robert aber blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen. Er hatte Sinn und Sprache verloren, und fiel endlich ohnmächtig nieder.

Nach und nach ward die Mutter ihrer Sprache

wieder mächtig; sie umarmte noch einmahl ihren Mann, und sagte, indem sie auf ihren Sohn zeigte:

Sieh da deinen Befreier! Wir brauchten 2000 Rthlr. zu deiner Befreiung; erst etwas über die Hälfte haben wir zusammen, und den größten Theil dieser Summe haben wir der Arbeit und Liebe unsers Sohnes zu danken.

Dieses edle, treffliche Kind hat wahrscheinlich Freunde gefunden, die, durch seine Tugend gerührt, ihm das Geld zu deiner Befreiung vorgeschossen haben. Ihm sind wir ohne Zweifel unser Glück schuldig. Er hat uns noch dazu überraschen wollen.

Siehe, wie er das Glück, dich wiederzusehen, empfindet. Aber laßt uns eilen, ihn wieder zu sich selbst zu bringen! —

Die Mutter fliegt zu ihm hin; seine Schwestern eilen herbei. Nur mit vieler Mühe bringt man ihn aus seiner Ohnmacht zurück. Sogleich wirft er seine matten Blicke auf seinen Vater; aber es fehlt ihm noch an Vermögen zu sprechen.

Der Vater hingegen schweigt auf einmahl ganz betroffen still, steht in Gedanken, wendet sich darauf mit bestürzter Miene zu seinem Sohn und spricht:

Unglücklicher! Was hast du gethan? Wie konnte meine Befreiung deiner Mutter ein Geheimniß bleiben, wenn sie nicht durch irgend eine schlechte That erkauft war? Wie konntest du in deinem Alter und in deinem Stande so viel Geld erwerben, ohne dich irgend eines schrecklichen Unrechts schuldig zu machen? Ich zittere, die Wahrheit zu hören; aber sage sie frei heraus, und laß uns sterben, wenn du hast aufhören können, ein ehrlicher Mann zu sein.

Beruhigen Sie sich, mein Vater, antwortete der

junge Robert, indem er mit Mühe aufsteht; umarmen Sie Ihren Sohn, er ist dieses schönen Namens nicht unwerth.

Nicht mir, nicht uns Allen haben Sie ihre Freiheit zu verdanken. Ich kenne unsern Wohlthäter, meine Mutter! Jener Unbekannte, der mir seine Börse gab — gewiß ist er es! Er that so viele Fragen wegen meines Vaters an mich. Ich will ihn aufsuchen, wo er auch sein mag; er soll kommen, seiner Wohlthaten zu genießen, sie mit uns zu theilen, und süße Thränen der Wonne mit uns zu vergießen!

Er erzählte darauf seinem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten; und der Vater wurde dadurch beruhiget.

Als Robert wieder in Ruhe war, gingen alle seine Geschäfte ungemein glücklich von Statten. Nach zwei Jahren ist er ein reicher Mann, seine Kinder, alle versorgt und glücklich, genießen mit ihm und seiner Frau einer Glückseligkeit, welcher nichts fehlen würde, wenn es den unaufhörlichen Nachforschungen des Sohnes gelänge, jenen verborgenen Wohlthäter zu entdecken, dem sie dieses ihr Glück gänzlich zu verdanken hatten.

Endlich fand er ihn an einem Sonntage, da er des Morgens allein am Hafen lustwandeln ging. — „Ach, mein Schutzengel!!" war Alles, was er aussprechen konnte; und mit diesen Worten warf er zu sich seinen Füßen, wo er ohne Bewußtsein niederfiel.

Der Unbekannte eilte, ihm zu helfen, und brachte ihn auch durch etwas starkriechendes Wasser wieder zu sich selbst. Dann fragte er ihn um die Ursache seines Zustandes.

Der junge Robert.

Ach, mein Herr! Können Sie danach fragen? Ha-

ben Sie denn Robert und seine unglückliche Familie vergessen, die Sie glücklich machten, indem Sie ihr ihren Vater wiedergaben!

Der Unbekannte.

Sie irren sich, mein Freund! Ich kenne Sie nicht, und Sie können mich auch nicht kennen, denn ich bin fremd zu Marseille, und erst seit einigen Tagen bin ich hier.

Der junge Robert.

Alles das kann sein; aber Sie erinnern sich doch, daß Sie vor zwei Jahren auch hier waren, daß Sie sich meines Boots bedienten, um im Hafen herumzufahren, und so großen Antheil an meinem Unglücke nahmen, was für Fragen Sie mir thaten, damit Sie in den Stand gesetzt würden, mein Wohlthäter zu werden. — Befreier meines Vaters, können Sie vergessen, daß Sie der Retter einer ganzen Familie sind, der nichts zu wünschen übrig geblieben ist, als Sie zu sehen?

O, versagen Sie sich doch ihren Wünschen nicht! theilen Sie ihre Freude, vermischen Sie die Thränen Ihres menschenliebenden Herzens mit den Thränen unserer Dankbarkeit! Kommen Sie! —

Der Unbekannte.

Gemach, mein lieber Freund! Ich habe es Ihnen schon gesagt, Sie irren sich.

Der junge Robert.

Nein, mein Herr, ich irre mich nicht! Ihre Gesichtszüge sind gar zu tief in mein Herz eingegraben, als daß ich Sie nicht kennen sollte. Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie, edler Mann! —

Mit diesen Worten faßte der junge Robert ihn beim Arme, um ihn mit sanfter Gewalt fortzuziehen, und das Volk versammelte sich um Beide herum.

Nun nahm der Unbekannte einen ernsthaftern und gesetztern Ton an. Mein Herr, sagte er, dieser Auftritt ist mir beschwerlich, ohne daß Sie etwas dabei gewinnen. Irgend eine sonderbare Aehnlichkeit muß Ihren Irrthum veranlassen; rufen Sie Ihre Vernunft zurück; gehen Sie wieder zu Ihrer Familie, und überlassen Sie sich der Ruhe, der Sie nöthig zu haben scheinen.

Welche Grausamkeit! rief der junge Robert aus. Soll ich vergebens hier zu Ihren Füßen liegen! Sollten Sie den Dank verschmähen, den unsere Herzen Ihnen so lange schuldig sind? O meine Mitbürger! Helft mir! helft mir bitten, daß der Urheber meiner Glückseligkeit komme, sein eigenes Werk zu betrachten.

Hier raffte der Unbekannte alle seine Kräfte, seinen ganzen Muth zusammen, um der Versuchung zu einer so süßen Freude, als ihm angeboten wurde, zu widerstehen. Er reißt sich los, entwischt unter die Menge des Volks den starrsehenden Augen des jungen Robert, und hinterläßt der erstaunten Menge das Beispiel eines Edelmuths, desgleichen es noch nie gesehen hatte.

Der junge Robert war außer sich. Man sah sich genöthiget, ihn nach Hause zu tragen, wo endlich ein Strom wohlthätiger Thränen ihm Linderung schaffte.

Erst nach dem Tode dieses Unbekannten erfuhr man, ganz von ungefähr, daß es der Präsident von Montesquieu gewesen sei, einer der vortrefflichsten französischen Schriftsteller.

Seine Werke haben ihn unsterblich gemacht; aber diese einzige schöne That macht ihm mehr Ehre, als alle seine Werke, wenn sie auch mit der Weisheit eines Engels geschrieben wären.

C.

Der Menschenfreund.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von Dessen Hand,
Der die Welt gegründet;

Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle —
Einen Vater haben wir,
Einen Schöpfer Alle.

Einen Vater in der Höh',
Der uns Alle liebet,
Der uns Blumen, Kraut und Klee,
Milch und Weizen giebet;

Der mit gleicher Freundlichkeit
Sieht auf Pflug und Thronen,
Und mit Sonnenlicht erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Wohl mir! auch auf mich, sein Kind,
Schauet er hernieder;
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.

Und ich könnt' ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen,

Blutete mir nicht das Herz
Bei des Bruders Leiden,
Blieb' ich kalt bei seinem Schmerz,
Kalt bei seinen Freuden.

Glücklich könnt' ich dann nicht sein:
Einsam und verlassen
Würd ich erst die Menschen scheun,
Dann mich selber hassen.

Brüder, nein! dies Herze soll
Nie vor euch sich schließen;
Immer schlag' es wonnevoll
Unter euren Küssen!

Glücklich oder elend, mir
Seid ihr immer Brüder —
Nur noch theurer, sinket ihr
Unter Leiden nieder.

Gerne will ich, wenn ich kann,
Sie euch helfen tragen;
Und kann ich es nicht, o dann
Will ich mit euch klagen!

Dann sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen,
Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

O gewiß! dann werdet ihr
Dankbar mich umarmen,
Und euch immer gern mit mir
Leidender erbarmen.

Und, o süßer Trost! auch mich,
Wenn mich Sorgen drücken,
Wenn von mir die Freude wich,
Werdet ihr erquicken!

Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Dich, lieblicher Frühling, ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche;
Nun klappern die reisenden Störche;
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie jugendlich schimmert die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Nun regen sich Knospen und Keime,
Nun prangen mit Blättern die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt,
Nun rauschen lebendige Quellen,
Nun tränken die spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch laute Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor.

Ihr springet, und jauchzet im Sprunge,
Der Knecht hebt mit muthigem Schwunge
Das leichtere Mädchen empor.

O, freut euch in Unschuld der Wonne
Des Frühlings; bald flammet die Sonne
Euch näher in heißerer Glut.
Nie reize die Stadt euch zum Neide!
In Dörfern wohnt Unschuld und Freude,
Gesundheit und fröhlicher Muth!

Hageborn.

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn,
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien;
Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund,
Noch labt uns in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu;
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrissne Seelen Ruh.
O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Hölty.

Ein Lied.

Ich bin vergnügt! im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht;
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Moguls Geld,
Deß Glück — wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch?
Ich wünsche nichts von alle Dem;
Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden sein, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was ich hab', ist mir genug,
Wer klug ist, wünscht nicht mehr;
Denn was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr' ist obendrauf
Ein sehr gebrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf
(Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun, und edel sein und gut
Ist mehr, als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist stolz, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf, und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt! im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht.
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Zepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er, was ich bin.

Claudius.

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher
Der nahen Insel Strand umgab;
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Purpurfarbe floß
Vom Himmel in die Flut herab.

Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken, sprach jetzt:
O wie schön
Ist jetzt die Gegend! Sieh den Schwan,
Sieh, wie von seiner Brut umringt,
Er in die rothe Flut sich taucht!
Wie heimlich flüstert dort am Strand
Der schlanken Espen zitternd Laub;
Und, o wie reizend wallt die Saat
In sanften, grünen Wellen fort!
O, was für Anmuth hauchen jetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig sein dein Leben lang,
Wenn du nie von der Tugend weichst,
Und wenn nicht wilde Leidenschaft
Der Schönheit sanft Gefühl in dir
Zerstöret. — O Geliebtester,
Ich werde nun in kurzen dich
Verlassen und die schöne Welt,
Um in noch schönern Gegenden
Glückseliger, als hier, zu sein:
O, bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden!
Gieb gern von deinem Vorrath, gern
Den Armen; hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt! Sei arbeitsam!

Erheb dein Herz empor zu Gott,
Dem Wind und Meer gehorsam sind,
Der Alles uns zum Besten lenkt.
Wähl lieber Mangel, Schand' und Tod,
Eh du in Bosheit willigest.
Ruhm, Ueberfluß und Pracht sind Tand;
Ein ruhig Herz macht unser Glück.

So, mein Geliebter, dacht' ich stets,
Und war stets glücklich. Und wiewohl
Ich achtzig Mahle schon den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag,
Vergangen unter Freud' und Lust.

Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen, ach! der Thränen viel,
Und Alles, Alles schien mir schwarz!
Auch faßte oft mich auf dem Meer,
Im leichten Kahn, der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen hoch empor?
Dann stürzten donnernd sie herab,
Ich stürzte mit, und meinte dann,
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein furchtbar Grab sich öffnete.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell;
Und ich erblickt' in stiller Flut
Des Himmels Bild. Der blaue Stör,
Mit rothen Augen, sah empor

Aus seiner Höhl' in tiefer See;
Und alles Volk des weiten Meers
Spielt auf der Flut im Sonnenschein,
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust.
Jetzt wartet nun
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht;
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen sein.

O Sohn, sei fromm und tugendhaft,
So wirst du glücklich sein, wie ich,
So bleibt stets diese Welt dir schön!

Der Knabe schmiegte zitternd sich
An seines Vaters Arm, und sprach:
Nein Vater, nein! du stirbst noch nicht;
Du lebst noch lange mir zum Glück!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'.
Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Bedeckte schon mit Dunkelheit
Das weite Meer; sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemahls kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heilger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er lebte stets
Nach dessen Lehren. Segen kam

Auf ihn. Sein langes Leben schien
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

Kleist.

Die guten Beispiele.

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büschen!
Nie wird sich Schelsucht, oder Harm,
In ihr Vergnügen mischen.

Die Lerche schwingt im Wonnedrang
Sich über Erd' und Grillen,
Mit Dank und hohem Lustgesang
Die Himmel zu erfüllen.

Ihr schielet nie die Elster nach:
Sie gönnt ihr ihre Flügel,
Und hüpfet lustig um den Bach,
Und lustig auf dem Hügel.

Des Pfauen Kleider lassen schön,
Vor unsern Stoffen allen,
Allein die Krähe kann sie sehn,
Von Mißgunst unbefallen.

Wann denkt der muntre Spatz daran,
Daß ihn Verachtung drücket?
Er gaukelt froh, singt, was er kann,
Und schmauset, was ihm glücket.

Ihr lieben Thierchen, lebet wohl!
Habt Dank für gute Lehren!
Kein Neid, kein Mißvergnügen soll
Mein eignes Glück mir stören.

Der Frühling.

Am ersten Maimorgen.

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit seiner Freudenschar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er trieft von Thau und Duft und Segen —
Ha! ich brech' ein junges Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund' entgegen!

Claudius.

Kristel,

bei Betrachtung eines Kirchhofes.

Es hat doch seinen Nutzen auch,
Ja, macht wol gar Vergnügen,
Auf einem Kirchhof so zu stehn,
Und all' die Hügel anzusehn,
Worunter Leiber liegen;

Zu stehen und zu sagen sich:
„Was ist der Mensch hienieden?
Was ist der Fürst, der Unterthan,
Der Bettler und der reiche Mann,
Sind Seel' und Leib geschieden?

Was wären wir, was würd' aus uns,
Wenn wir den Geist nicht hätten?
Ach, eine Hand voll Asch' und Staub,
Und ewiglich des Todes Raub
In diesen finstern Betten!"

Und wenn man diese schöne Welt
Dann wiederum bedenket,
Zu sagen: „Güt'ger Himmel mein!
Wie schön muß wol nicht jene sein,
Die Gott den Frommen schenket?

Schon diese, wahrlich, ist es werth,
Daß man sich ihrer freue;
Und nicht das Bißchen Ungemach,
Das auch wol Fromme treffen mag,
Darin so mächtig scheue!

Denn lohnt nicht Der, der sie erschuf,
Dies kurze Erdenleiden,
Dem Fürsten und dem Unterthan,
War er nur hier ein braver Mann,
Mit ew'gen Himmelsfreuden?"

O, wenn ich dieses so bedenk',
Kann ich euch Hügel schauen;
Und macht mir euer dickes Moos,
Und euer enger, kalter Schooß
Auch nicht das mindste Grauen!

Ja, käm, so wahr ich Kristel heiß',
Itzt gleich der Tod herüber:
Mit dreistem Blick nach ihm gewandt,
Faßt' ich ihn bei der Knochenhand,
Und fragt' ihn: willst mich, Lieber?

Overbeck.

Der Phönix und die andern Vögel.

Der Phönix zeigte sich;
Ihr wißt, in hundert Jahren*)
Sieht man ihn einmal nur; gleich sammelten die Scharen
Der Vögel sich um ihn, und lobten männiglich
Den seltnen Gast. Die Elstern und die Staren
Die schwatzten viel von seiner Schönheit und Gesang,
Der Rabe lobet sein Gefieder,
Von seinem Scharfsinn schallt das Lob der Eule wieder,
Und Pfauen rühmen seiner Stimme Klang.

Die Neugier, ihn zu sehn, reizt auch die Turteltaube,
Sie staunt ihn an — dann girrt sie ihrem Tauber zu:
Geliebter, er ist schön; allein ich glaube,
So glücklich ist er nicht, als ich und du.
Was hilft es ihm, so schön zu sein?
Er ist ja — armer Phönix! — ganz allein,
Und kann sich nicht, wie wir, der Liebe freun.

Lichtwer.

---

*) Wie die Fabel sagt.

Die Freundschaft.

Soll ich, mit finsterm Blick und träge
Tief in mich selbst verhüllet gehn?
Nicht Blumen pflücken, die am Wege,
Wie Gottes Rauchaltäre, stehn?
Vorübereilend frostig grüßen
Den guten frommen Wandersmann,
Nicht freundschaftlich mich an ihn schließen,
Und, ach! so lang' ich immer kann,
Das Glück, ein Mensch zu sein, genießen?

Es ist so reizend, seinem Pfad
In Wüsten, die kein Fuß betrat,
Mit einem Freunde nachzuspüren!
So reizend, mit geschlungner Hand,
An einer jähen Tiefe Rand,
Auf morschen Stegen sich zu führen;
Dem Durstenden aus hohler Hand
Den ersten Labetrunk zu bringen;
Wenn Stürme gegen Stürme ringen,
Dem Wanderer Verderben dräun,
Mit ihm des Mantels Schutz zu theilen,
Und ihm zu Liebe gern verweilen,
Sein Führer und sein Schutz zu sein.
Noch reizender, des Schöpfers Macht
Aus voller Brust mit ihm zu preisen;
In einer hohen Linde Nacht
Am Tische der Natur zu speisen;
Bei jedem sauern Lebensgang
Sich zu ermuntern mit Geschwätzen,
Und, unter freudigem Gesang,
An kühle Bäche sich zu setzen.

O Freundschaft, erstgebornes Kind
Des liebevollsten aller Wesen,
Süß, wie die Träume vom Genesen,
Dem hoffnungslosen Kranken sind!
O, dieses Lebens Labirinth,
Was wär' es ohne dich? Verbreite
Dein mildes Licht auf meinen Schritt!
Stolz auf dein göttliches Geleite,
Geh' ich, wohin du führest, mit.
Als Knabe hast du mich getragen,
Als Jüngling warnend mich gelenkt,
Erbarmt hast du dich meiner Klagen,
Auf Wunden, die du mir geschlagen,
Mit neuen Freuden mich getränkt.

Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verlust.
Es stillen sich des Abschieds Zähren
An eines neuen Freundes Brust.
Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu.
Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Hageborn.

An einen Kanarienvogel.

Du bist zu beneiden,
Muntres kleines Thier!
Alle deine Freuden
Schöpfest du aus dir.

In der engen Klause
Ist dir herzlich wohl,
Findest du zum Schmause,
Nur dein Näpfchen voll.

Dann bist du geschieden
Von der ganzen Welt,
Gönnst ihr Krieg und Frieden,
Wie es ihr gefällt!
Hüpfest hin und wieder,
Neidest keinen Thor,
Singest deine Lieder
Nur dir selber vor.

Lob und Tadel störet
Deine Ruhe nie;
Ob's gleich Niemand höret,
Singst du spät und früh.
Und wenn alle Weisen
Weit und breit umher
Vor dir stehn und preisen,
Giebst du doch nichts mehr.

Lieber Vogel, höre:
Vogel auch zu sein,
Solch ein Vorschlag wäre
Mir nun wol zu klein.
Gar zu kurzes Leben
Schenkt der Himmel euch;
Seid uns auch daneben
Nicht im Köpfchen gleich.

Doch in meinem Gleise,
Wie der Mann im Faß,*)
Eurer freien Weise
Nachzuahmen, das
Ist ja auszuführen;
Lieber Vogel, das
Möcht ich auch vollführen,
Wie der Mann im Faß.

Overbeck.

An ein kleines Landmädchen.

Kleiner Engel, Schooßkind der Natur,
Kränze dich mit Blumen deiner Flur!
Lächl' umher mit deinen Taubenblicken,
Lächl' in aller Menschen Herz Entzücken!
Hüpfe, süßes Mädchen, hüpfe hin
So in deinem unbefangnen Sinn!

Unschuld goß auf dich ihr ganzes Bild,
Schuf dein kleines Herz so weich und mild,
Wiegte dich im stillen Hain der Liebe,
Nährte sorgsam deine zarten Triebe;
Und so nahm dich deine Mutter hin
Aus dem Arm der hohen Pflegerinn.

Mädchen, Mädchen, freu dich deiner Flur;
Freude wohnt bei frommer Unschuld nur.
Aeugle nie, gleich andern Bäuerinnen,

*) Diogenes.

Nach den übertünchten Städterinnen;
Manche weinten, wenn sie Hütten sahn,
Thränen, welche Gott kaum stillen kann.

Loblied.

Groß ist der Herr! Verkündigt Alle ihn,
Ihr Lichter seiner Burg,
Ihr Sonnenheere, flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, tanzt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere, braust sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Tannen hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Ihr Felsenberge, die sein Blitzstrahl traf,
Eur Dampf sei Weihrauch ihm!

Der Erden und der Himmel Wiederhall
Sing' ihm ein lautes Lob!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfleuß
In Lieb' und Dankbarkeit!

Dich hat er, mehr als Alles, hochbeglückt;
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen schaut, und kennt
Die Räder der Natur.

Die Sonne steige nie aus rother Flut,
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deinen Dank vereinigst mit
Dem Danke der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wanns schneit, wann Frost aus Wasser Brücken baut,
Und wann die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau' ihm, und sing' ihm Lob!
Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

Und o! wie liebreich sorgt er auch für mich!
Er gab, statt Golds und Ruhms,
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freud' und Gnügsamkeit.

Erhalte mir, o Herr, was du verliehst;
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Ich will im Staub', ein schwacher Wurm vor dir,
Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen,
Frohlocken laut und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad des Meers, und dich
In jeder Woge sehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Auen Teppich dich.

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerrißne Wolken sehn,
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heilge Träume wiegt.

Die Weisheit.

Einstens, als noch Knab' und Mann
Gern die Weisheit lieb gewann,
Gern an ihrer Seite saß,
Welche Zeiten waren das!

Diese Zeiten sind dahin;
Thorheit trübt der Leutlein Sinn,
Vielen ist der Bauch ihr Gott,
Stille Tugend wird zu Spott.

Und von ihrem Thron gebannt,
Zieht die Weisheit durch das Land,
Zieht umher mit bangem Fuß,
Beut nur schüchtern ihren Gruß.

Selig, wer den Gruß versteht,
Nicht die Schüchterne verschmäht;
Sei er Jüngling oder Mann,
Bleibt sie treu ihm zugethan.

Höre, Jüngling, insgemein
Kehrt sie gern beim Jüngling ein!
Lächelt ihm ins Angesicht —
O mein Bruder, fleuch sie nicht!

Und sie geht mit ihm aufs Feld,
Zeigt ihm Gottes schöne Welt,
Zeigt ihm Hain und Wasserfall,
Garten Gottes überall.

Und der Jüngling schaut umher,
Trinket aus dem Wonnemeer,
Und die hohe Führerinn
Lenkt sein Herz zum Schöpfer hin.

Und nun kehrt sie mit ihm heim,
Pflegt in ihm der Tugend Keim,
Trocknet ihm den edlen Schweiß,
Lohnt mit Segen seinen Fleiß.

Und ihr königlich Gebot:
Mitleid für der Brüder Noth!
Prägt sie tief in seine Brust,
Wirkt in ihm zum Wohlthun Lust.

Wenn er sie dann brünstig liebt,
Unbegrenzt sich ihr ergiebt,
Mehren seine Jahre sich,
Doch sein Herz bleibt jugendlich.

Und des schönen Lohnes werth,
Wird ihm dann das Weib beschert,
Das er wählte; seine Wahl
Krönen Freuden ohne Zahl.

Overbeck.

An einen tugendhaften Jüngling.

Gesundheit röthet das Gesicht;
Doch heiliger, als diese, strahlt
Der Tugend mondenhelles Licht,
Das frischer deine Wangen mahlt.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick,
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ach! es verran; das Herz war kalt,
Wenn ich die bleichen Wangen da,
Das todte Aug, die Mißgestalt
An dem entnervten Jüngling sah.

Du, mehr, als Städt'erob'rer, Held!
Ich weide, Jüngling, mich an dir;
Du schaust hinein in Gottes Welt,
Und kannst dich innig freun an ihr.

Du darfst (der Menschheit theures Recht,
Das sie sich selber sinnlos raubt,
Das sie verschlemmet und verzecht)
Du darfst erheben hoch dein Haupt;

Darfst schauen fröhlich hoch hinan
Zu Dem, der dieses Himmelszelt,
Die Sonn' und tausend Sterne dran
So stattlich-schön dahin gestellt.

Du denkst den Schreckgedanken nie:
Schön ist die Welt, schön um mich her,
Ach! aber ich entehre sie,
Und mir — mir ist sie freudenleer!

Dir zwitschert jede Kehle Lust,
Die froh den dunkeln Hain belebt!
Von Danke schwillt die hohe Brust,
Die auf zu deinem Gott sich hebt.

Du sprichst zum hellen Silberbach:
Mir ist die Seele rein, wie du. —
Wohin du gehst, folgt sie dir nach,
Der Unschuld himmelvolle Ruh.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Schall.

Von einem jungen Verbrecher,

der sein eigener Ankläger wurde, ohne es zu wissen.

In einer Stadt, die wir nicht nennen wollen, ereignete sich vor kurzen folgender traurige Vorfall.

Ein Vater, dem es weder an gutem Willen, noch an Vermögen fehlte, seinem einzigen Sohn eine recht gute Erziehung zu geben, hatte bis zum zwölften Jahre des Kindes die Freude, seine Hoffnung an ihm erfüllt zu sehen.

Voll Gesundheit, Unschuld und Fröhlichkeit blühete der muntre Knabe bis zum Jünglingsalter auf, und Alle, die ihn sahn, konnten nicht umhin, ihn zu lieben, und dem Vater schon zum voraus zu der Freude Glück zu wünschen, die er an ihm erleben werde. Aber plötzlich ereignete sich mit diesem hoffnungsvollen jungen Menschen eine recht traurige Veränderung.

Seine purpurrothen Wangen fingen an, zu erblassen; seine sonst so lebhaften Augen traten zurück, wurden

feucht und trübe, und unter denselben zeigte sich ein durchschimmernder blauer Kreis, der ein Zeichen eines geschwächten Körpers zu sein pflegt.

Daneben ward er träge, unwillig zum Lernen, unlustig zum Gehen und Arbeiten, und so furchtsam, daß er durch die geringste Kleinigkeit erschreckt werden konnte. Auch sein Gedächtniß war nicht mehr halb so gut, als vorher; was er heute lernte, war morgen schon wieder vergessen.

Lauter schreckliche Anzeigen, daß der junge Mensch mit einem Laster bekannt geworden sein müsse, welches so schändlich und so verderblich ist, daß gute Menschen nicht einmahl den Namen desselben ohne Schaudern aussprechen oder hören können.

Es besteht aber dieses abscheuliche Laster in einer wollüstigen Beschauung und unzüchtigen Betastung und Reizung eines gewissen Theiles unsers Körpers, den die Ehrbarkeit deutlicher zu beschreiben verbietet; ein Laster, wovon die Erfahrung und die Aerzte schon längst bewiesen haben, daß es die Gesundheit des Leibes und des Geistes auf die allerfürchterlichste Weise untergräbt. Man nennt es das Laster der Selbstschändung.

Der liebreiche Vater des jungen Menschen, der die künftigen Folgen davon mit Schrecken voraussah, suchte ihn durch die rührendsten Vorstellungen und durch das Versprechen einer gänzlichen Verzeihung, zum Geständniß zu bewegen. Aber umsonst!

Der junge, unzüchtige Verbrecher hatte sein Laster zu lieb, hielt die Gefahr, die sein Vater ihm vorstellte, für erdichtet, weil er bis dahin noch nichts Schmerzhaftes davon empfunden hatte, und hoffte, seine Schandthaten so heimlich fortsetzen zu können, daß kein menschliches Auge sie zu entdecken in Stande wäre. Daß aber

dennoch das allgegenwärtige Auge Gottes ihn bemerken werde, daran dachte er nicht. Der Unverständige!

Einige Zeit nachher hatte er ebendasselbe abscheuliche Laster kurz vor dem Einschlafen begangen. Kaum war er darüber eingeschlummert, so hörte ihn sein Vater, der in dem Nebenzimmer war, mit vernehmlicher Stimme im Schlafe reden.

Er trat näher, und da vernahm er deutlich, daß er von diesem seinen eigenen verabscheuungswürdigen Laster sprach. Er redete davon so vernehmlich, und gab solche besondere Umstände an, daß ihn der Vater des andern Tages überführen konnte.

Höre, sprach er darauf zu ihm, du bist nun überwiesen. Hättest du mir dein Laster freiwillig gestanden, wie ich dich oft gebeten habe, so hätte ich gehofft, dich durch meine väterlichen Ermahnungen bessern zu können. So aber bist du zu gleicher Zeit ein ungehorsamer Sohn, ein halsstarriger Lügner und ein abgehärteter Bösewicht gewesen.

Solche Kinder können von ihren Aeltern allein nicht gebessert werden. Wenn also Besserung überhaupt noch bei dir möglich ist, so kann sie nur durch anhaltende, sehr empfindliche körperliche Schmerzen unter der Peitsche fremder Zuchtmeister bewirkt werden.

Ich schicke dich daher ins Zuchthaus, wo du so lange bleiben sollst, bis ich Ursache zu glauben habe, daß du zur Erkenntniß der Schändlichkeit deiner Laster gekommen seist, und künftig sie von ganzem Herzen verabscheuen werdest.

Ehe diese Strafe an ihm vollzogen wurde, ließ der Vater seinen Gesundheitszustand von erfahrnen Aerzten untersuchen. Diese fanden, daß alle seine Nerven schon so geschwächt, und alle Säfte seines Körpers schon so

äusserst verderbt waren, daß sie ihm für sein ganzes künftiges Leben (welches vermuthlich nicht sehr lang sein würde) nichts als Schmerzen und Leiden prophezeien konnten.

C.

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Neulich wurde in England ein Offizier von einem andern, welcher ein Schottländer war, zum Zweikampfe herausgefordert. Beide waren Männer von bekanntem und bewährtem Muthe.

Als sie auf den Platz kamen, fragte der Engländer den Schottländer: Warum wollen wir uns den eigentlich schlagen?

Um meine und meines Vaterlandes Ehre; antwortete dieser; denn du hast nachtheilig von meinem Volke gesprochen.

Nein, versetzte Jener, indem er einen Strick aus der Tasche zog, hierum! Denn wer von uns dem Andern das Leben nimmt, gewinnt dadurch nichts weiter, als einen Strick. Sie werden wissen, daß die Landesgesetze den Mörder damit bestrafen.

Diese unerwartete Anmerkung machte, daß der Schottländer in sich ging und dem Andern freundschaftlich die Hand reichte, ohne den Degen zu ziehen.

Beide bewiesen dadurch, daß sie Herz genug hatten, sich über Vorurtheile und Leidenschaften wegzusetzen, um der Stimme der Vernunft zu gehorchen. Und das ist wahre Herzhaftigkeit.

C.

Der Sturm.

Ach! wie rauscht des Sturmes Flügel schrecklich durch die bangen Fluren!
Ach! wie zittern sie, die Wälder! Tod ist hinter seinen Spuren:
Was er auf dem Wege findet, wird des raschen Würgers Raub.
Sieh! er faßt die hohen Eichen, kämpft und stürzt sie in den Staub!

Vor ihm bebt die bange Tiefe; ihm entfliehn des Meeres Wellen,
Thürmen furchtbar sich, und schäumen, bis sie zu Gebirgen schwellen,
Deren Rücken in die Wolken Schiff und Schiffsbewohner hebt,
Und sie schnell zur Tiefe schleudert und im Abgrund sie begräbt.

Bis zum Himmel haucht sein Odem — ach! mit einem düstern Schleier
Wird er bald sein Antlitz schwärzen, rauben bald der Sonne Feuer,
Sieh! in eine Nacht von Wolken hüllt er ihren Lebensstrahl,
Gießt ein Meer von seinen Schwingen, und ertränkt das holde Thal.

Ach! da schwimmen Hütt' und Garten; es ertrinken Hirt und Heerde! —
Würger, hast du kein Erbarmen? Eine Wüste wird die Erde.

O, laß ab! laß ab! wir flehen, wir bekennen deine Macht;
Laß die Sonn' uns wieder scheinen; nimm sie von uns, diese Nacht!

Nahe sind wir dem Verderben! — Doch, wer rief dem wilden Sturme
Aus der heimischen Behausung? War's nicht Gott? Geziemts dem Wurme,
Welcher Mensch heißt, wol, zu richten über seines Schöpfers That? —
O, er lieg' im Staub' und schweige, und verehre seinen Rath!

Aber er, der Ewiggute, wollte, daß wir selber läsen
In den Tiefen seiner Weisheit, und erkenneten sein Wesen;
Darum liegt vor uns der Schöpfung hoher wundervoller Plan,
Strömt ein Quell dem Weisheitsfreunde, wo er täglich schöpfen kann.

Kommt und schauet seine Werke! — Thauen läßt er es und regnen,
Linde-Frühlingslüfte wehen, seine Erdenwelt zu segnen:
Und der West, der Thau, der Regen, seiner Sonne mildes Licht
Sind die Boten seines Segens; aber sinds die Stürme nicht?

Ja, auch sie sind seine Boten; Blitze dienen seinem Willen,
Fruchtbar seine Welt zu machen, und mit Gütern zu erfüllen;
Winterfrost wie Frühlingssäuseln, lichter Tag wie dicke Nacht,
Alles brauchet er zum Werkzeug seiner Huld, wie seiner Macht.

Wir, wir flehn oft das Verderben, und er giebt uns dafür Leben —
Ruhig woll'n wir seinen Händen unser Schicksal übergeben,
Wollen in Gefahr nicht zagen, stärken soll sich unser Muth. —
Was von ihm, dem guten Vater, was von ihm kommt, das ist gut!

Karoline Rudolphi.

Die Spinne und der Hänfling.

In einer durch die Kunst gemachten Wüstenei
Hing eine Spinne, froh und frei,
Als Eremit im engen Fensterrahmen,
Begann ihr Werk, und sah dabei,
Im wilden Lustgehölz von Birken, Ulmen, Buchen,
Verschiedne Vögel Mancherlei
Zu Nestern sich zusammensuchen.
Ein wohlerfahrner Hänfling zog
Auf einen Ast, der seine Zweige bog,
Der Spinne Fenster zu beschatten.
In voller Arbeit hüpft' und flog
Er hin und wieder mit dem Gatten;
Indessen Jene bloß auf ihre Fäden sann,
Und aus sich selbst den Zeug zur Hütte spann.

Die armen Vöglein! hub sie an,
Wie Mann und Weibchen sich um ihren Bau ermatten!
Was holen sie von Ost und West
Nicht Alles her! — und steht das Nest,

Dann neue Sorgen! Stetes Reisen
Durch Garten, Hof und Feld, die junge Brut zu speisen!
Dann fürchten sie des Hauses jähen Sturz,
Wenn Knaben durch die Hecke rauschen,
Und flattern auf und jammern; kurz,
Ich möchte nicht mit ihnen tauschen!
Da kann ich ohne Stroh und Leim,
Nach eigner Lust Gezelte stricken,
Erwarte Fliegen drin und Mücken,
Und sitz', in mich gehüllt, daheim.
Ich zittre nicht, daß einer mich verjage,
Weil überall ein Winkel ist,
Zur Wohnung mir genug, und weil zu jeder Frist
Ich alles Meine bei mir trage.

Der Hänfling war so eben recht
Auf einen nahen Ast gekommen;
Hatt' über sich und sein Geschlecht
Die weise Rede wol vernommen,
Und flog zum Fensterrahmen hin,
Und sagte: Liebe Nachbarinn,
Ich lobe deinen klugen Sinn,
Der zwischen kahlen, finstern Mauern
Dich hier so glücklich macht in deinem Selbstgespinn,
Als ich im grünen Wald' es bin.
Uns aber mußt du nicht bedauern.
Im grünen Walde giebt es zwar
Nicht wenig Arbeit und Gefahr,
Und Räuber groß und klein, die täglich auf uns lauren.
Wir zittern oft: jedoch wer nie will trauren,
Hat keine Freuden auch. Bedünkt es dir nicht schön,
Aus freier Luft hinab ins reiche Thal zu sehn?
Wir brauchen viel zum Flechten und Bewinden,

Doch ist es Wonne, das zu finden;
Und suchen wir ein Körnchen weit und breit,
Dann lohnt uns Flur und Wald mit ihrer Herrlichkeit.
Nicht selten wurde mir um Nest und Futter bange,
Indessen regt' ich mich, entfloh dem Untergange,
Und froher sang ich dann durch Büsch' und Bäume hin.
Ich dächte, liebe Nachbarinn,
Wir nützten Das, was uns Natur gegeben,
Zum Nisten mir, und dir zum Weben.

Eine merkwürdige Begebenheit
aus dem
Leben des englischen Viceadmirals John Byron.

Euch, ihr jungen Leser, die ihr vielleicht in dem süßen, aber schädlichen Wahne steht, daß alle eure künftigen Tage eben so ruhig, eben so sorgenlos und gemächlich dahinfließen werden, als euch jetzt die harmlose Jugendzeit verstreicht, und die ihr vielleicht noch keine Veranlassung gehabt habt, zu lernen, wie nöthig es ist, einer bequemen, weichlichen Lebensart schon in früher Jugend zu entsagen, um seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens abzuhärten; euch erzähle ich diese Geschichte eines Jünglings, den weder seine vornehme Geburt, noch der Reichthum seiner Aeltern vor Zufällen schützen konnten, bei deren bloßen Erzählung euch ein kalter Schauder überfallen wird.

John Byron, jetzt englischer Admiral, ist der zweite Sohn eines sehr angesehenen und begüterten Lords, der ihm eine, seinem Stande gemäße, Erziehung geben

ließ. Um seinem Vaterlande so früh als möglich zu dienen, widmete er sich sehr jung dem Seedienste. Seine erste Ausflucht war mit einer Reihe von Unglücksfällen und Schwierigkeiten verknüpft, von welchen man, bevor sie überwunden waren, unmöglich hätte glauben können, daß ein menschliches Wesen sie auszuhalten in Stande sei. Da seine Geduld, seine Unterwerfung und Standhaftigkeit, seine Menschlichkeit und Entschlossenheit in diesen Umständen einen wahren Mann bezeichnen, so verdienen sie, für alle junge Leute als ein Spiegel aufgestellt zu werden.

In seinem 17ten Jahre ging er, als Freiwilliger, an Bord des Wagers, eines von den Schiffen des Geschwaders, mit welchem Lord Anson 1740 eine Fahrt um die Erdkugel unternahm. Das Schiff war ein alter Indienfahrer, und mit allerlei Vorrath zum Gebrauch des Geschwaders so sehr überladen, daß es im Segeln nothwendig zurückbleiben mußte.

Schon bei der Meerenge le Maire, unten an der südlichen Spitze von Amerika, verlor es die übrigen Schiffe aus dem Gesichte, und bald nachher durch einen starken Windstoß auch seinen Hintermast. Dessen ungeachtet wollte der Kapitän versuchen, die Insel Sokoro zu erreichen, weil er hoffte, das Geschwader dort wieder vorzufinden.

Alle Offiziere riethen ihm, von diesem gefährlichen Vorhaben ab, weil die Gefahr, von dem Winde gegen die westliche Küste von Amerika geworfen zu werden, zu augenscheinlich war. Aber er verwarf ihre Vorstellungen, weil er es für seine Pflicht hielt, den beschlossenen Versuch anzustellen, und weil ihm die Gefahr nicht so groß und augenscheinlich vorkam, als den Uebrigen.

Er wurde gar bald, wiewol zu spät, von seinem Irr-

thume überzeugt, und befahl, man solle suchen, vom Lande abzuarbeiten. Aber alle Mühe war umsonst. Das Schiff stieß auf den Grund, und man blieb eine gute Weile in der fürchterlichsten Lage, ohne zu wissen, was man nun zu thun habe? Es war Nacht, und das Steuerruder war gleich beim ersten Stoße verloren gegangen.

Byron sagt, er habe hiebei Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Aeußerungen und Wirkungen des Schreckens bei verschiedenen Gemüthsarten zu beobachten. Einige waren völlig ihres Verstandes beraubt. Einer z. B. ging auf dem Verdeck umher, schwang seinen Hirschfänger und nannte sich selbst den König des Landes. Andere waren wie versteinert, und standen oder saßen stumm und leblos da. Nur Wenige blieben ihres Verstandes und ihrer Besonnenheit mächtig; und unter diesen zeichnete sich besonders der junge Byron selbst aus.

Man wünschte, das Schiff so nahe ans Land zu bringen, daß man wenigstens das Leben retten könne. Dies gelang ihnen; sie liefen in eine Oeffnung ein, klemmten das Schiff zwischen zwei Felsen und kappten darauf die beiden noch übrigen Masten.

Mit Anbruch des Tages setzte man die Böte aus, und erreichte damit vollends den Strand. Aber ihr Zustand war dadurch nicht sehr gebessert; denn dieses Land war fast noch schrecklicher, als die See. Oede und unfruchtbar war Alles, was sie sahn, und nirgends, nirgends zeigte sich ihnen ein dem menschlichen Körper angemessenes Nahrungsmittel.

Schon seit zweimahl 24 Stunden hatten sie, indem sie das Ufer erreichten, nicht gegessen, und der ganze Vorrath, den sie jetzt zusammenbringen konnten, bestand in 2 oder 3 Pfund Zwiebackkrumen, einer Rothgans und etwas wildem Sellerie; ein kärgliches Frühstück für 140

Menschen, welche seit 48 Stunden nüchtern geblieben waren.

Sie konnten von fern die Kordilleras sehen, aber nicht unterscheiden, ob sie selbst auf einer Insel oder auf dem festen Lande von Amerika wären. Nicht allein das Land, sondern auch sogar die See, welche so vielen Küstenbewohnern Nahrung verschafft, war hier unfruchtbar. Ihr Elend stieg daher in kurzer Zeit so hoch, daß die Aasvögel, die herbeikamen, um die Leiber der Ertrunkenen zu verzehren, ihnen Leckerbissen waren.

Einige Indier, die in Kähnen herbeiruderten, brachten ihnen etwas Weniges von Lebensmitteln; etwas wurde auch nach und nach von dem Schiffe gerettet. Aber die Untreue des größten Theiles der Schiffsmannschaft beraubte sie bald darauf auch dieses kleinen Schatzes, und stürzte sie vollends in das äußerste Elend.

Diese unmenschlichen Leute empörten sich nämlich gegen ihren Kapitän, kündigten ihm allen Gehorsam auf, bemächtigten sich des großen Boots nebst dem ganzen Vorrath der geretteten Lebensmittel, und fuhren damit ab.

Byron, der bei dem Schiffsvolke sehr beliebt war, suchte sie wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen, oder sie wenigstens zu bewegen, ihm einige Lebensmittel zu lassen. Aber da alle seine Bemühungen vergeblich waren, so wollte er lieber mit den Verlassenen das Aeußerste dulden, als mit diesen unbarmherzigen Aufrührern abfahren, um auf seine eigene Rettung bedacht zu sein. Sie segelten also ohne ihn ab, und man hat nie etwas von ihnen erfahren.

Sie wußten jetzt, daß sie auf einer Insel waren. Die Zahl der Zurückgebliebenen belief sich auf zwanzig. Der Insel, auf der sie sich befanden, und welche an der westlichen Küste des Magellanischen Landes liegt,

hat man in der Folge den Namen Wagersinsel beigelegt.

Ihre Noth war jetzt unaussprechlich groß, und doch sollte sie noch um Vieles vergrößert werden. Folgende kleine Erzählung kann uns einigen Begriff davon geben.

Byron hatte einen kleinen indischen Hund gefunden, der in kurzer Zeit seinen neuen Herrn ungemein liebgewann, so wie auch dieser hinwiederum sein großes Wohlgefallen an ihm hatte. Eines Tages kamen einige Schiffsleute in Byrons Zelt, und stellten ihm vor, daß sie entweder diesen Hund verzehren, oder Hungers sterben müßten. Byron suchte alle Gründe hervon, sie zu bewegen, das Thierchen leben zu lassen; aber vergebens! Sie nahmen den Hund mit Gewalt und tödteten ihn. Nun dachte Byron, er habe wenigstens eben so viel Recht daran, als jene; also setzte er sich bei ihnen nieder und speisete mit. Drei Wochen nachher war er froh, von den halbvermoderten Pfoten und dem Felle des Thieres, die er auf der Stelle, wo sie ihn geschlachtet hatten, noch fand, eine Mahlzeit halten zu können. —

Auch aus folgendem Umstande kann man sich die Größe ihrer Noth vorstellen:

Einer von ihnen Namens Fips, hatte eine Wassertonne erhascht. An dieser befestigte er auf beiden Seiten ein Stück Holz, und brauchte sie darauf statt eines Fahrzeugs, um in die See zu fahren, und sich mit wildem Geflügel zu versorgen. Wie mühsam und gefährlich diese Jagd war, kann mann sich vorstellen.

Der Kapitän war Willens, wo möglich, die Insel Chiloe zu erreichen. Aber diese Reise war lang und gefährlich, und statt aller andern Fahrzeuge hatten sie nur eine Barke und einen kleinen Nachen. Aber was wagt nicht Der, der zwischen möglicher Todesgefahr und

gewissem Hungerstode zu wählen hat? Sie schifften sich also ein. Nach einer vergeblichen Arbeit von zweien Monaten, in welcher Zeit sie auf die schrecklichste Weise umhergetrieben wurden, sahen sie sich indeß genöthiget, nach der Wagersinsel zurückzukehren, weil es ihnen unmöglich war, um die Vorgebirge herumzukommen. Sie hatten auf dieser beschwerlichen und gefährlichen Fahrt ihren Nachen und viere von ihren Leuten verloren.

Bald nach ihrer Zurückkunft fand sich eine Partei Indier in zwei Booten bei ihnen ein, die in der Nachbarschaft von Chiloe zu Hause waren. Es befand sich darunter einer ihrer sogenannten Kaziken, oder Anführer. Mit diesem trafen sie den Vergleich, daß sie ihm die Barke und alles vom Schiffe gerettete Eisenwerk geben wollten, wenn er sie durch die Baien und Buchten führe, durch welche er zu ihnen gekommen war. Sie schifften sich darauf abermahls ein; aber es waren ihrer jetzt nur noch dreizehn.

Diese Fahrt hat an Beschwerlichkeit und Gefahr wol schwerlich jemahls ihres Gleichen gehabt. Indem sie sich bemüheten, die Barke gegen einen heftigen Strom hinaufzuarbeiten, waren sie so entkräftet, muthlos und verhungert geworden, daß Einer, der noch von den Stärksten war, ganz erschöpft vom Steuer heruntersank. Der Kapitän wollte ihm keinen Bissen Essen geben, ob er gleich ein ziemliches Stück von einem Meerkalbe hatte; so hart hatte ihn die anhaltende Noth gemacht. Byron hingegen, der noch einige gedörrte Muschelfische in der Tasche hatte, steckte dem Unglücklichen von Zeit zu Zeit einen in den Mund, wodurch aber nur seine Marter, nicht sein Leben verlängert wurde.

Ihre Bemühung, den Strom hinauf zu kommen, war vergebens. Als sie sich in die dicken Moräste des

Landes gewagt hatten, wo sie bei jedem Schritte bis ans Knie, oft bis an die Lenden hineinsanken, um einige Lebensmittel aufzutreiben, bemächtigten sich unterdeß sechs ihrer zurückgebliebenen Gefährten und ein Indier der Barke, und ließen den Kapitän, Byron und drei andere Herren in dem allerhülflosesten Zustande zurück.

Alle bisher ausgestandenen Beschwerlichkeiten schienen ihnen jetzt, in Betracht ihrer nunmehrigen Lage, eine bloße Kleinigkeit zu sein. Aber gerade diese verzweiflungsvolle Aussicht war eine Vorbereitung zu ihrer Errettung, und eben dieser hoffnungslose Zustand sollte ihnen ein Beweis der unerforschlichen Wege der Vorsehung werden.

Indem sie nämlich ohne Trost und Hoffnung dasaßen, und kein anderes Rettungsmittel, als den Tod, vor sich sahen, erschien ein Kahn mit Indiern. Man winkte ihnen, und sie kamen ans Land. Es glückte ihnen, diese Wilden zu bewegen, sie mitzunehmen, und den Strom hinaufzufahren. Mit einem Kahne ließ sich dieses thun; mit der schweren Barke hingegen wäre es unmöglich gewesen. Die Untreue ihrer Gefährten und die Entwendung der Barke waren also die nächste Ursache ihrer Errettung.

Doch sah es um diese Errettung noch sehr mißlich aus, denn auch diejenigen Gegenden, wohin sie nunmehr kamen, fanden sie äußerst öde, morastig und unfruchtbar.

Zu den Beschwerlichkeiten ihrer Reise und zu den Qualen des Hungers, womit sie unablässig zu kämpfen hatten, gesellten sich noch andere Leiden, deren bloße Beschreibung dem Weichlinge Uebelkeiten verursachen muß. Aber dies darf für mich kein Bewegungsgrund sein, sie zu unterdrücken, weil gerade dieser Weichling daraus lernen kann, wie gut es ist, wenn man gegen

allerlei im Leben mögliche Beschwerlichkeiten sich zum voraus abzuhärten sucht.

Da Byron und seine übrigen Reisegefährten schon seit verschiedenen Monaten dieselbe Kleidung, dasselbe Hemde trugen, so fingen sie bald an, ganz entsetzlich vom Ungezieser zu leiden. Der Kapitän glich vollkommen einem Ameisenhaufen, weil Tausende dieses Ungeziefers auf ihm herumkrochen. Auch machte er gar keinen Versuch mehr, sich davon zu befreien, weil er sah, daß es eine vergebliche Mühe sein würde. Byron hingegen zog, so oft es sich thun ließ, seine Lumpen aus, legte sie auf einen Stein, und klopfte mit einem andern Steine darauf, in Hoffnung, Hunderte auf einen Streich zu tödten.

Wessen Zartgefühl sich gegen diese Erzählung empört, der bedenke doch, daß es der würdige, der feine Admiral Byron war, der dies erfuhr, und mehr davon litt, als selbst vom Hunger. Und sollten wir nicht einmahl in der Beschreibung aushalten können, was ein solcher Mann (wol übrigens eben so empfindlich gegen Dinge dieser Art als wir) wirklich leiden mußte?

Nach verschiedenen mühseligen Tagen erreichten sie einen Landweg. Jeder von ihnen hatte Etwas zu tragen; Byron insbesondere einen großen Bündel, nebst einem Stücke von stinkendem Seekalbe, das dem Kapitän gehörte. Dieser Weg ging durch einen dicken Wald, einen vollkommenen Morast, wo man mit jedem Schritte fast bis an den Leib hineinsank.

Byron blieb in dieser schrecklichen Gegend zurück, weil er von einem Stamme in einen tiefen Morast gefallen war, worin er beinahe erstickt wäre. Er warf seine Bürde von sich, um seine Gefährten wieder einzuholen. Er erreichte sie; allein da der Kapitän ihm Vorwürfe machte, daß er sein Seekalbfleisch verloren

habe, ging er über eine Meile durch den Wald zurück, um es zu holen.

Bei seiner Zurückkunft wurde er von seinen Gefährten getrennt, nachdem er ihnen das stinkende Fleisch zugestellt hatte, dessen Herbeischaffung ihm so sauer geworden war, und wovon er nun selbst keinen Bissen zu kosten bekam. Von Hunger und Arbeit gänzlich entkräftet, fiel er mit Anbruch der Nacht in einen tiefen Schlaf. Da er noch vor Tage davon erwachte, hörte er in einiger Entfernung etliche Stimmen, und erblickte bald darauf eine Hütte. Er wollte hineingehen, bekam aber verschiedene Stöße ins Gesicht, und wurde abgewiesen.

Nach einiger Zeit ließ man ihn hinein, und da die Wilden, die er darin fand, keinen bleibenden Aufenthalt daselbst hatten, so schiffte er sich mit ihnen ein. Sie landeten in der folgenden Nacht, zogen ihren Kahn ans Land, machten sich den Augenblick davon, und ließen den armen Byron in einer dunkeln und traurigen Wüste in starkem Regen zurück.

Den folgenden Morgen nahmen sie ihn wieder mit, und landeten an einer Stelle, die einen guten Fischfang zu versprechen schien, wo sie auch viele Muscheln fanden; aber so verhungert Byron war, so ließ er sich doch keine Zeit, eine davon zu essen, um nicht einen Augenblick Zeit zum Sammeln zu verlieren; und er hatte seinen Hut beinahe voll, bevor sie zu ihrem Kahne zurückkehrten.

Jetzt fing er an, sich zu laben. Aber indem er, ohne etwas Arges dabei zu denken, die Schalen der Muscheln über Bord warf, wurden die Indier plötzlich so erbittert auf ihn, daß sie ihn erbärmlich schlugen, und mit aller Gewalt ihn in die See werfen wollten. Vermuthlich bezog sich dies auf einen gewissen Aberglauben,

nach welchem sie es vielleicht für gottlos halten, Muschelschalen ins Meer zu werfen.

Ein glücklicher Zufall vereinigte ihn einige Tage darauf wieder mit seinen Gefährten, die nunmehr so abgezehrt waren, daß man kaum noch eine Menschengestalt an ihnen erkennen konnte. Einer derselben war unterdeß von den erschrecklichen Beschwerlichkeiten gestorben, ein Anderer hatte sich von ihnen getrennt, und war einer Partei Indier gefolgt.

Nach drei Tagen erreichten sie darauf endlich die Insel Chiloe, und landeten mit vieler Mühe und großer Lebensgefahr. Es war im Brachmonate, also dort mitten im Winter, als sie landeten, und nun schien ihr Unglück sich seinem Ende zu nahen.

Die Indier nahmen sie sehr freundlich auf, und hatten so viel Mitleid mit ihnen, daß Jeder etwas dazu beitragen wollte, den armen schiffbrüchigen und ausgehungerten Wanderern zu helfen. Diese waren so heißhungrig, daß sie den ganzen Tag nichts anders thaten, als essen. Herr Byron sagt, der ausgestandene Hunger habe einen so starken Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er sich Monate nachher nicht habe enthalten können, alle Lebensmittel, die ihm zu Händen gekommen seien, geschwind in die Tasche zu stecken.

Ihre ferneren Schicksale zu erzählen, würde zu weitläufig werden. Ich begnüge mich daher, nur zu melden, daß sie von einer Spanischen Besitzung in Amerika nach der andern geführt wurden, bis sich endlich Gelegenheit für sie fand, nach Europa zurückzukehren. Zu Anfange des Jahres 1746 kamen sie wieder zu London an.

Ebendieser Byron stellte nachher eine Reise um die Welt an, von welcher die göttliche Vorsehung ihn glück-

lich zurückführte, um in dem gegenwärtigen Kriege seinen Muth und seine Erfahrungen zum Schutze seines Vaterlandes anzuwenden.

An einem Frühlingsmorgen.

Vater, also leb' ich wieder?
Seh die Schöpfung, preise dich?
Sank zum Staube noch nicht nieder?
Freue meines Lebens mich? —
Laut erhebe dich, mein Dank,
Werde froher Lobgesang!

Werde Lobgesang und töne,
In die Stimmen der Natur,
Zu der Vögel Stimme; töne
Zu dem Säuseln auf der Flur;
Lob' ihn früh, der uns gemacht,
Der uns schützt in finstrer Nacht!

Großer Vater, ja, ich preise,
Voll Verwundrung preis' ich dich!
Mächtig bist du, gütig, weise,
Und liebst mich so väterlich!
Denn von dir, mein Gott, bedeckt,
Hat kein Unfall mich geweckt.

Schöpfer, Vater! o, wie nennen
Deine Menschen würdig dich!
Besser will ich dich erkennen,
Reiner, wärmer lieben dich;
All mein Thun sei Lobgesang
Und mein ganzes Leben Dank!

Und so lange noch ich lebe
Dieses Prüfungsleben hier,
Daß sich meine Seel' erhebe
Aus dem Staube, Gott, zu dir,
So bewahr mir dies Gefühl
Deiner Güte bis zum Ziel.

Laß mich nie den Morgen sehen,
Deine Sonne sehen nie,
Ohne dankend da zu stehen,
Dankend, Vater, dir für sie:
Dann, mein Schöpfer, werd' auch ich
Würdiger einst preisen dich.

Herbstlied.

Nicht lobenswürdig ist der Mann,
Noch mir des Neides werth,
Der nun mit prunkendem Gespann
Um seine Gärten fährt;

An jedem Baum vorüber zieht,
Als wär' es sein Palast;
So stolz und kalt, nicht aufwärts sieht
Zum fruchtbeladnen Ast;

Durch Spiegelfenster, o Natur,
Dich ohne Lust erblickt;
Zu deinem Mutterfeste nur
Die Tagelöhner schickt.

Dagegen halt' ich neidenswerth,
Und lobe mir den Mann,
Der sich von seinen Früchten nährt,
Und deß sich freuen kann;

Der unter seinen Bäumen wohnt,
Oft sie zu schauen ging,
Bevor ein lauer Frühlings-Mond
Die erste Blüt' empfing;

Bei Regen und bei Sonnenstrahl
Und in bereifter Nacht,
Mit Liebessorge jedesmahl,
An seine Bäume dacht';

Und so die Früchte wachsen sah,
Von süßer Hoffnung voll,
Und nun, der reichen Ernte nah,
Sie alle brechen soll.

Ihn preis' ich, der die Bäume groß
Gewünschet und gepflegt;
Die Birn mit Lachen in den Schooß
Des treuen Weibes legt.

Ihn preis' ich, wenn um seinen Baum
Ein Häufchen Kinder singt,
Mit Backen, frisch und roth, daß kaum
Der Apfel röther blinkt.

Da lehnt an seine Gartenthür
Die Witwe sich, und blickt
Aufs arme Waislein neben ihr,
Dem Keiner Früchte pflückt.

Weil er die Witwe trösten kann
Mit dem, was Gott beschert;
Deßwegen lob' ich mir den Mann,
Und halt' ihn neidenswerth.

Am Fenster, bei Mondschein.

Nacht und Still' ist um mich her,
Kaum ein Lüftchen regt sich mehr;
Nur der liebe Mond bescheint
Noch so traulich seinen Freund.

Tausend Thränen sind versiegt,
Tausend Sorgen eingewiegt,
Und so manchem Leidenden
Zeigt ein Traum Elisien.

Jede marternde Begier,
Jeder Wunsch ist still in mir,
Der wol um das Puppenspiel
Dieser Welt mir sonst entfiel.

Immer, Glück, mir gilt es gleich,
Mache Andre groß und reich;
Denn von Allem, was du hast,
Raubt mir nichts der Seele Rast.

Kann ich reines Herzens nur
Dich bewundern, o Natur;
Kann ich nur an Freundes Hand
Wandeln bis ans Grabes Rand;

O, was wünsch' ich dann wol mehr?
Rings blühn Freuden um mich her,
Und mit frohem, leichten Sinn
Blick ich durch das Leben hin.

Geschichte eines Spielers.

Ein gewisser Oberster fand ein großes Vergnügen daran, jungen Offizieren guten Rath zu geben, wie sie es machen müßten, um in ihrem Stande vergnügt und glücklich zu werden. Vornehmlich warnte er sie vor dem Spiele, und erzählte ihnen dann gemeiniglich folgende Geschichte von sich selbst, um ihnen zu zeigen, daß ein wenig Entschlossenheit diese thörichte Leidenschaft besiegen könne.

Während der Kriege unter der Königinn Anna Regierung stand ich als Fähnrich bei der Englischen Armee, die damahls in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so sehr bemächtiget, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war.

Kaum konnte ich mich entschließen, einige Stunden vom Spiele abzumüßigen, um sie der Ruhe zu widmen, und wenn ich schlief, so sah ich im Traume Kartenhaufen, und hörte das Rasseln der Würfel.

Meine Mahlzeiten versäumte ich; oder wenn ich sie abwartete, so sahe ich es als einen solchen Zeitverlust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschluckte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen.

Außer den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herr-

lichste Gegend, kurz Alles, was die Natur Schönes und Bewunderungswürdiges hat, wurde von mir entweder gar nicht, oder mit Kaltsinn wahrgenommen.

Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wäre er auch mein Vater gewesen. Und daß ich, bei einem so verwilderten Gemüthe, niemahls mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauche ich wol nicht erst zu sagen.

Eine Zeit lang spielte ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt!) einen ansehnlichen Gewinn auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde!

So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber (glaubt mir's, ihr jungen Freunde!) es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jetzt, in diesem meinen Alter, mit meinem Blute zurückkaufen möchte, weil das Andenken daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird.

Nach Verlauf einiger Zeit wurde ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinem Unteroffizier überließ, um unterdeß meine Lieblingsneigung zu befriedigen. Der Unteroffizier brachte 150 Neugeworbene auf; ich aber war unterdeß so unglücklich im Spiele, daß ich nicht nur alles eigene Geld, sondern auch den für die Geworbenen bestimmten Sold verlor.

Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 10 Guineen zu leihen.

Wie? antwortete dieser, ich sollte mein Geld einem

Spieler von Handwerk leihen? Nein, nein Herr, Sie werden mich entschuldigen. Eins muß ich jetzt freilich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten.

Mit dieser spöttischen abschlägigen Antwort begab ich mich in meine Wohnung, und warf mich äußerst niedergeschlagen aufs Bette, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. — Ich schlief ein; aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf.

Und nun stellte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld, ohne Aussichten, etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollte ich die Geworbenen zum Regimente schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schaffte, und wenn es bekannt wurde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hatte, was konnte ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden?

Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spielen gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dies war, wie ich gleich merkte — Müßiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer.

Etwas mußte geschehen; ich mußte eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spielen übrig bliebe. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, daß die Adjutantenstelle beim Regimente verkauft werden sollte, und ich entschloß mich, sie zu kaufen. als eine Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde.

Ich hatte nemlich Wechselbriefe in Händen, von welchen ich zu meiner Beförderung bei der Armee, aber auch zu keinem andern Gebrauche, so viel ich wollte, aufnehmen konnte. Indeß ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Geworbenen beim Regi-

mente sein; und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche?

Indem ich in der äußersten Verlegenheit darüber war, trat mein sogenannter Freund, der Kapitän, der mich kurz vorher so höhnisch abgefertigt hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfing ihn mit der größten Kälte und mit sichtbaren Merkmahlen der Verachtung; er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten.

Er fragte mich, wie ich mich aus meiner Verlegenheit loszumachen gedächte? und ich erzählte ihm kurz und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen habe, wenn ich nur erst wisse, wie ich mit meinen Leuten zum Regimente kommen solle.

Sogleich stand der Kapitän auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstaunen setzte, und sagte: Freund! ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen. Ich freue mich herzlich, diese Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Beharren Sie bei Ihrem löblichen Vornehmen! Denn glauben Sie mir: M ü ß i g g a n g und S p i e l sind der jungen Leute Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, Alles steht zu ihrem Dienste.

Da, fügte er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit und bedienen Sie sich derselben zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und zur Fortschaffung Ihrer Geworbenen.

Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf, ihn zu umarmen. Dann eilte ich mit meiner Mannschaft zum Regimente, bemühete mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie.

Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr anrührte, so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich.

Seht, jungen Freunde, pflegte der Oberst am Ende dieser Erzählung hinzuzufügen, so wahr ist es, daß man dieser, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur recht ernstlich will, mit Gottes Hülfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müßigganges das sicherste Verwahrungsmittel gegen diese und jede andere Thorheit ist.

An den Schlaf.

O du sanfter, erquickender Engel,
Steige von deinem Hügel herab,
Und bedecke mit leisem Gefieder
Die Augen meiner geliebten,
Ewig geliebten Freunde.
Aber weiche, weiche von diesen sinnenden Augen,
Und laß erst im Busen mich forschen:

War ich des heutigen Tages auch werth? —
Und wenn mich kein Verbrechen verklagt
(Meine Versehn, o, die werden verziehn!)
Dann meinen innigsten Dank hinauf,
Still zum Himmel mich seufzen.

Süßer, erquickender, holder bist du,
Wohnt hier erst die Ruhe,
Lispelt mein eigener Engel erst
Beifall und Trost mir.

Diogenes und der junge Kriton.

Zu Korinth lebte vor Zeiten ein Mann, der hieß Diogenes. Ein höchst merkwürdiger Sonderling! — Er lebte ganz außerordentlich mäßig, kehrte sich an keine Gebräuche, handelte dadurch manchmahl wider den Wohlstand, that aber übrigens sehr viel Gutes, und Keinem etwas zu Leide.

Einstmahls begegnete ihm Kriton, ein junger Mensch, den er liebte, weil es ein guter, unverderbter Jüngling war. Wo willst du hin, Kriton? fragte Diogenes; du bist ja so geschmückt!

Zum Klinias, antwortete der Jüngling; Klinias giebt diesen Abend seinen Freunden ein Gastmahl. Er hat auch mich dazu eingeladen. Es wird da herrlich hergehen.

Diogenes.

Das glaube ich wol; denn Klinias ist reich und üppig. Aber du mußt nicht hingehen.

Kriton.

Warum nicht, lieber Diogenes?

Diogenes.

Weil du sonst eben so lasterhaft wirst, als Klinias selbst ist.

Kriton.

Wie so, Diogenes? Warum sollte ich nicht einmahl recht vergnügt sein?

Diogenes.

Das sollst du nach meinem Wunsche immer sein; nur nicht auf diese Weise. Denn das sind keine wahre Vergnügungen, woran wir nachher mit Reue denken müssen. Klinias und seine Gesellschaft sind für dich gefährlich.

Kriton.

Fürchte nichts, Diogenes; ich will, wie ich dir sagte, nur vergnügt sein. Verführen werde ich mich nicht lassen.

Diogenes.

Aber das steht nicht mehr in deiner Gewalt, wenn du nicht die Gelegenheit dazu vermeidest. Das Laster ist anfangs süß, und du bist zu jung, als daß du so mächtigen Versuchungen widerstehen könntest. Thue mir den Gefallen, und kehre wieder zu deinen Aeltern zurück.

Kriton.

Ich kann nicht, Diogenes; ich habe einmahl mein Wort gegeben.

Diogenes.

Daran hast du freilich nicht wohl gethan; aber du würdest noch weit übler thun, wenn du in diesem Falle dein Wort hieltest. So wahr ich dich liebe, du sollst mir nicht zu diesem Gastmahle gehen!

Der Jüngling wollte noch Dieses und Jenes einwenden; aber Diogenes, der durch seine Mäßigkeit auch zugleich ein starker Mann war, nahm ihn ohne Umstände beim Arme, und führte ihn zu seinen Aeltern zurück.

Du sollst das Recht haben, mich nicht mehr zu lieben, sagte er zu ihm unterwegs, wenn ich dich nicht schon morgen überführe, daß ich recht gethan habe. Lies heute Abend noch ein gutes Buch! morgen früh werde ich wieder bei dir sein.

Den andern Morgen ging Diogenes, der Abrede gemäß, zu seinem jungen Freunde, und fand ihn bereits angekleidet. Nach dem gewöhnlichen Gruße der Griechen, die sich Freude zu wünschen pflegten, sagte er zu ihm: Es ist billig, daß ich es auf mich nehme, dich bei dem Klinias und seinen Gästen zu entschuldigen. Komm, wir wollen ihn unsern Besuch abstatten.

Kriton.

Sehr gern, Diogenes. Ich würde dich darum gebeten haben, wenn du es mir nicht selbst angeboten hättest; darum habe ich mich so früh angekleidet. Ich hoffe doch, du wirst ihnen sagen, daß ich habe zu ihnen gehen wollen, und daß du mich abgehalten hast?

Diogenes.

Freilich werde ich ihnen das sagen, und ich denke, ich werde ihnen noch mehr sagen. Aber erst laß uns im freien Felde des herrlichen Morgens genießen.

Kriton.

Wollen wir nicht lieber gleich zu ihnen gehen? Wir möchten sie sonst nicht zu Hause finden.

Diogenes.

Fürchte das nicht, mein Lieber; ich kenne diese Gesellen. Die Sonne muß schon sehr hoch stehen, wenn sie ihre wollüstigen Betten verlassen sollen; und heute, denke ich, werden sie für die vergangene Nacht mitschlafen. Glaube mir, wir kommen für sie noch immer früh genug, wenn wir um Mittag zu ihnen gehen.

Diogenes führte hierauf den Jüngling weit ins Feld, durch schattige Wälder und duftreiche Wiesen, in eine herrliche Gegend, wo die Natur in aller ihrer Frühlingspracht glänzte. Noch hatte der Jüngling seinen Verdruß darüber, daß Diogenes ihn gestern von einem Vergnügen abgehalten hatte, nicht ganz überwinden können.

Zwar liebte und ehrte er den Diogenes, von dessen Weisheit er schon viel gelernt hatte, aber er liebte auch das Vergnügen, besonders die gesellschaftlichen Vergnügungen bei Wein und Tanz, wozu ihm Diogenes, wie er meinte, eine schöne Gelegenheit genommen hatte. Er hatte daher den Weg über wenig gesprochen.

Jetzt bemerkte Diogenes, daß sein Gesicht heitrer

wurde. Fühlst du nicht, mein Lieber, sagte er zu ihm, wie dieser herrliche Anblick dein Gemüth erheitert? Wie die Wohlgerüche, die um uns her verbreitet sind, deine Brust erweitern, und alle deine Gliedmaßen so leicht machen?

Was für ein mächtiger Zauber liegt doch in der Natur, daß sie so bloß durch ihren Anblick all unsere kleinen Leidenschaften besänftigen kann! Ich selbst spüre jetzt diesen wohlthätigen Einfluß. Ich hatte noch von gestern her einen Verdruß über einen Freund, auf den ich böse wurde, weil er mir etwas zuwider that; aber dieser Spaziergang und diese schöne Gegend haben mich wieder ganz heiter gemacht.

Kriton.

O, ich verstehe dich, Diogenes! Nicht wahr, du meinst, es sei jetzt mit mir so, als du von dir sagst? Du hast nicht ganz Unrecht; aber ich war doch nicht eigentlich böse auf dich; du meinst es ja so gut mit mir. Ich war unruhig.

Diogenes.

Und warum denn unruhig, mein Lieber?

Kriton.

Weil ich noch nicht einsehe, warum du gestern so hart gegen mich sein mußtest.

Diogenes.

O, daß wirst du bald deutlich einsehen, und ich denke, du hast dazu schon einen guten Anfang gemacht. Nicht wahr, mein Lieber, du empfindest doch jetzt alles das, worauf ich dich vorher aufmerksam machte: die Erquickung deines Körpers, die Erheiterung und Erhebung deiner Seele, die Besänftigung deiner Leidenschaften, kurz, den ganzen wohlthätigen Einfluß der hier um uns ausgebreiteten schönen Natur? Du siehst auch ein, daß

alles dieses nicht bloß vorübergehende Vergnügungen, sondern große, dauerhafte Vortheile für uns sind, weil sie so geradezu dahin führen, uns an Leib und Seele gesund zu erhalten, welches, wie du weißt, die Summe aller menschlichen Glückseligkeit, so wie das Bestreben danach die Summe aller menschlichen Weisheit ist.

Kriton.

Allerdings, Diogenes, es ist, wie du sagst. Aber wodurch habe ich dir Gelegenheit gegeben, zu argwöhnen, daß ich von dem Allen nicht recht überzeugt sei?

Diogenes.

Das nicht, mein Lieber; sondern mich dünkt nur, daß, wer davon so recht überzeugt ist, auch einsehen müsse, daß das sehr thörichte Menschen sind, die sich selbst dieser großen Vortheile berauben.

Kriton.

Auch das, Diogenes, auch das gestehe ich.

Diogenes.

Nun, so gestehe denn auch, daß Klinias und seine lustige Gesellschaft, die jetzt noch in ihren Betten liegen, dergleichen thörichte Menschen sind.

Kriton.

Ei, wer weiß denn, Diogenes, ob sie nicht jetzt so gut, als wir, diesen herrlichen Morgen genießen?

Diogenes.

O, das weiß ich! Noch ehe ich zu dir kam, wußte ich durch Nachfrage, daß sie erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen sind. Auch ist das so ihre Weise. Gleichwol fodert die Natur ihr Recht. Sie hat unsern Körper so eingerichtet, daß er von Zeit zu Zeit Ruhe bedarf; sie hat unsere Augen so eingerichtet, daß sie zum Sehen Licht gebrauchen; sie hat in jenem flammenden Weltkörper, der sich regelmäßig unsern Au=

gen entzieht und wieder dargestellt, am Tage nur dieses Licht aufgesteckt, und dagegen die Zeit der Nacht noch auf mancherlei andere Art für unsere Thätigkeit unbequem gemacht. Dieses sind Weisungen der Natur, und von ihr kann man sich keinen Schritt verlaufen, ohne sich zugleich eben so weit von seiner wahren Glückseligkeit zu entfernen. Es ist bloß natürlich, daß wer die Nächte verschwendet, die Tage verschlafe, oder wenigstens verträume! Es ist bloß natürlich, daß, wer die zur Ruhe bestimmte Zeit mißbraucht, an den Vergnügungen des Tages keinen Theil habe!

Kriton.

Aber, Diogenes, Wein und Tanz und Tonspiel sind doch auch Vergnügungen, und ich denke, auch sie hat der Schöpfer gegeben, der alles dieses so herrlich geschaffen hat.

Diogenes.

Das hat er, Kriton! Aber siehe hier den großen Unterschied dieser Vergnügungen! Jene einfachen, für unser ganzes Wesen so wohlthätigen Freuden der Natur, wie durchaus unschädlich sind sie; wie unbedenklich ist ihr Genuß! — Berausche dich in ihnen, wenn du kannst; gewöhne deine Seele zu jenen hohen Betrachtungen, welche sie mit sich führen, und du hast gerade nicht mehr gethan, als die Natur von dir verlangte. Du wirst gerade ein um so viel besserer Mensch sein, je mehr du deine Seele allen diesen seligen Eindrücken geöffnet hast. — Aber thue nur einen Schritt über die so schwer zu erkennende Grenze im Genusse jener gröbern oder erkünstelten Vergnügungen hinaus, oder laß dich gar von ihnen hinreißen: und du bist mehr oder weniger ein verworfener, unglücklicher Mensch! — Von dem Weine wirst du mir dies leicht zugeben, weil du die redenden Beweise davon täglich vor Augen siehest; und

von der Musik ist hier nicht die Rede, weil sie bei den sinnlichen Vergnügungen, wider welche ich eifre, nur eine Gefährtinn, und zwar eine gemißbrauchte Gefährtinn ist.

Du siehst wohl, daß ich unter gefährlichen Vergnügungen hier nur den Wein und den Tanz verstehen kann. Aber eben den Tanz — nicht wahr, Kriton? — eben den Tanz möchtest du dir nicht gerne nehmen lassen, möchtest du nicht gerne in diese Klasse gesetzt wissen? Und doch kann ich, so wie dies Vergnügen jetzt gebraucht wird, von meiner Behauptung nichts zurücknehmen

Der Tanz, — wie er nun einmahl jetzt gemodelt, und in unsern sogenannten feinen Gesellschaften eingeführt ist — dieser Tanz, sage ich, zerstört den Körper eben so unausbleiblich, als der unmäßige Genuß des Weins; und sehr oft zerstört er ihn noch weit plötzlicher. Alle seine Bewegungen sind gewaltsam, die Dauer dieses gesellschaftlichen Vergnügens ist so unrichtig bestimmt, und die Zeit des Genusses desselben so durchaus unschicklich gewählt, daß ich fast nicht weiß, ob der Mißbrauch des Weins, oder dieser unvernünftige Gebrauch des Tanzes, unserer Gesundheit gefährlicher ist. Denke dir, was es erst sein müsse, wenn, wie gewöhnlich, beide mit einander verbunden werden.

Kriton.

Aber, Diogenes, sollte es denn nicht möglich sein, dieser gesellschaftlichen Freuden so zu genießen, daß sie uns nicht schädlich werden könnten? Sollte es nicht möglich sein, auch hierin eine Mittelstraße zu halten?

Diogenes.

O ja, mein Lieber; wer wird daran zweifeln? Aber wie willst du diese Mittelstraße erkennen, wie halten, und nicht alle Augenblicke davon abweichen, wenn du

die Anstalten so triffst, daß weder dein Verstand, noch dein Wille frei bleiben? — wenn die vereinigte Gewalt lockender Versuchungen deine Sinne bestürmt, und spottender Aberwitz einer leichtsinnigen Gesellschaft deine Grundsätze verhöhnt?

Das sicherste Mittel, diese Mittelstraße nicht zu verfehlen, wäre freilich wol, wenn man allein tränke und allein tanzte; aber da allein zu trinken nun einmahl so traurig, und allein zu tanzen gar lächerlich ist, da Beides auch wirklich seinen besten Werth verliert, wenn es nicht zum gesellschaftlichen Vergnügen, das ist, zu einem Mittel, Geselligkeit zu befördern, und in dieser Geselligkeit auch wirkliche Seelenfreude zu schmecken, gemacht wird: so besteht unsere Pflicht hiebei nur darin, daß wir diese Vergnügungsarten nicht anders, als in weiser Gesellschaft genießen.

Und hier, junger Freund sind wir gerade auf dem Punkte, auf den es eigentlich zwischen uns Beiden ankommt, denn unter allen unweisen Thoren, welche jene gesellschaftlichen Freuden zu ihrem und Anderer Verderben mißbrauchen, stehen Klinias und seine Gesellschaft oben an. Bei ihnen artet jeder Genuß des Weins in Völlerei aus, jeder Tanz in wollüstige Ueppigkeit, jede ihrer Zusammenkünfte in die vollständigste Schwelgerei. Daher sind denn bei ihnen auch die Folgen dieser ausschweifenden Vergnügungen auffallender und sichtbarer, als sie gewöhnlich zu sein pflegen.

Denn was meinst du wol, in welchem Zustande sie sich heute befinden? Jeder von ihnen ist heute, und so noch einige folgende Tage, mehr oder weniger krank, je nachdem er von Natur stärker oder schwächer ist. Keiner ist unter ihnen, den ich nicht ohne große Schwierigkeiten niederwerfe, wenn er gleich sonst viel stärker wäre;

Keiner, der nicht zur Zerstörung seiner Gesundheit gestern entweder den Grund gelegt, oder, da dieser bei den meisten von ihnen schon gelegt ist, der nicht weiter darauf fortgebauet hat; Keiner endlich, der heute zu irgend einer edeln Beschäftigung Lust oder Kraft in sich verspürt.

Siehe, Kriton, dies ist die Gesellschaft, von der ich gestern dich abgehalten habe; dies sind die Vergnügungen, welchen ich dich gestern entreißen mußte. Und doch habe ich dir ihre Gefährlichkeit erst von Einer Seite gezeigt.

Kriton.

Ich erstaune, Diogenes, über Alles was du mir sagest. Aber ich kann nicht glauben, das Klinias und seine Freunde, die mir so feine Leute zu sein scheinen, so durchaus unvernünftig sollten handeln können.

Diogenes.

Freilich, mein lieber Kriton, ist es schwer zu begreifen, wie vernünftige Menschen, und besonders Leute, welchen es nicht ganz an Erziehung gefehlt hat, wirkliche Freuden des Lebens so schändlich mißbrauchen können; und wohl dir, wenn es dir recht sehr unbegreiflich scheint!

Aber wer die Welt kennt, weiß gleichwol, daß es so ist, und wer, wie ich, unsere Korinther beobachtet hat, weiß, daß er durch ein solches Urtheil einen Klinias und seines Gleichen nicht zu viel thut. Doch was brauchst du mir hier aufs Wort zu glauben! Was du bezweifelst, ist Thatsache, die der Augenschein dir beweisen kann. Komm, mein Lieber, wir wollen jetzt wieder nach der Stadt zurückgehen; unsere Leute werden alsdann wol aufgestanden sein.

Kriton.

O ja, Diogenes! Laß uns eilen; ich kann kaum

erwarten, zu sehen, ob Klinias und seine Freunde wirklich so thöricht gehandelt haben sollten.

Diogenes.

Nun, nun, das wirst du bald sehen. Aber übereilen dürfen wir uns deßhalb nicht. Glaube mir, sie liegen zu Hause eben so fest, als deines Vaters Hund an der Kette; — denn ob unsere Kräfte durch äußere Gewalt, oder durch innere Stockung gehemmt sind, siehe, das ist Eins! —

Der Jüngling überwand nunmehr seine kleine Ungeduld, bald wieder in die Stadt zu sein, und so gingen sie auf einem andern Wege langsam zurück. Unterwegs bezeugte Diogenes dem Jünglinge seine Zufriedenheit über die Geduld und Aufmerksamkeit, mit welcher er ihm zugehört hatte; und dieser hing nun wieder an ihm mit der ganzen warmen Empfindung eines dankbaren Sohnes, der durch Nachdenken immer mehr überzeugt wird, wie nützlich und nothwendig ihm sein weiserer Vater sei.

Eine Zeit lang ging er in stiller Ueberlegung. Endlich brach er das Stillschweigen.

Sage mir doch, Diogenes, fing er an, welches sind eigentlich die Betrachtungen, von welchen du vorhin sagtest, daß das Anschauen und der Genuß der Natur sie mit sich führen, und uns dadurch zu bessern und glücklichern Menschen machen?

Diogenes.

Ebendieselben, guter Kriton, welche du gewiß schon oft bei mir angestellt hast, und wovon du nur den Zusammenhang mit jenen großen Folgen, welche ich von ihnen gerühmt habe, nicht deutlich einsiehest; nämlich die Betrachtungen über die Größe, Güte und Weisheit des Schöpfers.

Diese Betrachtungen sind, wie ich gesagt habe, in

einem hohen Grade für uns fruchtbar und wohlthätig. Sie sind fruchtbar für unsern Verstand, indem sie ihn mit den würdigsten Gegenständen beschäftigen, ihn dadurch erweitern, aufklären, berechtigen, und so die Erkenntniß des Wahren und Guten in uns befördern, welches die beste Frucht unsers Nachdenkens ist, weil sie unmittelbar zur Erkenntniß unserer Pflichten führt.

Sie sind aber auch fruchtbar für unser Herz, indem sie eben durch diese Erkenntniß des Wahren und Guten unsern Willen reinigen, und dadurch jene Zufriedenheit in uns befördern, ohne welche wir nie glücklich sein können.

Siehe, Kriton, auf diese Art werden jene Betrachtungen, welche der Anblick und der Genuß der schönen Natur in uns veranlassen, für uns fruchtbar und wohlthätig, und auf diese Art geschieht es, daß der öftere Anblick und Genuß der Natur uns zu bessern Menschen macht.

Denn wisse — und behalte es als eine grosse Wahrheit, die du nie aus den Augen verlieren mußt — so, wie unsere eigentliche wahre Bestimmung hienieden ist, den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen, und alsdann, durch diese Erkenntniß, in Gesellschaft unserer Nebenmenschen gut und glücklich zu werden, so ist auch die Erfüllung dieser unserer Bestimmung der eigentliche wahre Maßstab unsers Werths.

Wähne auch nicht, mein Lieber, als ob dieses Alles nur so aus einer von mir erlernten oder erbettelten Weisheit daherströme, oder als ob ich dem Einflusse der schönen Natur auf uns mehr zuschreibe, als er wirklich leistet. Alles, was ich dir jetzt gesagt habe, sind Wahrheiten, die sich bei dem Anblicke der Natur jeder unverderbten Seele aufdringen, sich in jeder mit der Zeit mehr oder weniger entwickeln, je nachdem sie sich mehr oder

weniger oft und anhaltend damit beschäftiget. Du selbst, junger Freund, wirst dieses gewiß schon oft an dir erfahren haben.

Kriton.

O ja, Diogenes! Ich bin niemahls im freien Felde allein gewesen, ohne einige von diesen Betrachtungen anzustellen, und ich habe immer gefunden, daß ich alsdann vergnügter und glücklicher geworden bin. Aber da der Anblick und der Genuß der schönen Natur allen Menschen offen steht, wie kommt es doch, daß nicht Alle Geschmack daran finden, und also auch nicht besser und glücklicher dadurch werden.

Diogenes.

Freilich sollte die Wirkung dieser weisen Anstalt des Schöpfers eben so allgemein sein, als sie an sich groß und gewiß ist. Aber daß sie es nicht ist, o! das, lieber Kriton, ist nicht ein Fehler der Einrichtung selbst, sondern die Folge einer ganz besondern Verkehrtheit mancher Menschen, die mit allen unsern Thränen, nicht genug beweint werden kann. Wisse nämlich, und laß es dich durch dein ganzes Leben zur beständigen Aufmerksamkeit auf dich selbst führen, daß besonders seit der unglücklichen Verfeinerung der Sitten, die nun so oft die Stelle der Tugenden vertritt, viele Menschen den wahren Werth der Dinge gänzlich verkennen, und daher auch an jenen einfachen, für uns so wohlthätigen Freuden der Natur entweder gar keinen Geschmack finden, oder sie doch bei weiten nicht so innig empfinden, als zum Hervorbringen jener heilsamen Wirkung nöthig ist. Die Aufmerksamkeit solcher verwöhnten Menschen ist zu sehr zerstreut, zu sehr auf andere, nichtswürdige Dinge gerichtet, und ihr ganzes Empfindungsvermögen ist viel zu sehr geschwächt, als daß sie beim Anblick der schönen

Natur Das denken und Das empfinden könnten, was der unverderbte, am Verstande und Herzen noch gesunde Mensch dabei zu denken und zu empfinden sich nicht enthalten kann. Wie wäre es sonst möglich, daß ein Mensch jene großen Schauspiele der Natur — den Aufgang und Untergang der Sonne, die unendlich mannichfaltige Pracht des Erdbodens in den schönen Jahreszeiten, den sternvollen Himmel und den freundlichen Mond, oft und anhaltend, ohne wirkliche Vervollkommnung seiner selbst, anschauen könnte?

Kriton.

O, wie danke ich dir, Diogenes, daß du mich auf alle Gefahren aufmerksam machst, die mir bevorstehn! —

Unter diesen Gesprächen waren sie unvermerkt wieder der Stadt nahe gekommen. Kurz vor dem Thore begegnete ihnen ein hoher offner Wagen, auf welchem eine zahlreiche Gesellschaft, unter Jauchzen und Singen, zu einem ländlichen Feste fuhr.

Der Wagen fuhr hart an der Seite des Jünglings vorbei, und in dem Augenblicke stürzt ein Kind herab, das dem Schooße seiner unvorsichtigen Mutter entfiel.

Halt! schrie der Jüngling, mit einer Stimme, die weit über sein Alter war, und die ihm nur eine starke innere Empfindung geben konnte; halt! schrie er, und mit dem Worte sprang er zwischen die Räder, fing das fallende Kind in seinen Armen, und ehe Diogenes noch etwas dazu thun konnte, lag er damit zur Erde, — denn im Wegspringen hatte das Rad sein Kleid gestreift und ihn zur Erde gerissen.

Erschrocken und bekümmert lief Diogenes auf ihn zu, und erkundigte sich ängstlich, ob er auch Schaden gelitten habe? Aber als nun der Jüngling munter und unbeschädigt wieder aufsprang, und wie im Triumphe das

gerettete Kind der herzueilenden Mutter entgegenhielt, da stand er, wie wonnetrunken, die Augen starr auf den Jüngling geheftet, und hohe, tugendhafte Freude mahlte sich auf seinem ganzen Gesichte.

Vater! allmächtiger Vater der Menschen! rief er mit einer Inbrunst, die jede Nerve seines Körpers anspannte, erhalte mir diesen Jüngling: er wird eins deiner herrlichsten Geschöpfe werden!

Mit Thränen der Dankbarkeit empfing die freudige Mutter ihr Kind aus den Händen des Jünglings, und Diogenes liebkosete und dankte ihm, als ob er ihm selbst die größte Wohlthat erzeigt hätte.

Wie ist dir denn, Diogenes, sagte der Jüngling, daß du mir so herzlich liebkosest? Habe ich denn etwa so was Außerordentliches gethan?

Diogenes.

Nein, nein, mein Bester, du hast bloß wohl gethan. Ich sollte dir sogar bei dieser Veranlassung jene Vorsichtigkeit empfehlen, die bei solchen Ausbrüchen unsers liebevollen Herzens unsere Menschenliebe leiten muß. Aber ich bin dazu jetzt nicht in der Fassung; es wird sich schon ein andermahl Gelegenheit dazu finden.

Kriton.

Du bist gütig, Diogenes. Ich sehe jetzt selbst, daß ich dabei etwas gewagt habe; aber in dem Augenblicke dachte ich nicht daran. Und was wäre es denn auch, wenn ich mich ein wenig beschädigt hätte? Das Leben des Kindes war doch in augenscheinlicher Gefahr.

Diogenes.

Wohl, wohl, mein Lieber! Wir wollen diese Materie ein andermahl vornehmen. —

Nun waren sie wieder in der Stadt; und es war

um die Zeit, wo Tausende im Schweiße ihres Angesichts ihr Mittagsessen bereits verzehrt hatten.

Erinnerst du dich, mein Guter, sagte Diogenes zu seinem geliebten Jünglinge, was wir noch zu thun haben? Oder willst du mich meines Versprechens, dich bei dem Klinias und seinen Freunden zu entschuldigen, lieber entlassen?

Kriton.

Nicht gern, Diogenes; denn alsdann würde ich mich selbst entschuldigen müssen, und ich gestehe dir, daß mich das in Verlegenheit setzen würde.

Diogenes.

Nun, nun, sei unbesorgt; meine Frage war nicht so ernstlich gemeint. Denn wenn du mir auch mein Versprechen zurückgäbest, so würde ich doch selbst nicht den Beweis zurücknehmen, den ich dir schuldig bin. Wir wollen also einige von diesen Herren aufsuchen. Klinias selbst ist uns hier wol der Nächste, und als Wirth hat auch eigentlich nur er auf deine Entschuldigung ein Recht.

Sie gingen also zum Klinias; aber gleich beim Eintritte that ihnen sein Thürhüter zu wissen, daß er den gemessenen Befehl habe, alle Besuche auf den Vormittag abzuweisen, weil sein Herr unpäßlich sei; und so mußten sie unverrichteter Sache wieder weggehen.

Gleiche Antwort bekamen sie bei drei Andern von der Gesellschaft; nur daß Diogenes, der in diesen Häusern mehr bekannt war, von den schwatzhaften Bedienten herauslockte, daß ihre Herren erst mit Anbruch des Tages nach Hause gekommen wären, und sich in ihren Betten sehr übel befänden. Zwei von ihnen hatten kurz vorher ihren Arzt rufen lassen, der zur Anwendung der dringendsten Gefahr, dem Einen ein Brechmittel, und dem Andern ein Aderlassen verordnet hatte.

Merkst du wol, wo das hinaus will? sagte Diogenes zu seinem Begleiter. Wir sollen Keinen von ihnen zu sehen bekommen; aber das geht nicht. Einer von ihnen muß uns wenigstens Stand halten, und das soll Xenophant sein, der dort in dem ansehnlichen Hause wohnt.

Ich werde mich indeß schon einer kleinen List bedienen müssen, um vor ihn zu kommen; denn ich weiß etwas von seinen Heimlichkeiten. —

Xenophant hatte in seinem Hause nicht so gute Anstalten gemacht, als die Vorigen; denn Diogenes und sein junger Freund waren schon vor seinem Wohnzimmer, ehe sich noch ein Bedienter sehen ließ.

Endlich erschien einer, der sie sogleich anmeldete, aber auch bald mit der ungeschickten Antwort zurückkam, daß sein Herr nicht zu Hause sei.

Freund, du sagst Unwahrheit, antwortete Diogenes, indem er ihm starr ins Gesicht sah. Sage deinem Herrn, es sei Diogenes, der ihn zu sprechen verlange, und der ihm von Seiten des Wechslers Polikrates die gute Nachricht zu bringen habe, daß er bereit sei, ihm die verlangte Summe zu leihen.

Betroffen über diese unerwartete Antwort ging der Bediente zurück, und bald darauf wurden sie von ihm unter den ehrerbietigsten Verbeugungen zu seinem Herrn eingeführt.

Vergieb mir, Diogenes, rief ihnen Xenophant aus seinem Bette entgegen, daß ich mich erst habe verläugnen lassen. Wir sind gestern beim Klinias ein wenig lustig gewesen, und ich befinde mich heute darauf so übel, daß ich den ganzen Tag Niemand sprechen wollte. Aber wenn ich gleich gewußt hätte, daß du es wärst —

Laß das gut sein, Xenophant, fiel ihm Diogenes ins

Wort; denn es ist eben so wenig wahr, daß ich im Namen des Polikrates zu dir komme. Wir können also mit einander aufheben, und unsere Absicht mag entscheiden, ob wir gelogen oder bloß Unwahrheiten gesagt haben.

Xenophant.

Du bist doch ein sonderbarer Mann, Diogenes, daß du gleich Alles so ernstlich nimmst.

Diogenes.

Nicht doch, Xenophant, ich nehme es sehr gelinde; denn ich verlange nicht einmahl deine Entschuldigung. Aber laß uns nur zur Sache kommen. Meine Absicht ist eigentlich, diesen guten Jüngling bei dir und deinen Freunden zu entschuldigen, daß er nicht zu eurem Gastmahle gekommem ist; denn ich bin es, der ihn mit Gewalt davon abgehalten hat, als er schon dahin unterwegs war. Klinias hat uns nicht vor sich gelassen, du wirst also schon so gut sein, diese Entschuldigung an ihn und seine übrigen Freunde abzugeben.

Xenophant.

Aber, Diogenes, wie kannst du dir denn herausnehmen, Jemand mit Gewalt davon abzuhalten, des Klinias Gast zu sein? und wie denkst du denn, daß er diese Entschuldigung aufnehmen wird?

Diogenes.

Wie er sie aufnehmen wird? — O, der wichtigen Besorgniß! Ich denke, wie er es für gut findet. Aber damit er sie so aufnehme, wie ich will, daß er sie aufnehmen soll, so sage ihm zugleich, daß ich ihn und dich, und die übrigen Mitglieder eurer saubern Gesellschaft, als Verführer der Jugend ansehe, welchen der Staat bald das Handwerk legen muß, wenn er nicht will, daß Tugend und gute Sitten mit der Zeit ganz aussterben sollen.

Xenophant.

Du vergissest dich, Diogenes; weißt du auch, daß du in meiner Behausung bist?

Diogenes.

Ei, wie sollte ich das nicht wissen! Alles, was ich vor mir und um mich sehe, erinnert mich ja daran.

Xenophant.

Diogenes, du scheinst es darauf anzulegen, mich böse zu machen. Aber ich finde es bloß lächerlich, daß du dich um Sachen bekümmerst, die dich nicht angehen. Denn was geht es dich an, auf welche Weise wir unsers Lebens genießen wollen?

Diogenes.

Nun, nun, das ist noch das Beste, was du thun kannst; denn es ist bloß kindisch, böse zu werden, wenn man Unrecht hat. Aber was mich eure Lebensart angeht, fragst du? Euretwegen freilich nicht viel, denn mit euch ist es nun wol zu weit gekommen, als daß ihr durch mich gebessert werden könntet. Frage also lieber, was mich dieser Jüngling angeht, dem ich freilich weder als Vater, noch als Vetter, noch als Vormund angehöre; frage es dreist, sage ich, und hier hast du meine Antwort:

Alle rechtschaffene Leute sind meine Verwandte, und alle unverderbte Jünglinge sind meine Kinder. Daß ihr also so wider euch selbst handelt, daß ihr eure Seele wie euren Körper schändet, daß ihr eure Gesundheit zerstört, daß ihr alle eure Kräfte, so wie alle Güter des Lebens mißbraucht — das mögt ihr, wenn ihr euch nicht wollt rathen lassen, so lange ihr könnt, und dann mögt ihr es bei Dem verantworten, der euch diese Kräfte und diese Güter gegeben hat. Aber daß ihr euer Verderben auch auf Andere verbreitet, daß ihr auch Andere,

aus welchen noch gute Menschen werden könnten, zu dieser Lebensart verführt, das habt ihr gegen den Staat, gegen mich und gegen alle Rechtschaffene zu verantworten; und Diogenes wird der Erste sein, der diesen euren Unfug vor Gericht bringt, wenn ihr ihn fortsetzt. Vergiß nicht, auch dieses dem Klinias und deinen übrigen Freunden zu hinterbringen.

Komm, mein Lieber, fuhr er fort, indem er sich zu seinem Gefährten wandte, unser Werk ist hier vollbracht; länger dürfen wir uns an einem solchen Orte nicht aufhalten. Du, Xenophant, lebe wohl, wenn du kannst, und vergiß nicht meine Bestellung an deine Freunde.

Xenophant wußte nicht, wie er sich bei dieser Rede geberden sollte; und Diogenes verließ ihn in aller der Verwirrung, welche das böse Gewissen in solchen Fällen allemahl und ganz unausbleiblich hervorbringt.

Du siehest, mein Bester, sagte er zu seinem jungen Freunde, als sie wieder auf der Straße waren, es ist, wie ich dir sagte. Was ich dir durch den Augenschein zu beweisen versprach, hätte ich dir so ziemlich bewiesen. Was ich dir aber nicht beweisen kann, und was du mir gleichwol nicht weniger glauben mußt, ist dieses: daß, wenn anders Mehre deines Gleichen bei diesem Gastmahle gewesen sind, Mancher von ihnen zugleich seine Unschuld verloren, jeder Andere aber sich in dem Netze der Wollust von neuen so fest verstrickt hat, daß er sich vielleicht niemahls wieder daraus loswickeln kann. Und dieses, mein Bester, ist eben die gefährliche Seite dieser Vergnügungen, der ich heute früh nur obenhin erwähnte; dieses ist es, wodurch die Zusammenkünfte dieser Herren, die sie feine Abendmahlzeiten zu nennen pflegen, für die Tugend eben so gefährlich werden, als sie für die Gesundheit zerstörend sind. Ver=

gieb mir also, daß ich dich auf eine fast unhöfliche Weise davon abgehalten habe.

Nicht so, Diogenes, antwortete der Jüngling, indem er seine Hand zärtlich drückte; nicht so, wenn du nicht willst, daß ich im Gefühl deiner Güte für mich, mich meiner selbst schämen soll. Vergieb du mir, bester, gütiger Mann, daß ich auch nur einen Augenblick deßhalb auf dich ungehalten sein konnte; denn ich sehe nun wol, daß ich auf einem sehr gefährlichen Wege war, da ich bloß auf dem Wege zum Vergnügen zu sein glaubte.

Diese Einsicht, mein Sohn, sagte Diogenes, nähre und erhalte, so wirst du vielen Versuchungen zu widerstehen im Stande sein. Mit diesen Worten, und mit einem belohnenden väterlichen Kusse, ließ er ihn von sich.

S. [illegible]

Merkwürdige Entschlossenheit eines jungen Schifferburschen.

Ein Schiff, mit Wolle beladen, fuhr von Hamburg ab, um, ich weiß nicht, wohin? zu segeln. Der innere Raum desselben war so voll gepackt, daß man ein paar große Wollsäcke auf dem Verdecke lassen, und daselbst mit Stricken befestigen mußte.

Man fuhr mit gutem Winde die Elbe hinunter, aber kaum hatte man die Mündung derselben zurückgelegt und das offenbare Meer erreicht, als sich ein gewaltiger Sturmwind erhob, der das Schiff hin und her schleuderte. Es kriegte dabei einen Leck, der so groß war, daß das einstürzende Wasser durch Pumpen nicht wieder hinausgeschafft werden konnte. Das Schiff fing also an zu sinken.

Es befand sich gerade oben auf dem Verdecke ein junger Schifferbursche, der in dem Augenblicke, da das Schiff zu Grunde ging, so viel Besonnenheit hatte, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und die Stricke, womit derselbe angebunden war, in der größten Geschwindigkeit abschnitt. Das Schiff ging darauf unter, und der junge Mensch ritt auf dem Wollsacke durch die schäumenden Wogen.

Da der Wind von der Landseite herkam, so war für den Unglücklichen fast gar keine Hoffnung übrig, weil er in jedem Augenblicke nur noch weiter in das unermeßliche Weltmeer fortgetrieben wurde. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, dennoch hielt er es für Pflicht, sein Leben so lange zu fristen, als es ihm nur möglich sein würde.

Schon hatte er zwei Tage und zwei Nächte auf diesem gefährlichen Fahrzeuge zugebracht, als er auf eine so schreckliche Weise vom Hunger gequält wurde, daß er endlich ein Loch in den Wollsack kratzte, und darauf von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle in den Mund steckte, um das darin befindliche Schmer herauszusaugen. So ekelhaft und unbefriedigend dieses Nahrungsmittel nun auch war, so gereichte es ihm doch zu einiger Erquickung.

Schon war die dritte Nacht vergangen, und der schreckliche Tod des Hungers schien für den Unglücklichen nun mit starken Schritten heranzurücken, als sich plötzlich, zu seiner unbeschreiblichen Freude, am fernen Horizont ein Schiff zeigte, welches auf ihn zuzusegeln schien.

Jetzt war seine Rettung nicht mehr zweifelhaft. Das Schiff segelte wirklich heran. Die darauf befindlichen Leute erblickten ihn, und setzten ein Boot aus,

um ihn abzuholen. Ausgehungert und erschöpft wurde er an Bord gebracht.

Der Kapitän des Schiffes brauchte die nöthige Vorsicht, ihm anfangs nur ein wenig Schiffszwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußte er sich schlafen legen. Beim Erwachen ward ihm wieder eine kleine Gabe Speise gereicht, worauf er abermahls sich zu Bette legen mußte. Durch diese abwechselnde Erquickung mit Speise und Schlaf wurde der junge Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt.

Gesund und munter trat er zu Hamburg ans Land, und am folgenden Tage — schiffte er sich schon wieder zu einer neuen Seereise ein. C.

Der Bauer.

Ich esse Brot und trinke Wasser;
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch?
Da werdet ihr, ihr Maden, fressen;
Da werdet ihr mich ganz vergessen; —
Doch fresset mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen;
Mich müssen meine Füße tragen
Und ein getreuer Stab.
Was jägt er dort, der stolze Reiter?
Er jägt, allein er kommt nicht weiter;
Wir kommen Beid' — ans Grab.

Gleim.

Druck von E. Baensch in Magdeburg.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Sechstes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Fünfter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Der frohe Bauer.

So glücklich, so vergnügt, als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden
Die Reichen: ach! ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur;
Wer wird sie drum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur,
Die, die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh von jener Höh',
Befreit von allen Sorgen,
Des Himmels Segen überseh'
An einem schönen Morgen,

Im Hain, beim milden Sonnenschein,
Die Vögel höre singen,
Und unten nun die Lämmelein
Im Thale sehe springen;

So oft ruf' ich: mein Gott, wie gut
Sind alle deine Werke!
Dem Reichen giebst du Geld und Gut,
Mir giebst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mir's so hell im Sinn,
So hell! ich kanns nicht sagen!
Ich eile fort, zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag
Kraft oder Muth benommen,
Er sei so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kommt er dann, o welche Lust,
Wenn Frau und Kinder springen,
Voll Freuden sich um meine Brust,
Um meine Kniee schlingen;

Wenn, Lieb' und Unschuld im Gesicht,
Sich Alle zu mir setzen,
Und an dem süßen Mitchgericht
Sich Klein' und Große letzen!

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unser Danklied bringen,
Und mir so ist, als wenn um mich
Die lieben Englein singen,

Dann fühl' ichs tief und sag's oft laut,
Daß glücklicher und weiser
Der ist, der seinen Acker baut,
Als Könige und Kaiser.

Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks.

Da der König von Frankreich von dem Herrn de la Haye, einem Prediger auf dem Lande, sehr viel Gutes hörte, so befahl er, ihm außer Dem, was er zuvor erhalten hatte, noch einige hundert Thaler jährlich auszuzahlen; weil er wollte, daß der Mann sich pflegen solle. Der gute Prediger aber trat am folgenden Sonntage auf seine Kanzel, und sprach:

Der König hat mir bezeuget, daß er mit mir und meinem Verhalten unter euch zufrieden ist. Er hat mir auch einige hundert Thaler angewiesen, die ich alle Jahr erhalten und, wie ich will, gebrauchen soll. Höret also, liebe Leute, was hiebei meine Meinung und mein Wille ist!

Böses habe ich euch freilich nie erwiesen, Gutes dagegen, so viel ich gekonnt; und das ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen. Darüber fühlt aber auch ein Jeder, der dieses thut, recht große Freude in sich selbst; dadurch wird er den Menschen lieb und Gott angenehm: und das ist gewiß Belohnung genug.

Ich suche also weiter keinen Lohn, als diesen, und ich würde mich selbst für unverschämt ansehen, wenn ich auch noch vom Könige eine Belohnung annähme. Das Jahrgeld also, das er mir angewiesen hat, das sei nicht mir, sondern euch geschenkt; und höret nun, wozu es euch geschenkt sein soll.

Ihr wißt, unsere Straßen im Dorfe und unsere Wege hier herum sind schlecht. Ihr könnt nicht so viel aufladen, auch so geschwind nicht fahren, als ihr sonst wol solltet, wenn Straßen und Wege ebener wären. Ihr fahret

Es befand sich gerade oben auf dem Verdecke ein junger Schifferbursche, der in dem Augenblicke, da das Schiff zu Grunde ging, so viel Besonnenheit hatte, daß er auf einen der großen Wollsäcke sprang, und die Stricke, womit derselbe angebunden war, in der größten Geschwindigkeit abschnitt. Das Schiff ging darauf unter, und der junge Mensch ritt auf dem Wollsacke durch die schäumenden Wogen.

Da der Wind von der Landseite herkam, so war für den Unglücklichen fast gar keine Hoffnung übrig, weil er in jedem Augenblicke nur noch weiter in das unermeßliche Weltmeer fortgetrieben wurde. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, dennoch hielt er es für Pflicht, sein Leben so lange zu fristen, als es ihm nur möglich sein würde.

Schon hatte er zwei Tage und zwei Nächte auf diesem gefährlichen Fahrzeuge zugebracht, als er auf eine so schreckliche Weise vom Hunger gequält wurde, daß er endlich ein Loch in den Wollsack kratzte, und darauf von Zeit zu Zeit einen Büschel Wolle in den Mund steckte, um das darin befindliche Schmer herauszusaugen. So ekelhaft und unbefriedigend dieses Nahrungsmittel nun auch war, so gereichte es ihm doch zu einiger Erquickung.

Schon war die dritte Nacht vergangen, und der schreckliche Tod des Hungers schien für den Unglücklichen nun mit starken Schritten heranzurücken, als sich plötzlich, zu seiner unbeschreiblichen Freude, am fernen Horizont ein Schiff zeigte, welches auf ihn zuzufliegen schien.

Jetzt war seine Rettung nicht mehr zweifelhaft. Das Schiff segelte wirklich heran. Die darauf befindlichen Leute erblickten ihn, und setzten ein Boot aus,

um ihn abzuholen. Ausgehungert und erschöpft wurde er an Bord gebracht.

Der Kapitän des Schiffes brauchte die nöthige Vorsicht, ihm anfangs nur ein wenig Schiffszwieback und ein wenig Wein reichen zu lassen. Dann mußte er sich schlafen legen. Beim Erwachen ward ihm wieder eine kleine Gabe Speise gereicht, worauf er abermahls sich zu Bette legen mußte. Durch diese abwechselnde Erquickung mit Speise und Schlaf wurde der junge Mensch in kurzer Zeit völlig wieder hergestellt.

Gesund und munter trat er zu Hamburg ans Land, und am folgenden Tage — schiffte er sich schon wieder zu einer neuen Seereise ein. C.

Der Bauer.

Ich esse Brot und trinke Wasser;
Was schüttet nicht der reiche Prasser
In seinen fetten Bauch?
Da werdet ihr, ihr Maden, fressen;
Da werdet ihr mich ganz vergessen; —
Doch fresset mich nur auch.

Den König trägt ein goldner Wagen;
Mich müssen meine Füße tragen
Und ein getreuer Stab.
Was jagt er dort, der stolze Reiter?
Er jagt, allein er kommt nicht weiter;
Wir kommen Beid' — ans Grab.

Gleim.

Druck von E. Baensch in Magdeburg.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Sechstes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Fünfter Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.



Inhalt.

Der frohe Bauer.

So glücklich, so vergnügt, als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden
Die Reichen: ach! ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur;
Wer wird sie drum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur,
Die, die gewährt mir Freuden!

So oft ich früh von jener Höh',
Befreit von allen Sorgen,
Des Himmels Segen übersehʼ
An einem schönen Morgen,

Im Hain, beim milden Sonnenschein,
Die Vögel höre singen,
Und unten nun die Lämmelein
Im Thale sehe springen;

So oft ruf' ich: mein Gott, wie gut
Sind alle deine Werke!
Dem Reichen giebst du Geld und Gut,
Mir giebst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mir's so hell im Sinn,
So hell! ich kanns nicht sagen!
Ich eile fort, zur Arbeit hin,
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag
Kraft oder Muth benommen,
Er sei so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kommt er dann, o welche Lust,
Wenn Frau und Kinder springen,
Voll Freuden sich um meine Brust,
Um meine Kniee schlingen;

Wenn, Lieb' und Unschuld im Gesicht,
Sich Alle zu mir setzen,
Und an dem süßen Milchgericht
Sich Klein' und Große letzen!

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unser Danklied bringen,
Und mir so ist, als wenn um mich
Die lieben Englein singen,

Dann fühl' ichs tief und sag's oft laut,
Daß glücklicher und weiser
Der ist, der seinen Acker baut,
Als Könige und Kaiser.

Großmüthige Anwendung eines erhaltenen Geschenks.

Da der König von Frankreich von dem Herrn de la Haye, einem Prediger auf dem Lande, sehr viel Gutes hörte, so befahl er, ihm außer Dem, was er zuvor erhalten hatte, noch einige hundert Thaler jährlich auszuzahlen; weil er wollte, daß der Mann sich pflegen solle. Der gute Prediger aber trat am folgenden Sonntage auf seine Kanzel, und sprach:

Der König hat mir bezeuget, daß er mit mir und meinem Verhalten unter euch zufrieden ist. Er hat mir auch einige hundert Thaler angewiesen, die ich alle Jahr erhalten und, wie ich will, gebrauchen soll. Höret also, liebe Leute, was hiebei meine Meinung und mein Wille ist!

Böses habe ich euch freilich nie erwiesen, Gutes dagegen, so viel ich gekonnt; und das ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen. Darüber fühlt aber auch ein Jeder, der dieses thut, recht große Freude in sich selbst; dadurch wird er den Menschen lieb und Gott angenehm: und das ist gewiß Belohnung genug.

Ich suche also weiter keinen Lohn, als diesen, und ich würde mich selbst für unverschämt ansehen, wenn ich auch noch vom Könige eine Belohnung annähme. Das Jahrgeld also, das er mir angewiesen hat, das sei nicht mir, sondern euch geschenkt; und höret nun, wozu es euch geschenkt sein soll.

Ihr wißt, unsere Straßen im Dorfe und unsere Wege hier herum sind schlecht. Ihr könnt nicht so viel aufladen, auch so geschwind nicht fahren, als ihr sonst wol solltet, wenn Straßen und Wege ebener wären. Ihr fahret

auch eure Wagen zu Grunde, und ihr erschweret eurem Zugviehe die Lasten; — wir wollen also von diesem Gelde die Straßen und die Wege ebener machen.

Ihr habt überdas auch Felder, auf welchen das Wasser stehen bleibt, welches eure Saaten verderbt, so daß ihr fast nichts davon ernten könnt; — wir wollen also Gräben ziehen, das Wasser ableiten, und dadurch eure Ernte verbessern.

Ihr habt auch Sümpfe und Moräste, und die nutzen euch zu gar nichts; — wir wollen also auch diese eure Sümpfe und Moräste durch Gräben vom Wasser befreien, sie austrocknen, und dadurch eure Felder und euer Einkommen vermehren.

Ihr habt endlich auch dornige, wüste und sandige Plätze, und auch diese geben euch keinen Vortheil; — wir wollen also die Dornen ausrotten, und was wir nicht mit Gras oder Getreide besäen können, das wollen wir mit guten Obstbäumen, oder mit Weinstöcken, oder auch mit wilden Bäumen bepflanzen, denn wenigstens wachsen doch Fichten oder Weiden darauf.

Dies also und dergleichen Etwas wollen wir thun! Alle Jahr erhalten wir das Geld; alle Jahr wollen wir daher Etwas vornehmen, und immer so viel, als wir können. In wenigen Jahren wird dann gewiß das Nöthigste bei uns geschehen sein; und wisset ihr, was wir dann thun wollen?

Dann wollen wir, so wir noch leben, an unsern Nachbaren thun, was wir an uns gethan haben. Dann wollen wir sehen, welchen unter ihnen unsere Hülfe am nöthigsten ist. Zu denen wollen wir gehen, sie freundlich grüßen, und ihnen sagen: Gönnet uns, liebe Brüder, die Freude, daß wir euch helfen; eure Wege, eure Felder, eure Moräste,

eure wüsten Sandflecke u. s. w. wollen wir verbessern und brauchbarer machen, eben so, wie es nun die unsrigen sind, u. s. w.

So wollen wir alsdann an ihnen auch handeln. Und dann, o ihr Leute! dann siehet Gott, der Menschen Vater, mit Lust auf euch herab; dann lieben euch eure Brüder; dann sind sie bereit, euch wieder zu helfen; dann loben sie eurentwegen unsern lieben Gott; dann beten sie zu ihm für euch, und sie und ihre Nachkommen segnen euch und eure Kinder und Kindeskinder! —

Ungefähr also redete der würdige Priester, und derselbe hob nun seine Hände gen Himmel, und wollte beten. Aber das Herz des Volkes schlug zu stark; es konnte sich nicht länger halten und rief: »Es lebe der König! Es lebe unser guter Pfarrer!«

Morgenlied.

Der junge Tag schwingt seine Rosenflügel
Um die Natur. — Die purpurrothen Hügel
Beglänzt der Morgensonne Strahl.
Ein leichter Nebel deckt die hohen Eichen,
Lobsingend steigt aus niedrigen Gesträuchen
Die Lerche dort im Thal.

Auch ich erwache — frei von eitlen Sorgen
Sing' ich dem Gott, der jeden frühen Morgen
Allgütig auf mich niedersieht.
O du, mein Schöpfer! sieh die Freudenzähre
In meinem Blick — sie fließt zu deiner Ehre
Und wird zum Wonnelied.

Gieb mir ein Herz, in dem der stille Friede
Der Unschuld herrscht, und laß mich niemahls müde
In der Erfüllung meiner Pflichten sein!
Mein redliches Bemühn um wahre Tugend
Siehst du, o Gott! — dir will ich meine Jugend,
Dir meine späten Jahre weihn.

Verlaß mich nicht, wenn einst der Prüfung Leiden
Mich schrecken! — halte mir die bessern Freuden
Der aufgehellten Zukunft vor.
Getrost blickt dann mein Geist aus Labirinthen,
Durch die sich traurig meine Schritte winden,
Zu deinem Thron empor.

An den jungen Leser.

Es ist dir gut, lieber junger Freund, dich mit den Leiden anderer Menschen bekannt zu machen, damit du dich glücklich preisest, wenn du selbst von solchen Leiden frei bist, und damit du nicht vergessest, Dem zu danken, der es dir so gut werden ließ.

Deßwegen lege ich dir auch folgendes Lied vor, worin die mannichfaltige Noth eines Schwindsüchtigen beschrieben wird.

Lerne daraus, welch großes Glück es ist, frei und ohne Schmerzen Athem zu schöpfen, und so, wie du thust, in jeder Nacht eines sanften, erquickenden Schlafes zu genießen.

Dann wirst du gewiß auch vorsichtig werden und dich ich Acht nehmen, daß du dir nicht durch eine plötzliche

Erkältung, oder durch einen zu schnell kühlenden Trunk, oder durch Ausschweifungen die Schwindsucht zuziehest, von der du hörst, daß sie ein so großes Übel ist.

Und so vernimm also das

Lied eines Schwindsüchtigen.

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr,
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr!

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Ein rechtes Bild der Noth;
Bin Haut und Knochen, blaß und bleich,
Und huste mich fast todt.

Die Luft, drein herrlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt,

Die ist für mich nicht frei, nicht Heil;
Mein Athem geht schwer ein;
Ich muß um mein bescheiden Theil
Mich martern und kastein.

Und doch labt und erquickts mich nicht,
Machts mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin!

Auch Schlaf, der Alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr sein,
Und lässet mich die ganze Nacht
Mit meiner Noth allein.

Die Ärzte thun zwar ihre Pflicht,
Und pfuschern drum und dran;
Allein sie haben, leider! nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein' Hülf' allein bleibt Sarg und Grab.
O, fängen an der Thür
Sie schon, und senkten mich hinab:
Wie leicht und wohl wär's mir!

O fängen doch an meiner Thür
Sie laut: »Ich hab' mein' Sach' ꝛc. *)«
Und trügen mich **) und folgten mir
In langer Reihe nach,

Rund um die Kirch' ans Grab heran,
Und senkten mich hinein!
Ich läg', und hätte Ruhe dann
Und fühlte keine Pein.

Doch, ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel. —
Nur deinen Trost! und etwas Luft!
Du hast der Luft so viel.

---

*) Der Anfang eines alten bekannten Sterbeliedes: Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt.

**) Der Verfasser will sagen: meinen gewesenen Leib.

Ein Landmann zu einem reichen Städter.

Du schläfst auf weichen Betten, ich schlaf' auf weichem Klee;
Du siehest dich im Spiegel, ich mich in stiller See;
Du wohnst in bangen Mauern, ich wohn' auf freier Flur;
Dir mahlen theure Mahler, mir mahlet die Natur;
Du bist oft siech vor Wollust, und ich bin stets gesund;
Dich schützt um Geld ein Schweizer, mich schützt mein treuer Hund;
Du trinkst gefärbte Weine, und ich den klaren Quell;
Dein Auge sieht oft finster, und meines blickt so hell!
Sag' an nun, reicher Weichling: wer hat wol von uns Beiden,
Du oder ich, die meisten, und auch die reinsten Freuden?

Nach einem Gewitter.

Es ist vorbeigegangen, das schwarze Gewitter! Die majestätische Stimme des Donners schweigt; die Blitze schlängeln sich nicht mehr durch schwarzes Gewölk.

Die Schafe, die sich ängstlich unter diesem Laubdache gesammelt hatten, schütteln den Regen von der triefenden Wolle, und zerstreuen sich wieder auf der erfrischten Weide.

Wie herrlich glänzt die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels durch das zerrißne Gewölk! Wie schönfarbig strahlt dort der Regenbogen, von einem benetzten Hügel zum andern ausgespannt!

Die Wolken fliehen! Sieh, wie sie ihren Schatten in der sonnebeglänzten Gegend zerstreun!

Dort liegt die Anhöhe mit ihren Hütten und Herden im Schatten; jetzt flieht der Schatten und läßt sie im Sonnenglanze. Sieh, wie er durchs Thal hin über die blumigen Wiesen läuft!

Wie herrlich ist Alles rings umher! wie schön Alles, von der belebenden Sonne an bis zu der kleinsten Pflanze!

O, wie werde ich entzückt, wenn ich vom hohen Hügel die weite Gegend übersehe! oder wenn ich, ins Gras hingestreckt, die mannichfaltigen Blumen und Kräuter betrachte, und die unzählbaren Würmchen, die darauf wohnen! oder wenn ich den anbrechenden Morgen, oder den Glanz des Abendroths, oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel anschaue!

Dann kommen tausend süße Gefühle, tausend große Gedanken kommen dann in mein Herz; mein Auge vergießt Freudenthränen, und voller Entzücken bete ich Den an, der Alles erschaffen hat, den Vater aller Geschöpfe.

O, wie herrlich, wie allmächtig, o, wie gütig muß er sein!

Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

Zum Sonnenzeiger sprach die Glockenuhr:
Ich bitte dich, mir doch die Stund' itzt anzugeben,
(Es war ein trüber Tag; auch sprach's die Stolze nur,
Sich über jene zu erheben.)

Ich weiß sie nicht, versetzt der Zeiger ihr;
Man sieht die Stunde nur an mir,
Wenn sich die Sonn' am Himmel eingefunden.

Du dauerst mich, fuhr jene fort,
Was mich betrifft, ich bin an keinen Ort,
An keine Zeit und an kein Licht gebunden.
Ununterbrochen währt mein Lauf;
Zieht man in meinem Leib' ein Rad des Morgens auf,
Zeig' ich den ganzen Tag, die ganze Nacht die Stunden.
Auch zeig' ich nicht allein, ich schlag' auch; doch von dir
Hör' ich nicht einen Laut. Es scheint, du kannst nicht zählen.
Nun höre mich! Eins, zwei, drei, vier!
So viel ists an der Zeit; nie wird der Ton mir fehlen.

Indem sie spricht, zertheilet sich sogleich
Der Nebel, und die Wolken fliehen;
Die Sonne steht allein und strahlenreich
Am Himmel; Ährenfeld und Teich und Felsen glühen.
Der Zeiger weiset drei, ein Viertel noch dazu.

»Wie nun, Frau Nachbarin! Verschmähest du
Mich noch, daß ich so selten Etwas sage?
Antworten kannst du zwar auf jede Frage;
Doch wer dir trauet, läuft Gefahr,
Daß er bald allzuviel, bald allzuwenig zählet.
Ich schweige, wenn mir Helle fehlet,
Ich rede selten, aber — wahr.«

Ananiceris und Plato.

Ananiceris brüstete sich mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit, die er sowol im Reiten, als auch im Fahren sich erworben hatte.

Einst wollte er auch dem Philosophen Plato seine Künste zeigen, und fuhr zu vielen Mahlen dergestalt im Zirkel herum, daß die Räder seines Wagens immer einen und ebendenselben Kreis beschrieben.

Alle Zuschauer waren erstaunt, und klatschten ihm lauten Beifall zu.

Der einzige Plato nur klatschte nicht mit. Ihm schien an einem jungen Manne, der nicht dazu bestimmt war, Kutscher oder Postreiter zu werden, eine solche Geschicklichkeit mehr tadelnswürdig, als rühmlich zu sein.

Denn, sagte er, wie ist es möglich, daß Einer, der auf eine Fertigkeit dieser Art so viel Fleiß verwandt hat, nicht weit nützlichere und vorzüglichere Dinge darüber sollte versäumt haben?

Protagoras und Demokritus.

Protagoras war von so armen Ältern geboren, daß er sich, als Jüngling, seinen Lebensunterhalt durch Lasttragen erwerben mußte.

Einst kam er vom Lande nach der Stadt Abdera zurück, aus der er gebürtig war, und trug eine Menge Holzstrünke, die er mit einem kurzen Bindfaden künstlich zusammengeschnürt hatte.

Von ungefähr begegnete ihm der Philosoph Demo=

kritus, der die Art, wie jener den Holzstoß zusammengebunden und sich aufgelegt hatte, bewundernswürdig fand.

Er bat ihn daher, ein wenig auszuruhen, und trat hinzu, um die Art des Zusammenlegens und des Bindens, worin er etwas Geometrisches bemerkte, genauer zu beobachten.

Dann fragte er ihn, wer das Holz so zusammengelegt habe? und da Jener antwortete, daß er es selbst gethan, so bat ihn der Philosoph, das Bündel aufzulösen, und in seiner Gegenwart ein neues zu binden.

Der junge Protagoras erfüllte diese Bitte, und wußte das Holz wieder gerade eben so zusammenzulegen und zu binden, als es vorher gewesen war.

Da bewunderte Demokritus die sinnreiche Geschicklichkeit dieses nicht gelehrten Jünglings, und sprach zu ihm: Junger Freund, da du die Gabe hast, Das, was du thust, gut zu thun, so giebt es größere und edlere Beschäftigungen, die ich dir bei mir geben kann.

Er nahm ihn hierauf mit sich, hielt ihn in Allem frei, lehrte ihm die Philosophie, und machte aus ihm den großen Mann, der er nachher geworden ist.

So gewiß ist es, daß Derjenige, der bei kleinen Geschäften Ordnung und Nachdenken anwendet, auch in größern glücklich fortkommen wird.

Polemo und Xenokrates.

Polemo, ein zur Schwelgerei und zu einem liederlichen Leben verführter Jüngling, kehrte einst bei hellem Tage von einem Gastmahle zurück, welches die ganze Nacht hindurch gedauert hatte.

Sein Aufzug paßte zu seinen Sitten. Ein leichtes, durchsichtiges Kleid bedeckte nur zur Hälfte seinen unzüchtigen Körper, der von wohlriechenden Salben duftete, und sein Haupt war mit einem Blumenkranze umwunden.

Taumelnd von Trunkenheit schwankte er in diesem Aufzuge bis zur Wohnung des Philosophen Xenokrates, bei dem sich schon eine Menge lernbegieriger Zuhörer versammelt hatte, um Weisheit von ihm zu lernen.

Dem Wollüstling kam der Einfall, auch zu ihm hineinzugehen, und er hatte sogar die Unverschämtheit, sich mitten unter den gelehrten Zuhörern desselben niederzusetzen, recht als wenn er ihnen das Gegentheil von dem weisen und vernünftigen Betragen zeigen wollte, wozu der Weltweise sie ermunterte.

Aller Augen waren mit Unwillen auf ihn gerichtet.

Nur Xenokrates blieb in seiner Fassung, und ging, ohne eine Miene zu verändern, in seinem Vortrage zur Empfehlung der Bescheidenheit und der Mäßigkeit über.

Er redete so nachdrücklich darüber, daß Polemo mit allem seinen Leichtsinn ihm nicht widerstehen konnte.

Erst sah man ihn den Kranz aus den Haaren nehmen und zur Erde werfen; dann zog er den Mantel zusammen, um seine entblößten Arme zu bedecken; nach und nach verschwand aus seinem Gesichte die ausgelassene Fröhlichkeit des Zechers, und endlich legte er auch jedes andere Kennzeichen eines Schwelgers ab.

Seine kranke Seele wurde durch die Rede des Philosophen geheilt, und aus einem elenden Wollüstling ward er selbst ein Weiser.

Beispiel eines jungen Helden.

Bei dem Treffen zu Freemans-House in Amerika, welches im Jahre 1777 zwischen den Engländern und Amerikanern vorfiel, focht auch der elfjährige Sohn des Kapitäns Monin an der Seite seines Vaters mit blankem Säbel.

Die Freiwilligen von Kanada, welche Kapitän Monin anführte, standen auf dem linken Flügel, der von den Amerikanern lebhaft angegriffen wurde, und der Kapitän stürzte, von einer Flintenkugel getroffen, todt zur Erde.

Der Oberst Fraser, welcher sich an der Spitze des Englischen Corps befand, bat den Jüngling, das Gefecht zu verlassen und beim Leichname seines Vaters zu bleiben.

Der Knabe trat hierauf nur zwei Schritte zurück, um die erkaltende Hand seines Vaters zum letzten Mahle zu küssen; dann trat er wieder ins Glied und rief den Soldaten zu: Beherzt, brave Kanadier, drauf zu!

Der dankbare Jude.

Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland gegangen waren, daselbst gearbeitet hatten, und jetzt mit ihrem verdienten Gelde zurückkehrten, strandete, und Alle waren in Gefahr zu ertrinken.

Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest.

Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude

um Erlaubniß, sich an seinen Fuß hängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und der Jude wurde nebst den übrigen durch ein dazukommendes Schiff gerettet.

Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfs, und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, sobald er könne, thätig zu zeigen, daß er erkenntlich sei.

Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer; ich that, was ein Mensch dem andern thun muß. Danke nur Gott, daß er uns erlös't hat vom Tode.

Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Dorfs einen Brief, der ein Zeugniß seiner edlen Denkart ist, und schickte ihm Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und seine Kinder, und funfzig Stück Dukaten, die er demselben in seinem Namen zu geben bat.

Der Bauer stand wie versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah.

Nun, Gott vergelts dem Juden, sagte er weinend! Nun tadle mir Einer die Juden, und schelte sie, der soll's mit mir zu thun haben!

Noch größer ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die funfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, und sah den Amtmann beständig an, indem dieser ihm den Brief vorlas.

Endlich rief er laut: Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bischen Bummeln am Bein. O, Gott segne ihn! und mache alle Juden selig!

Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und mit seinen Kindern aufs rührendste beim Amtmann,

und der Bauer und der Amtmann schrieben Beide einen Danksagungsbrief an den edlen Juden, der dem erstern nachher noch alle Jahre mancherlei Geschenke zuschickte.

An den Mond.

Wie schön kommt dort, mit freundlich=sanftem Lichte,
Der volle Mond daher!
Wie wiegt, im Silberglanz, die Pappel und die Fichte
Die schlanken Äste hin und her!

O, welch ein Blick! O, welch ein sanfter Schimmer!
Oft hab' ich dich gesehn,
Du stiller, guter Mond: und doch bist du mir immer
So neu, so lieb, so wunderschön!

Wer lehrte dich, so abgemessen gehen?
An keinem Ort zu früh,
An keinem Ort zu spät hat man dich je gesehen;
O Freund, verirrst du dich denn nie?

Der dich erschuf, muß wol ein weises Wesen,
Muß wol recht gütig sein.
Du leuchtest freundlich ja dem undankbaren Bösen,
Nicht dem Erkenntlichen allein!

An dir, o Mond, will ich ein Beispiel nehmen,
Und milde sein, wie du.
Ich will durch Liebe Den, der mich nicht liebt, beschämen,
Und sein der Fördrer seiner Ruh'.

Du wirst es sehn, von deinem Himmel oben,
Du holdes Licht bei Nacht;
Ich aber will indeß den hohen Schöpfer loben,
Der dich und mich so gut gemacht.

Dionisius und der Reiche.

In Sirakus war einst ein reicher Mann,
Der hatte seinen Schatz vergraben.

Man zeigt es dem Tirannen an,
(Ein Nachbar mochte wol das Ding gemerket haben)
Und Dionis schickt Häscher auf den Platz,
Und raubt ihm seinen ganzen Schatz.
Nicht ganz; ich irre mich. Zum großen Glück
Blieb ihm ein kleiner Rest zurück,
Den er besonders hielt.

Nach einer andern Stadt
Zieht er mit Dem, was er gerettet hat.
Was thut er nun? Empfängt die Erde
Die Barschaft wieder? Ei, mit nichten! Meint ihr doch,
Er sei so dumm? Ja wol! Damit auch dieses noch
Ihm über Nacht geraubet werde?

Ein Landgut kauft er sich, spart weder Fleiß, noch Geld,
Er düngt, besäet, baut sein Feld,
Macht urbar, was versäumt gelegen;
Und so gelangt er bald zum vorigen Vermögen.

Ei, wenn nur Dionis es diesmahl nicht erfährt!
Doch, hier kommt ein Befehl. Laß sehn, was er bedeute!
Was anders, als daß ihn der Fürst zu sich begehrt?
Ich hab' es wol gedacht! Er riechet neue Beute!

Mit Zittern geht der gute Mann
Nach Dionisens Stadt zurück,
Und sieht sein schönes Gut schon für verloren an.

Ich wünsche dir, spricht der Tirann,
Zu deinem neuen Reichthum Glück.
Es freuet mich, daß meine That
Bei dir so gut gefruchtet hat.
Ich habe dir beweisen wollen,
Daß, wenn das Glück uns wohl gewollt,
Wir das uns anvertraute Gold
Gebrauchen, nicht verscharren sollen.
Besitze nun dein Gut in Ruh.
Hier steht der Schatz, den du vergraben,
Und den ich dir geraubt. Nimm diesen auch dazu;
Jetzt bist du würdig, ihn zu haben.

Freundschaftslied.

Nichts auf Erden kommt dir gleich,
Süßer Freundschaft Himmelreich!
Keine Wonne ruft, wie du,
Hohen Muth dem Menschen zu.

Herrlich bist du, o Natur!
Herrlich durch des Schöpfers Spur!
Aber deine größte Pracht
Ist der Blick, der Freundschaft lacht.

Hoher Werth ists, Mensch zu sein;
Doch kein Mensch beständ' allein.
Freundschaft, deinen ersten Bund
Schloß des Schöpfers eigner Mund.

Arbeit brennt die Stirne feucht:
Freundschaft macht die Bürde leicht!
Mit dem Freunde Hand in Hand
Zög' ich in ein wüstes Land.

Selbst bei Wasser und bei Brot
Bin ich frei von jeder Noth,
Wenn ein Freund es mit mir theilt,
Mit mir hin zur Quelle eilt.

Kummer beißt wie scharfer Frost;
Aber milden, süßen Most
Hat die Freundschaft; trink' ich ihn,
Schmilzt der bittre Kummer hin.

Leben heißt, mit Freunden sich
Freun des Lebens brüderlich.
Freundschaft ist, durch Gottes Kraft,
Unsers Lebens Wissenschaft.

Überall ist weit und breit
Gottes Segen ausgestreut.
Auch an Freunden fehlt es nie;
Wer nur suchet, findet sie.

Wie zwei Blumen gleicher Art
Stehen Freunde hingepaart;
Aufgenährt in Einer Luft
Strömt ihr süßer Morgenduft.

Doch die frische Blume bebt;
Denn bald ist der Tag verlebt,
Und das Band der Freuden bricht! —
Sei getrost, und zittre nicht!

Durch des Lebens Thal hinab
Sucht mein Freund mit mir das Grab;
Und des Todes Schrecken flieht,
Wenn mein Freund mich sterben sieht.

Droben wird, bei Ja und Nein!
Freundschaft auch die Losung sein.
Wenn das Band der Freuden bricht
Junge Blume, zittre nicht!

Letzte Unterredung des unglücklichen Waser mit seinen beiden Söhnen.

Vernehmt, ihr jungen Leser, eine zwar sehr traurige, aber auch zugleich sehr lehrreiche Geschichte von einem Manne, den die Begierde, sich zu rächen, in das allergrößte Elend stürzte.

Er hieß Waser, und war Prediger in der Schweizerischen Stadt Zürich.

Schon in seiner Jugend verrieth er einen außerordentlich fähigen Kopf, der Alles leicht begriff, auch große Lust

zum Lernen bezeigte, und daher Hoffnung machte, daß er einst ein recht nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden würde.

Aber er äußerte auch schon von früher Jugend an eine gefährliche Eigenschaft des Herzens, welche seine Ältern und Lehrer für sein künftiges Wohlergehn zittern machte.

Er ließ sich nämlich leicht zum Zorn reizen, und dann übergab er sich einer blinden Rachbegierde, die ihn antrieb, Demjenigen, der ihn beleidigt hatte, wieder etwas Leides zuzufügen.

Vergebens stellte man ihm die gefährlichen Folgen dieser bösen Leidenschaft vor; sie hatte in seinem Herzen schon so tiefe Wurzel geschlagen, daß es ihm zu schwer wurde, sie wieder auszurotten.

Er wuchs also mit seiner Schlange im Busen auf, wurde zwar ein gelehrter Mann, aber führte doch fast immer ein unruhiges und mißvergnügtes Leben, weil er alle Augenblicke mit Jemand Händel hatte, und dann auf Mittel und Wege sann, seine Rachgier zu befriedigen.

Er wurde zum Prediger erwählt; aber auch als Geistlicher blieb er der unruhige Kopf, der er gewesen war.

Einst hatte er sich, ich weiß nicht worin, gegen seine Obrigkeit vergangen; diese gab ihm darüber einen Verweis; aber Waser, anstatt sich sein Vergehen reuen zu lassen, ward vielmehr noch aufgebrachter gegen die Obrigkeit, und verging sich gegen dieselbe durch ungebührliche Reden nur noch gröblicher.

Da fand denn die Obrigkeit für gut, ihn durch eine empfindliche Strafe zur Erkenntniß seines Unrechts zu bringen, und entsetzte ihn seines Amtes.

Nun gerieth sein Unwille vollends in Feuer und Flamme. Hatte er vorher seinen Zorn bloß durch bittre Worte zu befriedigen gesucht, so faßte er jetzt den unglücklichen Vorsatz, sich durch die That zu rächen

Er entwandte, sagt man (ich erzähle, was ich gehört habe; kann für die Wahrheit aber nicht stehen) er entwandte also aus dem Archive oder der Urkundenkammer *) eine Schrift, die, wenn sie bekannt wurde, seinem Vaterlande zum Schaden gereichen konnte.

Allein seine That wurde entdeckt, noch ehe er die Schrift bekannt machen konnte; und die Obrigkeit ließ ihn ins Gefängniß werfen. Er suchte aus demselben zu entfliehen; aber der Anschlag mißlang, und der Erfolg davon war, daß er in einen festern Kerker gesteckt und in Ketten gelegt wurde.

Von diesem Augenblick an stellte er sich seinen Tod als unvermeidlich vor, und machte sich darauf gefaßt.

Seine Richter versammelten sich; man untersuchte sein Verbrechen, und berathschlagte sich über die Strafe, die er verdient habe. Ein und zwanzig Stimmen verurtheilten ihn zum Tode, achtzehn hingegen wollten ihn davon freigesprochen wissen. Allein die meisten Stimmen galten.

Man hoffte indeß, daß er vielleicht noch begnadigt werden dürfte, wenn er sich nur bequemen wolle, seine Obrigkeit um Gnade zu bitten.

Aber er verwarf diese Zumuthung mit einer Hartnäckigkeit, die unbeweglich blieb.

Selbst sein alter, ihm sonst so theurer Vater ließ ihn

*) So nennt man den Ort, wo diejenigen Schriften verwahrt werden, die den ganzen Staat betreffen.

bitten, daß er doch das Mitleid seiner Richter anflehen möchte.

Aber er ließ ihm antworten: er wolle Alles, Alles thun, was er ihm befehlen werde; nur dieses Einzige könne und dürfe er nicht; wenn seine Thorheit oder sein Unglück (Verbrechen nannte er es niemahls) den Tod verdient habe, so sei es billig, daß er ihn dulde; und er habe sich darauf gefaßt gemacht.

Da der Tag seiner Hinrichtung herannahete, bat er sich die Erlaubniß aus, noch einmahl mit seinem Vater und mit seinen Kindern reden zu dürfen.

Anfangs schlug man ihm diese Bitte ab, weil man besorgte, er möchte seinen Söhnen Haß gegen die Obrigkeit einflößen, und sie bewegen, einst seinen Tod an ihr zu rächen. Allein darin irrte man sich.

Endlich gab der Rath seine Einwilligung; aber der alte Vater fühlte sich nicht stark genug, den Anblick seines unglücklichen Sohnes zu ertragen; er ließ sich also bei ihm entschuldigen.

Seine beiden Söhne hingegen, der eine von **11**, der andere von **14** Jahren, wurden zu ihm geführt. Jener hieß Salomo, dieser Heinrich.

Der unglückliche Mann war seiner Bande so lange entlediget, und aus dem Kerker in ein artiges Zimmer gebracht, woselbst er in der Gesellschaft eines Geistlichen seine Söhne erwartete.

Ein anderer Geistlicher führte jetzt die beiden Söhne in das Zimmer. Sie traten hinein mit einem Herzen, dessen Beklemmung sie zu ersticken drohete.

Gleich beim Eintritt empfing sie der Vater mit einem reuigen und unerkünstelten Lächeln.

Guten Abend, Heinrich, guten Abend, Salomo! Gelt, wir haben einander lange nicht gesehen? — Wie habt ihr indeß gelebt? Wohl und gesund, aber ein wenig traurig, wie mir diese beiden Herren sagen!

Nun, traurig müßt ihr nicht sein. Ihr seht ja, daß es mir so ziemlich wohl geht. Dies ist ein artiges Zimmer, fast so schön, wie unsre Stube; ich habe gut Essen und Trinken; diese beide Herren und noch Andre besuchen mich alle Tage; sie haben Liebe für mich.

Nicht wahr, ihr wollt nicht mehr traurig sein? Ich hab's ja besser, viel besser, als ihr glaubtet! —

Die Knaben schluchzten, standen wie angedonnert, kämpften, rangen. Aber ihre Thränen flossen unaufhaltbar.

Nun, nun, fuhr ihr Vater fort, es wird schon besser werden; kommt (indem er Beide bei der Hand nahm), setzt euch zu mir her; wir wollen uns ein wenig unterreden.

Sie setzten sich.

Nun, Heinrich, wie gehts? Was hast du gelernt, seitdem wir uns nicht gesehen haben? Und du, Salomo, wie weit hast du's gebracht?

Beide sagtens unter vielen Thränen. Er, immer noch heiter und ruhig, gab ihnen die beste Anweisung, wie und was sie lesen und lernen sollten, und schwatzte mit ihnen so lange, bis er sie etwas ruhig glaubte.

Dann hub er in einem etwas feierlichen Tone an:

Lieber Heinrich, lieber Salomo, es kann vielleicht noch lange, recht lange währen, bevor wir uns wieder sehen und sprechen; und da habe ich eine Bitte an euch!

Nicht wahr, ihr wollt euren Vater nicht vergessen? — Zwar habe ich euch viel Traurigkeit verursachet, und werde euch noch mehr verursachen; aber ihr fühlt doch, daß ich

ein guter Vater gegen euch gewesen bin? Nicht wahr, ihr fühlt das, und vergesset mich nicht?

Die Knaben schluchzten laut auf, und umarmten ihn.

Gut, meine Lieben; das wäre eins! Aber ich habe noch eine, noch zwei Bitten. Laß sehen, Heinrich, was glaubst du wol, das für einen Menschen das Wichtigste sei für dieses und jenes Leben?

Der Knabe konnte nicht antworten.

Meinst du nicht, es sei, daß er Gott zum Freunde habe?

Ach ja! Sie haben's uns immer gesagt!

Aber warum ist dies das Wichtigste?

— Wieder Stillschweigen.

Nicht wahr, weil Gott Alles macht, Alles leitet; weil wir unser Glück von ihm allein erhalten müssen?

Aber, Heinrich, wie müßt ihrs denn machen, daß Gott euer Freund sei und bleibe? Weißt du das?

Ach, Papa, wir müssen thun, was er uns befohlen hat, was im Evangelium vorgeschrieben ist.

Hörst du, Salomo? Und du, Heinrich, vergiß es auch nie. Versprecht mir Beide, daß ihr im Evangelium fleißig lesen, und über das Gelesene nachdenken und danach leben wollt!

Sie versprachens.

Liebe Kinder, das ist das Wichtigste! Euer Vater bittet euch darum, es nie, nie zu vergessen.

Seht, ich rede aus der Erfahrung; wenn ichs auch nie vergessen hätte, so wäre ich stets bei euch zu Hause geblieben, und so würdet ihr mich nicht verlieren. Aber beruhiget euch: wenn ihr euer Versprechen haltet, so wird Gott euer Vater sein, und von ihm wißt ihr ja, daß er mehr für euch thun kann, als irgend ein Mensch auf der Welt.

Glaubet mir, es ist eine gar schöne Sache, Gott zum Vater zu haben; und, nicht wahr, liebe, liebe Kinder, ihr würdet mir gern einen Gefallen thun, wenn ihr könntet?

Ihre Thränen stürzten, sie sanken zu seinen Füßen. — »Ach! für Sie sterben!« schluchzte der ältere.

Wir wollen nicht vom Sterben reden, lieber Heinrich; aber den Gefallen erwarte ich von euch, daß ihr nichts, nichts von Dem vergesset, was ich euch jetzt sage, und was ihr versprechet.

Noch eins, Salomo; nicht wahr, du erinnerst dich noch der Ohrfeigen, die ich dir manchmahl gegeben habe, wenn du unartig warest, und nicht thun wolltest, was ich dir befahl? Da hast du nun zuweilen gedacht, ich sei ein böser Vater? Aber, nein, ich meinte es gut mit dir, es geschah zu deinem Besten, und du wirsts noch wol einsehen lernen! Höre mir jetzt aufmerksam zu, und du auch, Heinrich; was ich jetzt sagen werde, ist gleichfalls für euch Beide wichtig, so wichtig, daß ihrs nie, nie vergessen müßt.

Die Stadt Zürich ist wie eine Familie; die Obrigkeit, unsere gnädigen Herren, sind die Väter, wir Andern sind die Kinder.

Wenn nun ein Kind nicht recht thut, mürrisch ist, schimpft, die Andern unnöthiger Weise plagt — was macht der Vater? Gelt, Salomo, er warnt das Kind, weiset es zurecht, giebt ihm Vermahnungen und Lehren; hilft das nicht, so giebt er ihm eine Ohrfeige.

Läßt es auch dann noch nicht von seinen Unarten ab; murret es sogar über den Vater, oder beschuldigt es ihn der Ungerechtigkeit: so sperrt er das ungehorsame Kind ein, wie ichs etwa auch mit dir gemacht habe.

Ach, lieber, lieber Papa! winselte der Kleine; verzeihen Sie.

Sei ruhig, Salomo; ich sage das nicht, um dich zu kränken; du hattest dich gebessert, du warst ein gutes Kind geworden, und Gottes Segen wird dich begleiten, und hier hast du einen Kuß meiner Liebe!

Aber ich, Salomo, ich war ein solches ungehorsames Kind gegen unsere Obrigkeit. Ich war mürrisch, plagte die Andern, schimpfte und schmähte. Man wollte mich zurechtweisen; ich hörte nichts an, ich fuhr in meinen Unarten fort.

Unser Vater, die Obrigkeit, glaubte, ich verdiene eine Ohrfeige, und gab sie mir; aber das besserte mich nicht. Ich schimpfte vielmehr auf den Vater, suchte ihn zu beleidigen, zu kränken, und du begreifst wol, das konnte der Vater nicht leiden und sperrte mich ein, und eben darum habt ihr mich so lange nicht gesehen.

Gelt, Heinrich und Salomo, ihr habt oft selbst gehört, daß ich zu Hause über die Obrigkeit, die doch unser Vater ist, geschimpft und geseufzt habe?

Das war nicht recht; das müßt ihr vergessen, auf ewig vergessen! Nicht wahr, ihr thuts? Ihr versprecht mir, zu vergessen, daß ich unartig war? Ich möchte gern, wenn ich euch nicht mehr sehe, den Trost haben, daß ihr an mich nur wie an einen guten Vater denkt!

Sie versprachens feierlich.

Und dann, liebe Knaben, horchet nicht auf andere Leute! Sie mögen sagen, was sie wollen, so erinnert euch nur Dessen, was ich jetzt sage!

Denket, daß ich die Ohrfeige und das Einsperren wol könne verdient haben! Sehet eure Obrigkeit als euren Vater an, und vergesset nie, daß ihr derselben Ebendas schuldig seid, was ich von euch foderte: Liebe, Gehorsam,

Ehrfurcht und Vertrauen. Sie kann fehlen, aber sie meints doch nicht böse.

Und nun, liebe Kinder, müßt ihr mir noch einmahl die Hand darauf geben, daß ihr von Allem, was ich euch gesagt habe, nichts vergessen wollt. Aber besinnet euch erst recht; ihr versprechet mir es vor Gott, und der läßt, wie ich euch oft sagte, seiner nicht spotten. —

Das Gelübde wurde von den Thränen der Söhne und des Vaters vor Gott besiegelt.

Noch eins! Du, Heinrich, wirst zu deinem Großvater kommen, das ist ein alter, braver, frommer Mann; was er dir sagt, das thue; es wird dein Glück sein.

Du weißt, lieber, lieber Heinrich, daß ich dich aufrichtig und zärtlich liebe; ich weiß auch, daß du mich liebst; um dieser Liebe willen sei gehorsam und ehrerbietig gegen ihn.

Wenn ihm etwas Vergnügen macht, so verrichte es mit Freuden, suche seinen Befehlen zuvorzukommen, und seine Wünsche zu errathen; und wenn er dann mit dir zufrieden ist, so sage ihm, das habe dir dein unglücklicher Vater in der letzten Unterredung anbefohlen, und ich werde dich im Himmel noch dafür segnen.

Sage ihm, daß ich wünsche und bitte, er möge dich der Bäckerei widmen. Machst du dich seiner Liebe würdig, so wird er's thun, und dann widme dich deinem Berufe. Suche nicht höher zu steigen, so wirst du glücklich sein.

Und du, mein Salomo, du bleibst bei deiner Mutter! Wenn du zu Hause kommst, so tröste sie; sage ihr, ich sei ganz wohl und ruhig, auch sie solle ruhig sein.

Sei gehorsam und ehrerbietig; thue Alles, was sie fodert und wünscht; das ist deine Pflicht und mein Be-

fehl, der letzte, lieber Salomo, den dir dein Vater giebt; denn was ich jetzt sagen will, ist nur eine Bitte.

Du willst ein Geistlicher werden; wenn du nicht eine unüberwindliche Neigung dazu hast, so laß es lieber bleiben. Es ist ein gefährlicher Beruf! Mich hat er unglücklich gemacht. Sags Deiner Mutter; küsse sie in meinem Namen, und gedenke meiner in Liebe!

Und nun, meine Lieben, Lieben, (Beide umarmend) nun ists Zeit! Mich hats gefreut, euch noch einmahl zu sehen! Ich gebe euch (Beide küssend) meinen letzten väterlichen Segen. Gott sei euer Vater, eure Stütze, euer Trost! Wandelt auf seinen Wegen, so wird seine Vaterhand euch weislich und gnädig führen.

Denket meiner in eurem Gebet; ich werde eurer in der Ewigkeit gedenken; und, wills Gott! sehen wir uns dort Alle wieder!

Die Knaben wären wie an den Vater angeklammert; sie weinten nicht, sie schluchzten, bebten, hatten Verzuckungen, und wurden halbtodt weggebracht. Er lächelte unter seinen Thränen, und faßte sich bald wieder.

Von der Zeit an war er zur Verwunderung ruhig und gelassen. Als ihm der Tag seines Urtheils und der vermuthliche Inhalt desselben bekannt gemacht wurde, so veränderte er nicht einmahl die Farbe, und fuhr ruhig in der schon angefangenen Unterredung fort.

Als ihm das Urtheil selbst im Gefängniß eröffnet, und er befragt wurde, ob ihn nicht vor dem Hingange schauere? so antwortete er: Schauern? Mich wahrhaftig nicht! Ich habe Alles durchgedacht, die ganze Scene mir vorgestellt, und während meines Gefängnisses bin ich wol zwölfmahl wachend und träumend enthauptet worden, ohne mich

zu entsetzen. Für mich ists gut, daß ich sterbe. *) Sein Sie ruhig, es wird gewiß gut gehen!

Die letzten Stunden über war Lavater bei ihm. Lavater bebte, und Waser war so ruhig, so fest, daß nicht einmahl das volle Glas in seiner Hand schwankte.

Gegen zwölf Uhr begehrte er zu speisen, und aß und trank, wie gewöhnlich, ohne weder langsamer, noch geschwinder zu kauen.

Nach Ein Uhr wurde er vor das Rathhaus geführt: der Weg ging bei seines Vaters Wohnung vorbei, und er stand still.

Hier, sprach er nach einer kurzen Pause, wohnt ein sehr braver Mann. Ich habe ihm unaussprechlich viel zu verdanken, und nun so vergolten! Gott segne ihn und belohne ihn!

Weiter hin blickte er auf ein Haus, dessen Fenster von Leuten vollgepfropft waren, welches desto mehr auffiel, weil sich in allen übrigen Häusern beinahe kein Mensch sehen ließ.

Daß die guten Leute so weinen mögen, dauert mich, sprach er ruhig; wenn nur Keiner herunterstürzt.

Vor dem Rathhause wollte er sein Urtheil selbst anhören; die Geistlichen widerriethen es ihm, er aber antwortete:

Es ist meine Obrigkeit, die mit mir redet; ich bin es ihr schuldig, daß ich ihren Entschluß anhöre.

Da er aber vor dem Gedränge nichts verstehen konnte, wandte er sich wieder zu den Geistlichen, und bat, daß sie in ihrem Gebete fortfahren möchten.

*) Er fühlte vermuthlich, daß er zu lange gewartet habe, seine Leidenschaften zu bekämpfen, und verzweifelte daran, sich nun noch bessern zu können.

Durch die Stadt ging und blickte er, wie ein Mann, der der Erfüllung eines angenehmen Wunsches entgegen-eilt, der sich aber vor den Leuten zu laufen schämt.

Unter dem Thore betete er den 88. Psalm, den er jedoch auf seine Umstände abgeändert hatte.

Auf dem Rabensteine redete er noch mit dem Scharfrichter, fragte, ob er recht und ihm bequem sitze? und als dieser mit Ja antwortete, so betete er mit lauter und fester Stimme:

»Dir, o Gott, der du mich als Vater geleitet, durch Kristum meiner Erlösung mich versichert, und durch deinen Geist zu guten Gesinnungen erweckt hast, dir empfehle ich meinen Geist!«

Und da lag der Kopf, den auch die Henkersknechte nicht ohne Thränen hinlegten.

Aus Lienhard und Gertrud,

einem Buche für das Volk.

Zieht den Hut ab, Kinder! und faltet die Hände! — — Es folgt ein Todtenbett. —

Rudi war bei seinen vier Kindern. Seine Frau war ihm vor drei Monaten gestorben. Seine Mutter lag sterbend auf einem Strohsacke, sagte aber zu Rudi: suche doch zu Mittag etwas Laub in meine Decke — mich friert.

O Mutter, ich will gern jetzt gehen, sobald das Feuer im Ofen verlöscht sein wird, sagte Rudi.

Mutter.

Hast du auch noch Holz, Rudi? Hast du auch noch

Holz? Du kannst jetzt nicht mehr in den Wald, von mir und den Kindern weg; — o Rudi, auch ich bin dir zur Last —

Rudi.

O, Mutter, Mutter! sage doch das nicht; — du bist mir nicht zur Last. — Mein Gott, mein Gott! Könnte ich dir nur auch Das, was du nöthig hast, geben. — Dich durstet, dich hungert und friert, und du klagst nicht! Das geht mir ans Herz, Mutter!

Mutter.

Gräme dich nicht, Rudi! — Meine Schmerzen sind, Gottlob! nicht groß, und Gott wird bald helfen — und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi.

O Mutter, Mutter! ich habe ja nichts — und du trägst meinen Mangel — o Mutter, o Mutter!

Mutter.

Rudi, wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf der Erde — und was man braucht, giebt der Vater im Himmel! Ich danke ihm, Rudi; er stärket mich bei meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen).

Meinst du denn, Mutter, du erholest dich nicht wieder?

Mutter.

Nein, Rudi, gewiß nicht.

Rudi.

O mein Gott!

Mutter.

Tröste dich, Rudi; ich gehe ins bessere Leben.

Rudi (schluchzend).

O Gott!

Mutter.

Tröste dich, Rudi; du warst die Freude meiner Jugend, und jetzt bist du der Trost meines Alters; und nun danke ich Gott — deine Hände werden bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen, und für dich beten; und Gott wird helfen; er wird mich erhören, und es wird dir wohlgehn ewiglich. — Denk an mich, Rudi.

Rudi.

O Mutter, liebe Mutter!

Mutter.

Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi.

Was doch, Mutter?

Mutter.

Ich will dir's sagen, Rudi; ich muß dir's sagen; es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen.

Rudi.

Was denn, o Mutter?

Mutter.

Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte, und aus seiner Tasche gebratene Erdäpfel aß. — Er gab auch seinen Geschwistern, und auch die aßen verstohlen. — Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst hätte sie der Junge auf den Tisch geworfen, und hätte seinen Geschwistern laut gerufen — ach! er hätte auch mir einen zugebracht, wie er's tausendmahl machte. — Es ging mir allemahl ans Herz, wenn er mit etwas auf den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Großmutter, iß auch! O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie dieser Gedanke mir seit gestern so schwer auf dem Herzen liegt! Wo ist er — bringe mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi.

O ich Elender!

Er läuft geschwind, sucht den Rudeli, und bringt ihn der Mutter ans Bett. — Die Mutter setzt sich mühselig auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt ihn in ihre Arme, drückt ihn an ihr Herz, senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben; — der Kleine weint laut.

Rudeli.

Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht? Ach, stirb doch nicht, Großmutter!

Mutter (gebrochen).

Ja, Rudeli, ich sterbe gewiß bald.

Rudeli.

Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter!

Sie muß sich wieder legen. — Der Knabe und sein Vater zerfließen fast in Thränen; sie erholt sich aber bald wieder, und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege.

Rudeli.

Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Mutter.

Thue nicht so, du Lieber! Ich sterbe ja gern, und ich werde ja dann zu einem lieben Vater kommen, bei dem es mir wohl sein wird. — Bald, bald, Rudeli, werde ich zu ihm kommen.

Rudeli.

O, wenn du stirbst, ich will mit dir sterben.

Mutter.

Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, wills Gott, noch lange leben und brav werden, und, wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. — Gelt, Rudeli, du willst ihm dann gern

thun, was du kannst, und was ihm Freude macht? Er thut mir jetzt auch, was er kann. — Versprichs mir!

Rudeli.

Ja gewiß, Großmutter; ich will recht thun — und folgen.

Mutter.

Aber, mein Kind! Gott im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht Alles, was wir thun.

Rudeli.

Ich weiß wol, Großmutter.

Mutter.

Warum hast du denn gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli.

Ich wills nicht mehr thun, Großmutter! ich wills nicht mehr thun. Verzeih mir doch, Großmutter! Verzeih mir, o mein Gott! Großmutter!

Mutter.

Hast du sie genommen, die Erdäpfel?

Rudeli (schluchzend).

J—j—j—ja! Großmutter!

Mutter.

Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend).

Dem — dem Mau — Maurer.

Mutter.

Du mußt jetzt zum Maurer, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli.

Großmutter, um Gotteswillen! ich darf nicht, ich darf nicht.

Mutter.

Du mußt — daß du's ein ander Mahl nicht mehr thuest. Um Gottes willen, mein Lieber, wenn dich schon hungert, nimm nichts mehr! Gott verläßt Niemand; er giebt allemahl wieder. O Rudeli, wenn du schon nichts hast, und nichts zu erwerben weißt, trau auf dem lieben Gott.

Rudeli.

O Großmutter, gewiß, gewiß will ich nicht mehr stehlen!

Mutter.

Nun so segne dich denn dein und mein Gott, auf den ich hoffe — er bewahre dich, du Lieber! (Sie drückt ihn an ihr Herz und weint.) Du mußt jetzt zum Maurer. Sag ihm, daß auch ich ihn um Verzeihung bitte. Rudi! geh mit dem Kleinen, sag, es sei mir leid, daß ich ihm die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; sag ihm, ich wolle Gott bitten, daß er ihnen ihr Übriges segne; und du, Rudi, du wirst ihm einmahl einen Tag dafür arbeiten, damit er das Seine wieder erhalte.

Und eben da sie redete, klopfte der Vogt ans Fenster.

Die kranke Mutter erkannte den Vogt an seinem Husten und sagte: O Gott! Rudi — es ist der Vogt — gewiß ist das Brot und die Butter, woraus du mir die letzte Suppe gekocht hast, nicht bezahlt!

Rudi.

Um Gottes willen, es ist nichts daran gelegen; ich will ihm arbeiten, in der Ernte schneiden.

Mutter.

Ja, wenn er wartet.

Rudi geht aus der Stube zum Vogt, und die Kranke seufzet tief, redet bei sich selber und sagt: Seit unserm

Handel *) — Gott verzeihe ihm, dem armen verblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah; o Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch an mein Fenster kommen und husten — es ist Gottes Hand! — daß ich ihm verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde, daß ich für seine Seele bete. Ich will es thun: Verzeih ihm, Vater im Himmel! verzeih ihm!

Sie hörte jetzt den Vogt laut reden.

O Gott! er ist zornig. O du armer Rudi — um meinetwillen kommst du unter seine Hände! — Sie sinkt in Ohnmacht.

Rudeli springt aus der Stube zum Vater. O Vater, die Großmutter ist todt!

Rudi.

Herr Jesus! Vogt, ich muß gehen.

Vogt.

Ja, es thut Noth! Es ist kein Unglück, wenn die alte Hexe einmahl todt ist.

Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Seine Mutter erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, fragte sie:

War er zornig? Er will dir gewiß nicht warten?

Und Rudi antwortete: Es ist nichts weniger, als was du meinest; es ist etwas Gutes.

Die Mutter sieht ihn ernstlich an, und sagt wehmüthig: Redest du die Wahrheit, Rudi? oder willst du mich nur sonst so trösten? Was ist es?

---

*) Er hatte durch seine Ungerechtigkeit den Rudi um ein Stück Landes gebracht.

Rudi.

Der Junker hat mich zum Tagelöhner im Kirchbau bestellt. Ich habe des Tages 25 Kreuzer und auf ein Jahr Arbeit.

Mutter.

Ists auch gewiß?

Rudi.

Ja, Mutter, ganz gewiß.

Mutter.

Nun, ich sterbe leichter, Rudi, daß du siehst deiner Kinder Brot. Mein Ende ist mir jetzt so leicht! Du bist gut, mein lieber Gott — sei bis an ihr Ende auch ihr guter Gott! — Glaub nur, Rudi, ewig fest:

Je größre Noth,
Je näher Gott.

Rudi.

Wie sollte ichs vergessen, Mutter? Ich will jetzt gehen, und dir das Laub in die Decke holen.

Mutter.

Das hat nicht Eil. Es ist, Gottlob! wieder wärmer. Geh jetzt mit dem Kleinen zu Leonor. —

Rudi winkt dem Betli aus der Stube, und sagt ihm: Betli, gieb auf die Großmutter Acht. Wenn ihr etwas begegnet, so schicke Rendli mir nach. Ich bin bei dem Maurer.

Da nahm er den Kleinen an die Hand, und ging mit ihm in die Hütte Leonor's.

Der war noch bei seiner Arbeit, und Gertrud allein zu Haus, als sie kamen. Diese sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinst du? Warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

O Gertrud! ich bin in einem Unglück. Aber du verzeihst mir.

Der Rudeli hat schon etliche Mahl aus Hunger von euren Erdäpfeln genommen. Endlich hats die Großmutter gemerkt, und er hats ihr bekannt, und sie schickt uns gleich, dich um Verzeihung zu bitten. Gertrud! sie ist auf dem Todbette, und bittet dich, daß du uns verzeihest! O Gott! wir können sie dir nicht wieder zurückgeben; aber ich will euch gern dafür arbeiten; verzeih uns!

Gertrud.

Schweig hievon, Rudi! Komm, du lieber Kleiner! versprich mir, daß du Niemand etwas mehr nehmen willst; (sie umarmt ihn) du hast eine brave Großmutter.

Rudeli.

Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott! nicht mehr stehlen.

Gertrud.

Mein Kind! thue das nicht mehr. Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu's doch nimmer, Kind! auch wenn dich hungert, nicht. Komm lieber zu mir, und wenn ich kann, will ich dir gern etwas geben.

Rudi.

Wills Gott, soll ihn der Hunger nimmer treiben, Frau! Ich habe jetzt bei der Kirche zu verdienen.

Gertrud.

Ich habs gehört, und es hat mich von Herzen gefreut.

Rudi.

Sag doch deinem Manne, ich wolle ihm treu und ehrlich arbeiten, früh und spät sein, und daß ich mir gern die Erdäpfel am Lohn abziehen lassen wolle.

Gertrud.

Rede nicht von dem, Rudi! Mein Mann hat, Gottlob! jetzt auch für ein Jahr Verdienst, und freut sich gewiß, wenns euch nur wohl geht. Aber ich muß mit dir zur alten Mutter, wenn sie so übel ist. —

Sie steckt dem Kleinen dürres Obst in die Tasche, und sagt ihm noch einmahl: O, Lieber! nimm doch Keinem etwas mehr; und geht dann mit Rudi heim.

Dieser nimmt noch etwas Laub unter einem Nußbaume, das er auf dem Ofen trocknen, und dann damit seinem Mutter die Decke füllen will.

Gertrud wartet auf ihn ein wenig unter dem Baume; und von da gehen sie geschwind zur kranken Mutter.

Gertrud grüßt sie, nimmt ihr die Hand, und weint. Die Kranke sieht sie weinen.

Du weinst, Gertrud? Wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud.

Du gute Kathri! Gott wird die Deinigen für dein gutes Herz belohnen, und für die Sorge, die du für sie trägst.

Mutter.

Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud.

Schweig hievon. Könnte ich deine Leiden erleichtern, ich würde es gern thun.

Mutter.

Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir! Gott wird bald helfen. Rudeli! hast du sie um Vergebung gebeten? Hat sie dir verziehen?

Rudeli.

Ja, Großmutter; schau, wie gut sie ist! (Er zeigt ihr die Tasche voll dürren Obstes.)

Wie ich schlummere! (sagt die Großmutter). Hast du auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli.

Ja, Großmutter!

Mutter.

Und es ist dir Ernst?

Rudeli.

Gewiß, gewiß, Großmutter!

Mutter.

Wie mich ein Schlummer übernimmt! Es dunkelt vor meinen Augen. (Sie wendet sich hierauf zu Gertrud): Ich muß eilen ... Ich kann fast nicht mehr ... Wenn ich todt sein werde ... Ger.. trud, o gönne diesen Kindern — dann — diesen verlassenen Kindern, dann ... und wann auch ein gut Wort ... sie sind so verlassen! — (Sie streckt die Hand aus, die Augen brechen). — Rudeli! folg' ihr — Gertrud, darf ichs hoffen?...

Sie entschlummerte; und sie ist nicht mehr aus diesem Schlummer erwacht.

Gertrud vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es Rudi. — Wie er jetzt, wie der Kleine die Hände zusammenschlagen, und ohne Trost ... hinsinken; das bin ich nicht im Stande zu beschreiben.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm den letzten Wunsch, den die edle Mutter geäußert, und den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Treuherzig nimmt er ihre Hand: O Gertrud! wie mich die Mutter reuet; wie sie so gut war! daß sie noch

an das dachte! — Willst du auch ihre Bitte erfüllen, Gertrud?

Gertrud.

Ja, Rudi; so viel ich kann, will ich daran denken.

Rudi.

Gott wird dir's lohnen.

Gertrud wandte sich um, sah gen Himmel — O Gott! laß mich die Bitte dieser Frau nie vergessen, sagt sie still bei sich selbst, nimmt hierauf den Rudeli und alle seine Geschwister, küßt sie mit warmen Thränen, besorgt die Todte, und geht dann wieder in ihre Hütte.

Leonor und Gertrud waren jetzt wieder in ihrer Hütte, und die Kinder liefen dem Vater und der Mutter entgegen, baten und riefen: Wir wollen doch geschwind unsere Letzchen *) wiederholen! Mutter, komm doch geschwind, daß wir bald fertig werden!

Gertrud.

Warum so eifrig heute, ihr Lieben? Thut es noth?

Kinder.

Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir es können — mit dem Abendbrot — gelt, Mutter, wir dürfen? — Du hasts uns gestern versprochen.

Mutter.

Ich will gern sehen, wie ihr die Letzchen brav könnet.

Kinder.

Aber wir dürfen dann, Mutter?

Mutter.

Ja, wenn ihr fertig sein werdet.

---

*) Das, was ein Kind zu lernen hat, heißt in der Schweiz sein Letzchen; soll so viel heißen, als Lection.

Mutter.

Tröste dich, Rudi; du warst die Freude meiner Jugend, und jetzt bist du der Trost meines Alters; und nun danke ich Gott — deine Hände werden bald meine Augen schließen. Dann werde ich zu Gott kommen, und für dich beten; und Gott wird helfen; er wird mich erhören, und es wird dir wohlgehn ewiglich. — Denk an mich, Rudi.

Rudi.

O Mutter, liebe Mutter!

Mutter.

Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi.

Was doch, Mutter?

Mutter.

Ich will dir's sagen, Rudi; ich muß dir's sagen; es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen.

Rudi.

Was denn, o Mutter?

Mutter.

Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte, und aus seiner Tasche gebratene Erdäpfel aß. — Er gab auch seinen Geschwistern, und auch die aßen verstohlen. — Rudi, diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst hätte sie der Junge auf den Tisch geworfen, und hätte seinen Geschwistern laut gerufen — ach! er hätte auch mir einen zugebracht, wie er's tausendmahl machte. — Es ging mir allemahl ans Herz, wenn er mit etwas auf den Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Großmutter, iß auch! O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie dieser Gedanke mir seit gestern so schwer auf dem Herzen liegt! Wo ist er — bringe mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi.

O ich Elender!

Er läuft geschwind, sucht den Rudeli, und bringt ihn der Mutter ans Bett. — Die Mutter setzt sich mühselig auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt ihn in ihre Arme, drückt ihn an ihr Herz, senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben; — der Kleine weint laut.

Rudeli.

Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht? Ach, stirb doch nicht, Großmutter!

Mutter (gebrochen).

Ja, Rudeli, ich sterbe gewiß bald.

Rudeli.

Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter!

Sie muß sich wieder legen. — Der Knabe und sein Vater zerfließen fast in Thränen; sie erholt sich aber bald wieder, und sagt: Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege.

Rudeli.

Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter?

Mutter.

Thue nicht so, du Lieber! Ich sterbe ja gern, und ich werde ja dann zu einem lieben Vater kommen, bei dem es mir wohl sein wird. — Bald, bald, Rudeli, werde ich zu ihm kommen.

Rudeli.

O, wenn du stirbst, ich will mit dir sterben.

Mutter.

Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, wills Gott, noch lange leben und brav werden, und, wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hülfe und sein Trost sein. — Gelt, Rudeli, du willst ihm dann gern

thun, was du kannst, und was ihm Freude macht? Er thut mir jetzt auch, was er kann. — Versprichs mir!

Rubeli.

Ja gewiß, Großmutter; ich will recht thun — und folgen.

Mutter.

Aber, mein Kind! Gott im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht Alles, was wir thun.

Rubeli.

Ich weiß wol, Großmutter.

Mutter.

Warum hast du denn gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rubeli.

Ich wills nicht mehr thun, Großmutter! ich wills nicht mehr thun. Verzeih mir doch, Großmutter! Verzeih mir, o mein Gott! Großmutter!

Mutter.

Hast du sie genommen, die Erdäpfel?

Rubeli (schluchzend).

J—j—j—ja! Großmutter!

Mutter.

Wem hast du sie gestohlen?

Rubeli (schluchzend).

Dem — dem Mau — Maurer.

Mutter.

Du mußt jetzt zum Maurer, und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rubeli.

Großmutter, um Gotteswillen! ich darf nicht, ich darf nicht.

Mutter.

Du mußt — daß du's ein ander Mahl nicht mehr thuest. Um Gottes willen, mein Lieber, wenn dich schon hungert, nimm nichts mehr! Gott verläßt Niemand; er giebt allemahl wieder. O Rudeli, wenn du schon nichts hast, und nichts zu erwerben weißt, trau auf dem lieben Gott.

Rudeli.

O Großmutter, gewiß, gewiß will ich nicht mehr stehlen!

Mutter.

Nun so segne dich denn dein und mein Gott, auf den ich hoffe — er bewahre dich, du Lieber! (Sie drückt ihn an ihr Herz und weint.) Du mußt jetzt zum Maurer. Sag ihm, daß auch ich ihn um Verzeihung bitte. Rudi! geh mit dem Kleinen, sag, es sei mir leid, daß ich ihm die Erdäpfel nicht zurückgeben könne; sag ihm, ich wolle Gott bitten, daß er ihnen ihr Übriges segne; und du, Rudi, du wirst ihm einmahl einen Tag dafür arbeiten, damit er das Seine wieder erhalte.

Und eben da sie redete, klopfte der Vogt ans Fenster.

Die kranke Mutter erkannte den Vogt an seinem Husten und sagte: O Gott! Rudi — es ist der Vogt — gewiß ist das Brot und die Butter, woraus du mir die letzte Suppe gekocht hast, nicht bezahlt!

Rudi.

Um Gottes willen, es ist nichts daran gelegen; ich will ihm arbeiten, in der Ernte schneiden.

Mutter.

Ja, wenn er wartet.

Rudi geht aus der Stube zum Vogt, und die Kranke seufzet tief, redet bei sich selber und sagt: Seit unserm

Handel *) — Gott verzeihe ihm, dem armen verblendeten Tropf! — ist mir immer ein Stich ins Herz gegangen, wenn ich ihn sah; o Gott! und in meiner nahen Stunde muß er noch an mein Fenster kommen und husten — es ist Gottes Hand! — daß ich ihm verzeihe, daß ich den letzten Groll überwinde, daß ich für seine Seele bete. Ich will es thun: Verzeih ihm, Vater im Himmel! verzeih ihm!

Sie hörte jetzt den Vogt laut reden.

O Gott! er ist zornig. O du armer Rudi — um meinetwillen kommst du unter seine Hände! — Sie sinkt in Ohnmacht.

Rudeli springt aus der Stube zum Vater. O Vater, die Großmutter ist todt!

Rudi.

Herr Jesus! Vogt, ich muß gehen.

Vogt.

Ja, es thut Noth! Es ist kein Unglück, wenn die alte Hexe einmahl todt ist.

Rudi hörte nicht, was er sagte, und war schnell in der Stube. Seine Mutter erholte sich bald wieder, und wie sie die Augen öffnete, fragte sie:

War er zornig? Er will dir gewiß nicht warten?

Und Rudi antwortete: Es ist nichts weniger, als was du meinest; es ist etwas Gutes.

Die Mutter sieht ihn ernstlich an, und sagt wehmüthig: Redest du die Wahrheit, Rudi? oder willst du mich nur sonst so trösten? Was ist es?

---

*) Er hatte durch seine Ungerechtigkeit den Rudi um ein Stück Landes gebracht.

Rudi.

Der Junker hat mich zum Tagelöhner im Kirchbau bestellt. Ich habe des Tages 25 Kreuzer und auf ein Jahr Arbeit.

Mutter.

Ists auch gewiß?

Rudi.

Ja, Mutter, ganz gewiß.

Mutter.

Nun, ich sterbe leichter, Rudi, daß du siehst deiner Kinder Brot. Mein Ende ist mir jetzt so leicht! Du bist gut, mein lieber Gott — sei bis an ihr Ende auch ihr guter Gott! — Glaub nur, Rudi, ewig fest:

Je größre Noth,
Je näher Gott.

Rudi.

Wie sollte ichs vergessen, Mutter? Ich will jetzt gehen, und dir das Laub in die Decke holen.

Mutter.

Das hat nicht Eil. Es ist, Gottlob! wieder wärmer. Geh jetzt mit dem Kleinen zu Leonor. —

Rudi winkt dem Betli aus der Stube, und sagt ihm: Betli, gieb auf die Großmutter Acht. Wenn ihr etwas begegnet, so schicke Rendli mir nach. Ich bin bei dem Maurer.

Da nahm er den Kleinen an die Hand, und ging mit ihm in die Hütte Leonor's.

Der war noch bei seiner Arbeit, und Gertrud allein zu Haus, als sie kamen. Diese sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinst du? Warum weint der Kleine? fragte sie liebreich, und bot dem Kleinen die Hand.

O Gertrud! ich bin in einem Unglück. Aber du verzeihst mir.

Der Rudeli hat schon etliche Mahl aus Hunger von euren Erdäpfeln genommen. Endlich hats die Großmutter gemerkt, und er hats ihr bekannt, und sie schickt uns gleich, dich um Verzeihung zu bitten. Gertrud! sie ist auf dem Todbette, und bittet dich, daß du uns verzeihest! O Gott! wir können sie dir nicht wieder zurückgeben; aber ich will euch gern dafür arbeiten; verzeih uns!

Gertrud.

Schweig hievon, Rudi! Komm, du lieber Kleiner! versprich mir, daß du Niemand etwas mehr nehmen willst; (sie umarmt ihn) du hast eine brave Großmutter.

Rudeli.

Verzeihe mir, Frau! ich will, weiß Gott! nicht mehr stehlen.

Gertrud.

Mein Kind! thue das nicht mehr. Du weißt jetzt noch nicht, wie elend und unglücklich alle Diebe werden. Thu's doch nimmer, Kind! auch wenn dich hungert, nicht. Komm lieber zu mir, und wenn ich kann, will ich dir gern etwas geben.

Rudi.

Wills Gott, soll ihn der Hunger nimmer treiben, Frau! Ich habe jetzt bei der Kirche zu verdienen.

Gertrud.

Ich habs gehört, und es hat mich von Herzen gefreut.

Rudi.

Sag doch deinem Manne, ich wolle ihm treu und ehrlich arbeiten, früh und spät sein, und daß ich mir gern die Erdäpfel am Lohn abziehen lassen wolle.

Gertrud.

Rede nicht von dem, Rudi! Mein Mann hat, Gottlob! jetzt auch für ein Jahr Verdienst, und freut sich gewiß, wenns euch nur wohl geht. Aber ich muß mit dir zur alten Mutter, wenn sie so übel ist. —

Sie steckt dem Kleinen dürres Obst in die Tasche, und sagt ihm noch einmahl: O, Lieber! nimm doch Keinem etwas mehr; und geht dann mit Rudi heim.

Dieser nimmt noch etwas Laub unter einem Nußbaume, das er auf dem Ofen trocknen, und dann damit seinem Mutter die Decke füllen will.

Gertrud wartet auf ihn ein wenig unter dem Baume; und von da gehen sie geschwind zur kranken Mutter.

Gertrud grüßt sie, nimmt ihr die Hand, und weint. Die Kranke sieht sie weinen.

Du weinst, Gertrud? Wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?

Gertrud.

Du gute Kathri! Gott wird die Deinigen für dein gutes Herz belohnen, und für die Sorge, die du für sie trägst.

Mutter.

Hast du uns verziehen, Gertrud?

Gertrud.

Schweig hievon. Könnte ich deine Leiden erleichtern, ich würde es gern thun.

Mutter.

Du bist gut, Gertrud! Ich danke dir! Gott wird bald helfen. Rudeli! hast du sie um Vergebung gebeten? Hat sie dir verziehen?

Rudeli.

Ja, Großmutter; schau, wie gut sie ist! (Er zeigt ihr die Tasche voll dürren Obstes.)

Wie ich schlummere! (sagt die Großmutter). Hast du auch recht um Verzeihung gebeten?

Rudeli.

Ja, Großmutter!

Mutter.

Und es ist dir Ernst?

Rudeli.

Gewiß, gewiß, Großmutter!

Mutter.

Wie mich ein Schlummer übernimmt! Es dunkelt vor meinen Augen. (Sie wendet sich hierauf zu Gertrud): Ich muß eilen ... Ich kann fast nicht mehr ... Wenn ich todt sein werde ... Ger..trud, o gönne diesen Kindern — dann — diesen verlassenen Kindern, dann ... und wann auch ein gut Wort ... sie sind so verlassen! — (Sie streckt die Hand aus, die Augen brechen). — Rudeli! folg' ihr — Gertrud, darf ichs hoffen?...

Sie entschlummerte; und sie ist nicht mehr aus diesem Schlummer erwacht.

Gertrud vermuthete, daß es der Tod sei, und sagte es Rudi. — Wie er jetzt, wie der Kleine die Hände zusammenschlagen, und ohne Trost ... hinsinken; das bin ich nicht im Stande zu beschreiben.

Gertrud tröstete den armen Rudi, und sagte ihm den letzten Wunsch, den die edle Mutter geäußert, und den er in seinem Jammer nicht gehört hatte.

Treuherzig nimmt er ihre Hand: O Gertrud! wie mich die Mutter reuet; wie sie so gut war! daß sie noch

an das dachte! — Willst du auch ihre Bitte erfüllen, Gertrud?

Gertrud.

Ja, Rudi; so viel ich kann, will ich daran denken.

Rudi.

Gott wird dir's lohnen.

Gertrud wandte sich um, sah gen Himmel — O Gott! laß mich die Bitte dieser Frau nie vergessen, sagt sie still bei sich selbst, nimmt hierauf den Rudeli und alle seine Geschwister, küßt sie mit warmen Thränen, besorgt die Todte, und geht dann wieder in ihre Hütte.

Leonor und Gertrud waren jetzt wieder in ihrer Hütte, und die Kinder liefen dem Vater und der Mutter entgegen, baten und riefen: Wir wollen doch geschwind unsere Letzchen *) wiederholen! Mutter, komm doch geschwind, daß wir bald fertig werden!

Gertrud.

Warum so eifrig heute, ihr Lieben? Thut es noth?

Kinder.

Ja, wir dürfen dann, Mutter, wenn wir es können — mit dem Abendbrot — gelt, Mutter, wir dürfen? — Du hasts uns gestern versprochen.

Mutter.

Ich will gern sehen, wie ihr die Letzchen brav könnet.

Kinder.

Aber wir dürfen dann, Mutter?

Mutter.

Ja, wenn ihr fertig sein werdet.

---

*) Das, was ein Kind zu lernen hat, heißt in der Schweiz sein Letzchen; soll so viel heißen, als Lection.

Die Kinder freuten sich herzlich, und wiederholten, was sie in der Woche gelernt hatten, geschwind und gut.

Da gab die Mutter ihnen ihr Abendbrot, und zwei Schälchen Milch — sie nahm den Rahm nicht ab davon, denn es war ein Festtag.

Und da die Kinder jetzt aßen, nahm sie auch das Gritteli an ihre Brust.

Jetzt, während des Essens, ist es eine Herzensfreude der Kinder, sich zu erzählen, wem ein jedes sein Brot geben wolle. — Ich dem Rudeli, sagt das eine, ich dem Heinli, das andere, ich der armen Lise, ein drittes.

Keines ißt einen Mundvoll von seinem Brote, keines thut einen Brocken davon in seine Milch — sie essen alle die Milch ohne Brot — jetzt sind sie fertig. —

Noch liegt das Brot und das Messer neben der Mutter auf dem Tische, und Niklas schleicht sich vom Tische zu ihr hin: Du giebst mir doch noch einen Mundvoll Brot, Mutter?

Sie antwortet: Du hast schon, Niklas!

Niklas.

Ich muß es ja dem Rudeli geben.

Mutter.

Ich habe dirs nicht befohlen. Du darfst es essen, wenn du willst.

Niklas.

Nein, ich wills nicht essen. Aber du giebst mir doch noch einen Mundvoll?

Mutter.

Nein, gewiß nicht.

Niklas.

Ei — warum nicht?

Mutter.

Damit du nicht meinst, man müsse nur erst dann, wenn man den Bauch voll hat, und nichts mehr mag, an die Armen denken. — Man muß, wenn man recht brav sein will, selber Hunger und Mangel leiden können, wo es Noth thut, dem Armen an die Hand zu gehen.

Niklas.

Ja, Mutter, ists darum?

Mutter.

Ja, Kind. — Aber giebst du es ihm jetzt doch ganz?

Niklas.

Ja, Mutter, gewiß, gewiß! Ich weiß, er hungert entsetzlich, und ich mag es wol erleiden bis um sechs Uhr: dann essen wir zu Nacht.

Mutter.

Ja, Niklas — und ich denke, er hat dann auch nichts.

Niklas.

Ja, weiß Gott! er hat dann gewiß nichts zu Nacht.

Mutter.

Siehst du, Niklas, ob es nicht der Mühe werth sei, sich zu überwinden und an seinem eigenen Munde etwas zu ersparen, damit man auch dann und wann dem Armen seine große Noth und sein Elend leichter machen könne? — (Thränen sind dem Niklas in den Augen.)

Mutter.

Und du, Lise, giebst deines auch ganz weg?

Lise.

Ja, gewiß, Mutter!

Mutter.

Und du, Eve, giebst auch du deines so weg?

Eve.

Ja, freilich, Mutter!

Mutter.

Und du, Jones?

Jones.

Das denk' ich, Mutter!

Mutter.

Nun, das ist brav, Kinder! Aber wie wollt ihr es jetzt auch anstellen? Es hat Alles so seine Ordnung, und wenn man es noch so recht meint, so kann man eine Sache doch ganz unrecht anstellen.

Niklas.

Ich will laufen, was ich vermag, und ihn rufen; ich wills nur nicht in die Tasche stecken, Mutter, daß er's geschwind hat. Laß mich doch jetzt gehen, Mutter.

Mutter.

Wart noch ein wenig, Niklas! — Du, Lise, wie willst du es machen?

Lise.

Ich will es nicht so machen, wie Niklas. Ich winke den Beteli in eine Ecke, und verstecke das Brot unter mein Tuch, und geb's ihm, daß es Niemand sieht, nicht einmahl sein Vater.

Mutter.

Und du, Eve, wie willst du es machen?

Eve.

Weiß ichs — wie ich den Heinli antreffen werde? Ich werds ihm geben, wie's mir dann kommen wird.

Mutter.

Und du, Jones, du kleiner Schelm! Du lachst? Du hast Tücke im Sinn; wie willst du es machen?

Jones.

Ins Maul stecke ichs ihm, mein Brot, Mutter! wie du mir's machst, wenn du lustig bist. — Er muß mir die Augen zuthun, und das Maul auf — dann lege ichs ihm zwischen die Zähne. — Er wird lachen, Mutter, gelt! er wird lachen?

Mutter.

Das ist Alles recht, Kinder! Aber ich muß euch doch etwas sagen: ihr müßt das Brot den Kindern still und allein geben, daß es Niemand sehe, und man nicht meine, ihr wollet nach Ruhm haschen; denn das würde gar unartig sein.

Niklas.

Potz tausend, Mutter! so muß ich mein Brot auch in die Tasche thun.

Mutter.

Das versteht sich, Niklas!

Lise.

Ich habe mir das wol eingebildet, Mutter! und sagte es vorher — ich wollte es so machen.

Mutter.

Du bist immer die allerwitzigste, Lise; ich habe nur vergessen, dich dafür zu rühmen — du thust also wohl, wenn du mich darum mahnst.

Lise erröthete und schwieg. — Da sagte die Mutter: Ihr könnt jetzt gehn, Kinder! Aber denkt an das, was ich euch sagte. Da gingen die Kinder.

Niklas läuft und springt, was er vermag, die Straße hinunter zu des Rudeli's Hause. Er trifft ihn nicht auf der Gasse an, hustet, räuspert sich, ruft ihm — aber er kommt nicht ans Fenster.

Niklas sagt zu sich selber: Was soll ich jetzt machen? Soll ich in die Stube? Aber ich solls ihm allein geben;

ich will doch gehn, und ihm nur sagen, daß er heraus auf die Gasse komme.

Der Rudeli saß eben mit seinen Geschwistern neben dem offenen Sarge der lieben gestorbenen Großmutter, und der Vater und die Kinder redeten alle mit Thränen von der großen Treue und Liebe, die ihnen die Mutter in ihrem Leben erzeigt habe — und der Vater und der Rudeli weinten ob dem letzten Kummer der guten Frau, wegen der Erdäpfel, und versprachen vor dem offenen Sarge der Großmutter ihrem lieben Gott im Himmel, in keiner Noth, auch wenn sie noch so sehr hungern würden, irgend einem Menschen mehr etwas zu stehlen.

Niklas öffnet eben die Thür, sieht die Gestorbene, erschrickt und läuft wieder aus der Stube. Der Rudi aber, der ihn sah, denkt, Leonor wolle ihm etwas sagen lassen, läuft dem Knaben nach, und fragt ihn, was er wolle?

Nichts, nichts, antwortete Niklas; nur mich mit dem Rudeli lustig machen, hätte ich wollen — aber er betet jetzt.

Rudi.

Das macht nichts; er ist bald fertig, wenn du zu ihm willst.

Niklas.

Laß ihn doch auf die Gasse.

Rudi.

Es ist ja so kalt auf der Gasse; komm zu ihm in die Stube.

Niklas.

Ich mag nicht, Rudi; laß ihn nur auf einen Augenblick hinunter.

Rudi.

Ich mags wol leiden.

Niklas ging jetzt mit dem Rudi bis an die Stuben=

thür, und rief dem Rudeli: Komm doch einen Augenblick mit mir auf die Gasse!

Rudeli.

Ich mag jetzt nicht. Man nimmt mir sie ja fort, dann komme ich nicht mehr zu ihr in meinem Leben.

Niklas.

Nur einen Augenblick!

Rudi.

Geh doch einen Augenblick, und sieh, was er will.

Der Rudeli geht zu ihm hinaus. Niklas steckt ihm das Brot in die Tasche und läuft fort.

Der Rudeli ruft ihm nach: Danke doch deinem Vater und deiner Mutter!

Niklas kehrt sich um, und sagt: Schweige doch, es muß es niemand wissen; und läuft wie ein Pfeil um die Hausecke herum.

Lise ging indessen allgemach in ihrem Schritte ins obere Dorf zu des Marren Beteli — er stand eben am Fenster.

Lise winkt ihm, und er schleicht still aus der Stube zu ihr hinunter.

Lise.

Du, ich habe dir da Brot.

Beteli
(streckt zitternd die Hand danach).

Du bist gut, Lise! Es hungert mich — aber warum bringst du mir jetzt Brot?

Lise.

Weil du mir lieb bist, Beteli! Wir haben jetzt genug Brot; mein Vater muß die Kirche bauen.

Beteli.

Meiner auch.

Lise.

Ja, aber deiner ist nur Handlanger.

Beteli.

Das ist gleichviel, wenns nur Brot giebt.

Lise.

Habt ihr großen Hunger leiden müssen?

Beteli.

Ach! wenns nur jetzt besser wird!

Lise.

Was habt ihr zu Mittage gehabt?

Beteli.

Ich darfs nicht sagen.

Lise.

Warum nicht?

Beteli.

Wenns der Vater vernähme, es würde mir —

Lise.

Ich würde es ihm dann gerade auch sagen; du Närli!

Beteli nimmt ein Stück ungekochte Rüben aus dem Sack, und sagt: Sieh da, Lise!

Lise.

Herr Jesus! sonst nichts?

Beteli.

Nein, weiß Gott! jetzt schon zwei Tage.

Lise.

Und du darfst das niemand sagen, und von niemand was heischen?

Beteli.

Ach Gott! wenn er wüßte, was ich dir jetzt gesagt, wie würde es mir gehen!

Lise.

Aber warum sollst du es denn nicht sagen?

Beteli.

Weil das so aussehen würde, als wenn wir betteln wollten; und das sollen wir nicht.

Lise.

Nun, so iß doch das Brot, eh du wieder hinein mußt.

Beteli.

Ja, ich muß bald gehn, sonst fehlts —

Er ißt das Brot, und eben öffnet der Narr die Thür.

Beteli schluckt erschrocken den ungekaueten Bissen hinunter, und die Lise läuft geschwind davon.

Eve trifft den Heinli unter seiner Hausthüre an, und sagt ihm: willst du Brot?

Heinli.

Ja, wenn du was hast.

Eve giebts ihm, er dankt, und Eve geht wieder fort. Der Jones aber schleicht um Michels Haus herum, bis das Bäbeli ihn sieht und herabkommt. Was machst du da, Jones? sagt Bäbeli.

Jones.

Ich möchte etwas Lustiges machen, Bäbeli!

Bäbeli.

Ich will mit dir etwas Lustiges machen.

Jones.

Wenn du thust, was ich will, so geht es gewiß lustig.

Bäbeli.

Was denn?

Jones.

Thu's Maul auf und die Augen zu.

Bäbeli.

Ja, du thust mir etwas Wüstes ins Maul.

Jones.

Nein, das thue ich nicht, Bäbeli, gewiß nicht!

Bäbeli.

Ja, aber wenn du ein Schelm bist!

Es thut die Augen ganz zu; flugs schiebt ihm Jones das Brot in den Mund, und läuft fort.

Das Bäbeli nimmt das Brot aus dem Munde und sagt: das war lustig; sitzt nieder und ißts.

Nun waren Leonor's Kinder alle wieder heim.

Sie erzählten dem Vater und der Mutter, wie es ihnen gegangen war, und waren sehr munter; Lise allein erzählte wenig, und war nicht munter.

Und nun betete Gertrud mit ihren Kindern, gab ihnen ihr Nachtessen, und begleitete sie zur Ruh. —

Gertrud und Leonor lasen noch eine Stunde in der Bibel und im Gebetbuche — und es war ihnen wohl am Abend des heiligen Festes.

Lied einer Schnitterinn.

Laß dich schneiden, laß dich schneiden,
 Ernte, reif und warm;
Sieh, ein Mädchen voller Freuden
 Sammelt dich in Arm!

Daß sich Fleiß und Arbeit nähre,
 Reift dich Sonnenstrahl:
Falle, falle, goldne Ähre!
 Alles fällt einmahl.

Abends bind't man dich in Garben,
Führt dich jauchzend heim;
Menschen kamen auch und starben;
Alles kehret heim.

Einst auch fall' ich Schnittermädchen
So dahin, dahin —
Und es regt sich wol kein Blättchen,
Daß ich nicht mehr bin.

Aber Frühlingsodem wehet
Über Grab und Flur,
Und aus todter Hülle gehet
Schönere Natur.

Falle, falle, goldne Ähre,
Reif vom Sonnenstrahl:
Trink zur Letze diese Zähre,
Unter Sang im Thal.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbers werth gemacht,
Floh einstens, nach verlorner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
Traf einen Eremiten an,
Und wurde von dem frommen Mann
Nebst seinem Reitknecht aufgenommen;
Doch Beider Tod war nah.

Ach, fing der Reitknecht an,
Werd' ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe, leider! nichts gethan,
Als meines Herren Vieh getreu in Acht genommen,
Ich armer, ich unwürd'ger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach, er hat viel gethan!
Er hat drei Könige bekriegt,
In sieben Schlachten stets gesiegt,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Einsiedler sah drauf den Helden kläglich an,
Und sprach: Warum habt ihr denn alles dies gethan?

Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Und, was ich bin, ein Held zu sein.

O, fiel der alte Mann ihm ein,
Deßwegen mußtet ihr so vieles Blut vergießen?
Ich bitt' euch, laßt's euch nicht verdrießen,
Ich sag' es euch auf mein Gewissen,
Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
Hat wirklich mehr, als ihr, gethan.

Betrachtung über einen Vogel.

Ich beobachtete neulich aus meinem Gartenhause ein Vögelchen, das sich, innigst vergnügt, auf den Rand eines Blumentopfs, unter einem blühenden Pameranzenbaume, niedersetzte.

Unwissend, daß es in seiner Einsamkeit belauscht wurde, überließ es sich allen den Empfindungen, welche Unschuld, Sicherheit und die wirksame Kraft der schönen Natur in allen empfindsamen Wesen erwecken.

Es sonnte seine Flügel in den erquickenden Strahlen der Morgensonne, haschte ein vorbeieilendes Würmchen, hüpfte vor Freuden von einer Seite des Randes auf die andere, und ergetzte sich an noch einem Vogel seiner Art, der unten zu seinen Füßen auf dem Erdboden im zarten Triebsande hackte, und entweder einer seiner Gespielen, eins seiner Kinder, oder vielleicht gar seine Gattinn sein mochte.

Nach ungefähr fünf Minuten flog es aus diesem engen Bezirke eines kleinen Gartens wieder in die weiten Grenzen der Natur, zu seiner eigentlichen Bestimmung, um unter unzähligen Freuden sein schuldloses Leben fortzusetzen.

Mir kam dieser kurze Aufenthalt des Vogels, auf dem Rande einer zerbrechlichen Scherbe, als die kurze Wallfahrt der Menschen in diesem Leben, und der weite Raum der ganzen Natur als die Ewigkeit vor.

Wie manche Annehmlichkeit genießen wir schon auf der Scherbe, die wir hier bewohnen! Aber wie viel tausend Herrlichkeiten mehr werden wir dann schmecken, wann sich unsre Seele, durch einen raschen Flug, in die höhern und unermeßlichen Kreise der Ewigkeit erheben wird!

Gespräch zwischen Vater und Sohn.

Sohn.

Schon wieder Tag und Nacht gleich! Es ist doch kaum ein halbes Jahr, da Sie mir sagten, wir hätten

heute das Äquinoctium oder die Nachtgleiche *). Der längste und kürzeste Tag kommen doch jährlich nur einmahl.

Vater.

Wunderlicher Knabe! Eben davon kommts, daß Tag und Nacht jährlich zweimahl gleich sind. Vom kürzesten Tage bis zum längsten muß solches einmahl, und vom längsten bis zum kürzesten Tage wieder einmahl, und also jährlich zweimahl erfolgen.

Sohn.

Bin ich nicht albern gewesen! Ja, wenn ein Jahr nur vom kürzesten bis zum längsten Tage dauerte, so hätten wir auch nur einmahl Nachtgleiche.

Vater.

Laß dir deine unbedachtsame Frage nicht leid sein; du kannst etwas sehr Nützliches dabei lernen.

Sohn.

Was denn?

Vater.

Das menschliche Leben hat Glück und Unglück. Wir wollen das Glück als die längern, das Unglück hingegen als die kürzern, traurigen Tage ansehen, die Zeit aber, die ohne großes Glück und Unglück, d. i., die auf eine sanfte Art in stiller Zufriedenheit hinfließt, als Tage der Nachtgleiche betrachten. Diese letzten werden sich also in deinem Leben gegen jene, wie zwei zu eins, verhalten. Grund genug zur dankbaren Anbetung der Vorsehung für das wohlthätige Geschenk deines Lebens.

---

*) Die Zeit im Jahre, da Tag und Nacht einander völlig gleich sind, indem der eine wie der andere gerade nur 12 Stunden dauert.

Ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeiten dieser Welt.

Jeannot und Colin lernten Beide zu gleicher Zeit Lesen bei dem Schulmeister eines Dorfes in Frankreich.

Jeannot war der Sohn eines Mannes, der mit Mauleseln handelte; Colin hingegen verdankte sein Dasein einem braven Ackersmanne.

Diese beiden Knaben liebten sich sehr, und nur dann sah man sie recht vergnügt, wenn sie beisammen waren, mußten sie sich aber trennen, so war's ihnen Beiden so bange ums Herz, daß man sie oft mit Thränen von einander scheiden sah.

Ihre Schuljahre waren beinahe verflossen, als der Schneider dem Jeannot ein Kleid von Sammet, mit einer goldgestickten Weste, und einen Brief von seinem abwesenden Vater brachte, der zur Überschrift hatte: An den jungen Herrn von Jeannotière.

Colin bewunderte das schöne Kleid, und war ganz und gar nicht eifersüchtig darüber; aber Jeannot machte, von der Zeit an, ihm ein vornehmes Gesicht, und darüber betrübte sich der gute Junge.

Von nun an gab Jeannot sich gar keine Mühe mehr, etwas zu lernen, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu, und fing an — o der Unverständige! — alle andere Leute gegen sich gering zu schätzen.

Einige Zeit danach kam ein Kammerdiener in einem halben Postwagen, mit einem zweiten Briefe: An den jungen Herrn Marki von Jeannotière an.

Dieser Brief enthielt einen Befehl des Herrn Vaters an den Herrn Sohn, nach Paris zu kommen.

Jeannot stieg in die Kutsche, indem er mit vornehmer Miene dem armen Colin die Hand reichte, als wenn er ihn seiner Gnade versichern wollte.

Colin fühlte sein Nichts, und weinte. Jeannot fuhr in aller Pracht seiner neuen Herrlichkeit davon.

Du wirst nicht wissen, lieber junger Leser, woher diese plötzliche Veränderung gekommen sei. Höre also an.

Jeannot, der Vater, hatte durch allerlei Ränke in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zusammengebracht. Er kaufte sich bald darauf in den Adelstand, und da hieß man ihn denn den Herrn von Jeannotière.

Er kaufte sich bald darauf ein Markisat; und von der Zeit an hieß er der Marki von Jeannotière.

So standen nun die Sachen, da er seinen Sohn, den jungen Marki von Jeannotière, zu sich kommen ließ.

Colin liebte seinen erhöheten Freund noch eben so zärtlich, als zuvor; er schrieb ihm einen Glückwunschbrief, aber der junge Marki antwortete ihm nicht. Colin wurde vor Betrübniß darüber krank.

Der Marki von Jeannotière wollte nun seinem Sohne eine glänzende Erziehung geben, aber seine Frau Gemahlinn wollte nicht zulassen, daß er Latein lerne; denn, sagte sie, es werden ja nur Französische Opern und Komödien gespielt.

Man wollte ihm die Erdbeschreibung lehren, aber die Frau Markisinn sprach: Wozu das? Die Postknechte werden den Weg nach seinen Gütern wol ohne ihn zu finden wissen.

Man redete davon, daß er die Geschichte lernen müsse. Possen! antwortete die Frau Markisinn; wenn er nur weiß, was sich an jedem Tage in Paris zuträgt, was braucht

er sich um die vergangenen Zeiten und um andere Länder zu bekümmern?

Aber ein wenig Rechenkunst, meinte der Herr Marki, könnte dem jungen Herrn doch wol nicht schaden!

Gehen Sie! antwortete die Frau Markisinn; wozu wird er denn einen Homme d'Affaires*) halten, wenn er seine Ausgaben und Einnahmen selbst berechnen soll?

Da sich nun also der junge Herr mit nichts, als mit seinem Putze zu beschäftigen hatte, so war es sehr natürlich, daß der Müßiggang ihn bald in Ausschweifungen und Laster stürzte.

Er verschwendete große Summen, um sich nichtswürdige Vergnügungen zu erkaufen, welche in seiner wüsten Seele nur Überdruß, Ekel und Reue zurückließen, indeß seine unverständigen Ältern eben so viel daraufgehen ließen, um für Leute von Stande gehalten zu werden.

Eine junge Witwe von Stande, die nur wenig Vermögen besaß, faßte den großmüthigen Entschluß, die großen Reichthümer des Herrn von Jeannotière sich selbst zuzueignen, und in dieser Absicht den jungen Marki zu heirathen.

Der Marki und die Markisinn, welche von den Gesinnungen der Dame gegen ihren Sohn unter der Hand benachrichtiget waren, schätzten sich glücklich, mit einer so vornehmen Familie in Verbindung zu gerathen, und nahmen den Vorschlag mit beiden Händen an.

Schon war der Tag zur Hochzeit festgesetzt, schon

---

*) Einen Mann, der seines Herrn Hauswesen besorgen, und Rechnung darüber führen muß, mit einem Worte, einen Haushofmeister.

nahm der junge Marki die Glückwünschungen bei seiner künftigen Gemahlin an, als plötzlich der Kammerdiener seiner Frau Mutter ganz außer Athem ins Zimmer trat.

Was giebts? rief ihm der junge Marki entgegen.

Etwas, antwortete der Kammerdiener, was Sie sich wol nicht haben träumen lassen. Die Gerichtsbedienten leeren das Haus Ihres Herrn Vaters aus. Die Gläubiger bemächtigen sich aller seiner Habseligkeiten, und man spricht sogar von Gefängniß. Ich für meinen Theil eile zurück, um mich für meine Dienste bezahlt zu machen.

Ich muß doch sehen, sagte der junge Marki, was das ist, wovon der Kerl träumt.

Ja, gehen Sie, erwiederte die Dame, und setzen Sie den unverschämten Kerlen die Köpfe zurecht. Geschwind, Marki!

Der Marki lief, kam an, und fand, daß sein Vater schon in Verhaft genommen war. Alle Bedienten waren davongelaufen, und hatten, so viel sie konnten, mit sich genommen.

Er fand seine Mutter ganz allein, ohne Beistand, ohne Trost, weinend über ihre vorigen Thorheiten und über ihr jetziges Elend.

Verzweifeln Sie nicht, rief ihr der junge Marki zu; meine Braut liebt mich unaussprechlich. Sie ist großmüthig, und wird Ihnen mit ihrem Vermögen beispringen. Ich eile, sie herzubringen.

Er ging; aber wie erstaunte er, da die falsche Geliebte ihn folgendermaßen empfing:

Wie, Herr Marki! sind Sie's? Was wollen Sie hier? Ists recht, seine Mutter so im Stiche zu lassen? Geschwind kehren Sie wieder zurück! Sagen Sie ihr, daß

ich ihr immer noch recht gut bin, daß ich eine Kammerfrau nöthig haben, und daß ich sie allen Andern vorziehen werde.

Der Marki stand wie versteinert da; mit dem bittersten Unwillen blickte er auf sie herab, verließ sie, und eilte nach Denen, welche seines Vaters Vermögen hatten verzehren helfen, und die er deßwegen für die wärmsten Freunde seiner Familie hielt.

Diese empfingen ihn mit erzwungener Höflichkeit, versprachen ihm zu dienen, ließen ihn aber leer von sich gehen.

Einige Zeit nachher schienen sie ihn gar nicht mehr zu kennen.

Der Zustand des armen Marki war jetzt der kläglichste von der Welt. Ohne Mittel und ohne alle Geschicklichkeit, sich seinen Unterhalt zu erwerben, was sollte er anfangen?

Indeß er eines Tages ganz verzweiflungsvoll herumirrt, sieht er einen alten, schwerbepackten Reisewagen, mit ledernen Vorhängen, langsam herbeirollen, und hinter ihm vier eben so schwer beladene Lastwagen.

In der alten Reisekutsche saß ein junger, grob gekleideter Mann, mit einem runden, frischen Gesichte, aus welchem Gefälligkeit und Freude strahlten.

Sein kleines, braunes Weibchen, eben so grob gekleidet, als er, saß neben ihm.

Der Zug ging langsam genug, um dem reisenden Manne Zeit zu lassen, den schwermuthsvollen Marki mit Gemächlichkeit zu betrachten.

Himmel! rief er plötzlich aus, was sehe ich? Ist das nicht Jeannot? Ja, wahrhaftig, er ists, er ists!

Mit diesen Worten that der kleine runde Mann einen

Satz aus dem Wagen, und hing seinem alten Freunde schon am Halse, ehe dieser noch einmahl die Zeit gehabt hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehen.

Jetzt erkannte er ihn, es war — Colin! Thränen der Reue und der Scham benetzten sein Gesicht; er war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Du bist mir untreu geworden, sagte Colin, aber sei du immer großer Herr, so viel du willst, ich werde dich dennoch lieb behalten.

Jeannot, gerührt und beschämt, erzählt ihm einen Theil seiner Geschichte unter unaufhörlichem Schluchzen.

Komm, Närrchen, sagte Colin, im Gasthofe sollst du mir das übrige erzählen. Umarme mein kleines Weibchen; wir speisen diesen Mittag zusammen.

Alle Drei gehen jetzt zu Fuß voran, das Gepäck folget ihnen nach.

Wem gehört denn alle diese Geräthschaft? fragte Jeannot. Ist sie die deinige?

Ja, erwiederte Colin; Alles mein und meiner Frau. Wir kommen so eben aus der Provinz. Ich bin der Vorsteher einer großen Schmelzhütte.

Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmannes geheirathet; wir arbeiten viel, und Gott segnet uns. Wir haben unsere Art zu leben nicht geändert, sind glücklich, und wollen gern unserm Freunde Jeannot helfen.

Aber du mußt nicht mehr Marki sein; hörst du? Glaube mir, ein wahrer Freund ist mehr werth, als alle Herrlichkeit dieser Welt.

Du sollst mit mir nach unserm Vaterlande ziehen, da will ich dir mein Handwerk lehren, welches nicht schwer zu lernen ist. Dann sollst du mein Gehülfe werden, und

wir wollen in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, recht froh mit einander leben.

Jeannot war außer sich; er fühlte eins ums andere, Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Scham, und sagte zu sich selbst:

Alle meine Freunde aus der sogenannten schönen Welt haben mich im Stiche gelassen, und dieser Colin, den ich Unverständiger verachtete, kommt nun allein, mir zu helfen. Welche Lehre für die Zukunft!

Colin merkte, daß das Schicksal des Vaters seinem Freunde am Herzen lag, und sagte daher:

Für deine Mutter soll sogleich gesorgt werden, und was deinen Herrn Papa betrifft, so verstehe ich mich ein wenig auf Rechtshändel, und ich mache mich anheischig, ihn aus seinem Gefängnisse zu befreien.

Wirklich kam er bald damit zu Stande, ihn aus den Händen seiner Gläubiger zu erlösen.

Jeannot begleitete ihn darauf, nebst seinen Ältern, in ihr gemeinschaftliches Vaterland; ihre Titel ließen sie zurück, und fingen an, ihr voriges Gewerbe zu treiben.

Jeannot heirathete Colins Schwester, die von eben so zufriedener Gemüthsart war, und eben so einfache Sitten hatte, als ihr Bruder. Nothwendig mußte sie also ihren Gatten glücklich machen.

Ältern und Sohn waren nunmehr überzeugt, daß das Glück der Menschen nicht in Eitelkeit, sondern in einem mäßigen, arbeitsamen und tugendhaften Leben besteht.

Wohl dem jungen Menschen, der dies frühzeitig aus ihrem Beispiele lernt!

Über die Sparsamkeit der Natur.

Auf daß nichts umkomme! Ohne Zweifel ist dieser Grundsatz eine von den unzählbaren Absichten gewesen, die der Schöpfer bei der Einrichtung der Welt vor Augen hatte.

In tausend Fällen offenbaret sich die Sparsamkeit der Natur. Es ist nichts so geringe, nichts so abgenützt, was in dem großen Reiche Gottes nicht noch zu irgend Etwas gut wäre.

Ich ward an einem, von Tannenholze verfertigten und schon etliche Jahre gebrauchten, Nelkenstabe gewahr, daß seine ganz graue und mürbe gewordene Oberfläche an vielen Orten bis auf das durchscheinende frischere Holz benagt war.

Indem ich über die Ursache dieser Wirkung nachsann, sah ich eine Wespe, die um den Stock herumflatterte.

Ich wollte sie fortscheuchen; aber alsobald fiel mir ein, daß einst Réaumur*) den Wespen an den Fensterrähmen ihr Kunststück abgesehen, wie sie von den mürben Holzspänchen die Materie zum Bau ihrer Nester bereiten.

Ich ließ sie also ganz ungestört, und sie machte mir die Freude, ihre Arbeit vor meinen Augen fortzusetzen.

In der Zeit von einer halben Minute hatte sie an mehr als einem Orte verschiedene Stellen des Holzes benagt, und nachdem sie diese zarten Spänchen in ihrem Munde gesammelt hatte, flog sie davon.

Die graue, löschpapierartige Hülle also, womit dieses

*) Ein Mann, der die Natur fleißig beobachtete.

Geziefer, auch die grössern Hornisse, ihre Nester umgeben, und woraus sie selbst auch ihre Zellen bereiten, ist von solchem, dem Moder nahen Holze verfertiget, das sie mit einem kleberichten Safte, den sie bei sich haben, eben so künstlich, als die Papiermüller, zu einem für sie so brauchbaren Gewebe machen.

Nachdem die Farbe des Holzes, oder der Baumrinde beschaffen ist, nachdem fallen auch ihre Nester aus. Ich habe große Hornissennester gesehen, die von hell- und dunkelbraunem Baste mit wellenförmiger Verschattung so artig gebauet waren, daß es jeden Beschauer in Verwunderung setzte.

Was also der Mensch nicht mehr nützen kann, das gebraucht die Natur oft noch zu großen Absichten, und hat es ganzen Familien von Geschöpfen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse angewiesen — auf daß nichts umkomme!

Die muthige Freundschaft.

Zwei Reisende, der Eine ein Spanier, der Andere ein Franzose, hatten Beide das Unglück gehabt, in die Sklaverei zu Algier zu gerathen. Der Erste hieß Antonio, Roger der Andere.

Zufälliger Weise wurden Beide zu einerlei Arbeiten gebraucht.

Freundschaft ist die beste Trösterinn der Unglücklichen. Antonio und Roger waren durch die engsten Bande derselben verknüpft, und genossen in der traurigsten Lage ihrer ganzen Süßigkeit.

Sie klagten sich einander ihre Noth, und trösteten sich

wechselsweise. Sie unterhielten sich während der Arbeit von ihren beiderseitigen Familien, von ihrem Vaterlande, und von der Freude, die sie empfinden würden, wenn sie jemahls das Glück haben sollten, wieder frei zu werden.

Dann weinte jeder seinen Schmerz über ihr gegenwärtiges Elend an des andern Busen aus, und die Erleichterung, die sie danach fühlten, machte sie stark genug, ihre Ketten und die mühseligen Arbeiten, die man ihnen auferlegte, mit Geduld zu ertragen.

Sie arbeiteten aber an der Anlegung eines Weges, der durch felsiges Gebirge geführt werden sollte.

Eines Tages hielt der Spanier in seiner Arbeit ein, ließ seine ermatteten Arme sinken, und warf einen aufmerksamen Blick nach dem Meere hin.

Plötzlich fiel er seinem Freunde um den Hals, und rief mit Entzücken aus: Siehst du, Lieber, dort am fernen Gesichtskreise ein Schiff erscheinen?

Roger sah hin, nahm das Schiff in der Ferne wahr, konnte aber doch noch nicht begreifen, warum sein Freund darüber so außer sich vor Freuden war. Er fragte ihn also darum, und Antonio antwortete:

Dieses Schiff ist hoffentlich ein kristliches. Nach seinem Laufe zu schließen, wird es nahe bei dieser Küste vorbeisegeln, und aller Wahrscheinlichkeit nach hier nicht vor Anker gehn.

Roger. Nun?

Antonio. Wenn es nun dieser Küste gegenüber sein wird, so stürzen wir uns von dieser Felsenspitze hinab ins Meer, schwimmen nach dem Schiffe hin, und dann, du Theurer, dann hat unser Elend ein Ende! Wir werden frei sein, und in kurzem unser Vaterland, unsre Ältern, unsre Freunde wiedersehen.

Hier stürzte er sich seinem Freunde abermahls in die Arme, und benetzte mit Freudenthränen seine Wangen.

Aber Roger stimmte nicht in sein Entzücken ein. Er sagte nur:

Wenn du dich retten kannst, mein Lieber, so werde ich mein eigenes Elend künftig ruhiger ertragen!

Antonio. Wie meinst du das, Roger?

Roger. Ich selbst werde dich nicht begleiten können, werde allein zurückbleiben müssen.

Antonio. Ich verstehe dich nicht.

Roger. Wie könnte ich mit dir hinabspringen, da ich niemahls schwimmen gelernt habe?

Antonio. So habe ichs gelernt! An meinem Gürtel sollst du dich halten. Die allgewaltige Freundschaft wird meine Nerven stärken; ich werde dich und mich auf der Oberfläche des Wassers zu erhalten im Stande sein.

Roger. Das wirst du nicht. Unmöglich kann ich zugeben, daß du dich der augenscheinlichsten Lebensgefahr aussetzest.

Antonio. Gesetzt nun auch, ich unterläge der Größe unsers kühnen Unternehmens; ists denn nicht besser, wir sterben Beide in Einem Augenblicke, als daß der Eine im Elende zurückbleibt, und daß dem Andern, durch die stete Erinnerung daran, sein ganzes Leben verbittert werde? — Aber wozu diese ängstlichen Besorgnisse? Unsere Freundschaft wird, wie gesagt, mich stärken, und mich fähig machen, mit meinen wohlgeübten Kräften Wunder zu thun. Aber ich merke, daß unsere Henker uns beobachten; wir müssen uns trennen, Lieber; wenn das Schiff nahe genug ist, bin ich wieder bei dir.

Mit diesen Worten verließ er ihn.

Sein Freund fühlte die heftigsten Gemüthsbewegungen. Liebe zur Freiheit, und sehnsuchtsvolles Verlangen, seine Ältern wiederzusehen, riethen ihm, das großmüthige Anerbieten seines Freundes anzunehmen. Aber der Gedanke an die gedoppelte Lebensgefahr, die derselbe zu seiner Rettung übernehmen müßte, machte ihn schaudern.

Nein, nein, sagte er endlich zu sich selbst, und wäre deine Drangsal noch einmahl so groß, als sie wirklich ist, und wäre auch alle Hoffnung, aus diesen Ketten erlöset zu werden, auf immer verschwunden, so sollst du doch nicht zugeben, daß dein Freund um deinetwillen sein edles Leben wage.

Antonio werde glücklich, wie er es zu sein verdient. Ich will bleiben, will leiden, bis der Tod meinem unglücklichen Leben ein Ende machen wird.

So Roger. Indeß durchschnitt das herannahende Schiff mit günstigem Winde die Wellen, und nach einigen Stunden war es dem Orte, wo die beiden Freunde ihre Sklavenarbeit verrichteten, meist gegenüber.

Antonio bemerkte es; zum Glück hatten seine harten Aufseher sich etwas entfernt; er nützte diesen Augenblick, flog zu seinem Freunde und sprach:

Jetzt, lieber Roger, ist es Zeit! Deine Hand, und dann auf immer fort von dieser verhaßten Küste!

Roger. Nein, mein Freund; nie werde ich mich entschließen, in dein großes Anerbieten zu willigen. Auf, Bester, rette dich allein, und erinnere dich in glücklichen Stunden an unsere Freundschaft.

Mit diesen Worten fiel er dem Antonio in die Arme, und vergoß einen Strom von Thränen.

Antonio. Du weinst, Roger? Nicht Thränen,

Muth und geschwinde Entschließung haben wir nöthig. Widersetze dich nicht länger. Noch ein paar Minuten, und wir sind auf immer verloren. Wähle, Freund: entweder laß dich von mir führen, oder ich stürze mich vor deinen Augen von diesem Felsen in die tiefe Kluft hinab, um meinem Leben ein Ende zu machen.

Roger wirft sich ihm zu Füßen, will noch einmahl ihm Vorstellungen machen; aber Antonio blickt zärtlich auf ihn nieder, hebt ihn auf, umschlingt ihn mit seinem Arme, erreicht in vollem Laufe den Gipfel des Berges, und stürzt sich getrost mit ihm hinab in die schäumenden Wogen.

Beide gehen zu Grunde, bald aber erscheint der Spanier wieder auf der Oberfläche, und mit ihm sein Freund, den er im Herabspringen beschworen hatte, sich fest an seinem Gürtel zu halten.

Antonio rafft alle seine Kräfte zusammen, und arbeitet mit unglaublicher Anstrengung dem Schiffe entgegen.

Zum Glück bemerkte man den Vorfall auf dem Schiffe, doch ohne zu wissen, was er zu bedeuten habe.

Aber auch den Aufsehern der beiden Entronnenen bleibt ihre Flucht nicht verborgen. Sie springen plötzlich in ein Boot, um die Flüchtlinge wieder einzuholen.

Antonio bemerkt die Gefahr, und verdoppelt sein Bestreben, den Nacheilenden zu entgehen. Auch Roger hat sich umgesehen, und da er an der Möglichkeit, den Nacheilenden zu entrinnen, verzweifelt, so ruft er seinem Freunde zu:

Rette dich, Lieber; ich erschwere dir deine Arbeit!

Mit diesen Worten läßt er den Gürtel fahren, und sinkt hinab in den Abgrund des Meers, Antonio ihm nach, ergreift ihn, da er eben den Geist aufgeben will, und Beide bleiben eine Zeit lang unsichtbar.

Das nacheilende Boot hält an, ungewiß, wo die beiden Schwimmer geblieben sind.

Unterdeß hatte man auch von dem Schiffe ein Boot ausgesetzt, und ruderte heran.

Nach einer kurzen Zeit erscheint der Spanier wieder mit seiner geliebten Beute auf den Wellen, und Diejenigen, welche zu seiner Rettung abgesandt waren, eilen um desto mehr, sie zu erreichen.

Aber nun sind Antonio's Kräfte ganz erschöpft. Er hört, daß man aus dem Boote ihm zuruft; er faßt noch einmahl Muth, kämpft, ermattet von neuem, und ist eben im Begriff, zu versinken, als das Boot herbeischwankt, und ein hülfreicher Arm seinen und seines Freundes Untergang verhindert.

Man zieht Beide über Bord — den Roger als einen schon Verschiedenen, Antonio als einen, der so eben verscheiden will, und in dem nur noch so viel Leben ist, daß er ausrufen kann: Helft meinem Freunde! Ich sterbe!

Mit diesen Worten fällt er ohnmächtig nieder.

Man sucht Beiden zu helfen. Roger kehrt zuerst ins Leben zurück; aber wie groß war sein Schrecken, da er Den, der ihm das Leben erhalten hatte, erblaßt zu seinen Füßen liegen sah!

Er stürzte sich auf den erstarrten Leib des Geliebten, und erfüllte die Luft mit seinen Wehklagen.

Der gütige Himmel erbarmte sich seines Jammers, und neue Lebenskraft fing an, sich in dem erblaßten Körper des Edlen zu regen, der mit seiner Großmuth sich hingeopfert hatte für seinen Freund.

Antonio that einen Seufzer, und Roger erhob ein lautes Freudengeschrei.

Man verdoppelte die Bemühungen mit Reiben und Erwärmen, bis der Erstarrte endlich wieder seine Augen öffnete.

Seine Blicke suchten Roger. Sie fanden ihn, und dieser erfreuliche Anblick vollendete seine Wiederkehr ins Leben.

Beide hielten einander fest umschlungen, und benetzten Einer des Andern Angesicht mit süßen Freudenthränen.

So langten sie bei dem Schiffe an. Ihre tugendhafte Freundschaft flößte den härtesten Matrosen Ehrfurcht ein. Man beeiferte sich um die Wette, ihnen zu dienen, und in kurzer Zeit waren Beide völlig wieder hergestellt.

Beide kamen nach einer glücklichen Fahrt gesund und wohlbehalten in ihrem Vaterlande an, der Spanier zu Kadix, der Franzose zu Bordeaux.

Ihre Trennung war die schmerzlichste, aber verminderte im geringsten nicht ihre gegenseitige Zärtlichkeit.

Sie blieben die treusten, innigsten Freunde bis in den Tod, und ersetzten, so lange sie lebten, das Vergnügen eines persönlichen Umganges durch einen liebevollen Briefwechsel.

Betrachtung bei einem Bache.

Murmelnder Bach! deine unzähligen Krümmungen sollen mir heute nicht ohne Nutzen in die Augen fallen.

Woher kommts doch, daß du deinen Lauf nicht in gerader Linie fortsetzest? Der erste kleine Anstoß gab dir ohne Zweifel eine unmerkliche schräge Richtung; diese verursachte an dem gegenseitigen Ufer einen stärkern Stoß, und beförderte endlich das unaufhörliche Zickzack, das du in deinem Wege bildest.

Hüte dich, murmelst du mir also gleichsam zu, vor der ersten auch nur geringen Abweichung von dem geraden Wege der Tugend.

Ein einziger Fehltritt zieht in der Folge unzählige Krümmungen nach sich, die endlich gar nicht wieder ins Gleiche gebracht werden können.

Henriette.

Eine Kindergeschichte.

Henriette war ein kleines Mädchen von zehn Jahren, weder vorzüglich schön, noch von reichen Ältern geboren, aber von sehr zufriedenem und fröhlichen Geiste, und von sehr gutem Herzen.

Alles Schöne, was in des lieben Gottes Welt verbreitet liegt, sah das gute Mädchen als sein Eigenthum an; aber keine Freude war ihm schmackhaft, die es nicht mit irgend einer andern Seele theilen konnte.

Nicht weit von ihrem väterlichen Gütchen — es war auf dem Lande — lebte ein sehr reicher Beamter, der vier Kinder hatte. Das älteste davon, eine Tochter, war ein Jahr älter, und die andern drei, jünger als Henriette.

Sie hatte lange davon gehört, daß diese Kinder zwar Alles, was man gewöhnlich zu den Bequemlichkeiten des Lebens rechnet, im größten Überflusse hätten, dabei aber so traurige, verdrießliche, übellaunige kleine Geschöpfe wären, daß alle ihre Gespielen sich nachgerade von ihnen entfernt, und selbst verschiedene Hofmeister und Hofmeisterinnen darum ihren Abschied genommen hätten.

Henriette, die, wie gesagt, so gern überall die Freude verbreiten mochte, die sie selbst empfand, und so etwas gar nicht begreifen konnte, bat ihren Vater so inständig, ihr doch Eingang bei diesen Kindern zu verschaffen, daß er sich endlich die Erlaubniß dazu von dem Amtmann ausbat.

Der Amtmann war so unglücklich, seit einigen Jahren keine Frau mehr zu haben, und seine vielen Geschäfte hielten ihn ab, sich um die Erziehung seiner Kinder, wie er's gern gewollt hätte, zu bekümmern.

Wie traurig war's also, daß er, so oft er bei der Mahlzeit, oder in irgend einer andern müßigen Stunde, sich bei seinen Kindern zu erholen dachte, nichts als verdrießliche, störrige Gesichter sah, und nichts als ewige Zänkereien hören und schlichten mußte!

Er suchte diesem Übel manchmahl durch Geschenke neuer und kostbarer Spielsachen abzuhelfen; aber zu seinem noch größeren Mißvergnügen wurden diese die mehrste Zeit nur die Veranlassung zu neuen Zänkereien. So gewiß ists, daß kostbare Sachen keine Freude gewähren können, wenn das Herz nicht ist, wie es soll!

Er nahm das Anerbieten von Henriettens Vater mit Freuden an, theils weil sich alle Gespielen seiner Kinder von seinem Hause weggewöhnt, und theils weil er schon von dem kleinen fröhlichen Mädchen auf der Nachbarschaft gehört hatte, das bei seinem Butterbrote und in seinem Röckchen von Leinewand so glücklich war, und seinen Ältern, und Allen, die es kannten, so viele Freude machte.

Es war an einem herrlichen Sommerabend, als sie zum ersten Mahle hinging.

Der Anblick des weiten Hofraums, der prächtigen Gebäude u. s. w., hätte sie stutzen machen können, wenn

sie für so etwas Augen gehabt hätte; aber sie eilte nur dem Garten zu, wo sie am liebsten war, und wo sie die Kinder am ersten zu finden dachte.

Sie irrte sich; alle Viere, zwei Knaben und zwei Mädchen, waren in einem großen Saale beisammen.

Man führte sie hinein, und hier hätte wieder das Anschauen so vieler kostbaren Spielsachen sehr leicht ihre ganze Aufmerksamkeit fesseln können, wenn ihre Seele nicht weit stärker durch den Anblick der vier kleinen übellaunigen Wesen getroffen worden wäre, davon das Eine in diesem, das Andere in jenem Winkel saß, das Eine noch weinte, das Andere eben die letzten verdrießlichen Worte zwischen den Zähnen murmelte — und die Alle gelb und bleich und mager wie der abgehärmte Neid aussahn.

Sie blieb still stehen, bis die älteste endlich sich so viel zu fassen vermochte, daß sie sie bei der Hand nahm, und zu den Andern führte, die sie denn mit so schlechter Art, als es bei übler Laune immer zu sein pflegt, bewillkommten.

Es gehörte so viel natürliche Freundlichkeit dazu, als Henriette besaß, um nicht von einer so übelgestimmten Gesellschaft angesteckt zu werden; aber sie faßte sich bald, und indem man ihr einen schönen kleinen viersitzigen Wagen, der eben vor der Gartenthür stand, zum Bewundern gewiesen hatte, sagte sie gleich mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit:

Er ist schön; aber warum setzen wir uns nicht hinein?

Ob der Ton, womit sie dies sagte, schon fähig war, Alles zu beleben und in eine andere Laune zu versetzen, weiß ich nicht; genug, bei dem ersten Schritte, den Hen-

riette that, sprang Jeder aus seinem Winkel und an den Wagen.

Sobald es indeß ans Einsteigen gehen sollte, so hieß es schon: O, ich muß fahren! und: Nein, du hast erst gefahren! und: Nein, so will ich gar nicht mit dabei sein, und ähnliche Reden, die man aus dem Munde ungezogener Kinder zu hören pflegt.

Henriette hörte kaum die ersten Töne dieser übelstimmigen Musik, als sie plötzlich einfiel: O, darf ich nicht heute der Führer von allen Vieren sein, da es das erste Mahl ist, daß ich hier bin?

Umsonst bat die Älteste sie, daß sie sich doch lieber in den Wagen setzen möchte — denn so viel Gegenhöflichkeit hatte Henriettens Anerbieten schon bewirkt — sie blieb dabei, dies mache ihr mehr Vergnügen, und sie könne ja nachher tauschen.

Dies geschah auch, und zwar ohne sonderlichen Zank; allein es ereignete sich bald eine Gelegenheit, die Alles verdorben haben würde, wenn Henriettens gute Laune nicht auch hier das Gleichgewicht wieder hergestellt hätte.

Der Wagen lief, durch die Schuld des jetzigen Führers, zu nah an eine Hecke, und umschlug. —

Da lag nun das Eine hier, und streckte die kleinen bloßen Beine aus dem Rocke in die Höhe, das Andere hatte Mund und Nase voll Sand; Alles aber schalt und brummte mit dem Führer, und jeder gab den leichten Schaden, den er gelitten hatte, für etwas Großes aus, damit er nur Recht zu zanken habe.

Henriette allein wollte sich todt lachen über den Anblick, und statt, daß keins von den Verdrießlichen eine Hand ausstreckte, um den Andern zu helfen, so half sie Allen, Einem nach dem Andern, in die Höhe, und dies

wirkte denn so viel, daß man sich wenigstens in etwas besänftigte.

Was am meisten zu dieser Beschämung beitrug, war, daß man, als Alles wieder auf den Beinen war, sah, daß gerade Henriette, die allein gelacht hatte, eine Beule an den Kopf bekommen, weil sie damit an einen Baum geschlagen war.

Fern aber, daß sie zugab, daß man sie viel darüber beklage, oder ihr etwas aufzulegen hole, bat sie, nicht daran zu denken, packte Eins nach dem Andern wieder in den Wagen, und versicherte, sie verlange weiter nichts dafür, als daß man ihr noch einmahl erlaube, Führerinn zu sein.

Dies wurde einstimmig von Allen so lange verstattet, bis das Fuhrwerk mit andern Zeitvertreiben abwechselte.

Und von nun an war Henriette so in alle ihre Spiele verwebt, und hatte sich schon so viele kleine Rechte in dem Zirkel erworben, daß sie nur sprechen durfte, und es geschah.

So gewiß ists, daß Gutherzigkeit, mit Verstand und und guter Laune begleitet, die Achtung von selbst erhält, die man Dem, der sie fordert, versagt.

Dieser Abend war der glücklichste, den die Schönauschen Kinder (so hieß der Amtmann) seit ihrer Mutter Tode gehabt hatten. Man trennte sich ungern, und bat, bald wieder zu kommen.

Da indeß Tugend kein Werk eines Augenblicks, sondern eine lange Gewohnheit ist, so mußte auch Henriette noch manche Rückkehr jener eingewurzelten übeln Laune bei diesen Kindern mit ansehn.

Nicht, daß es ihnen durchaus an Gutherzigkeit, oder an Fähigkeit sich zu freuen, gefehlt hätte; aber das Unkraut war zu groß geworden, und hatte den guten Samen,

aus Mangel einer geschickten Hand zum Ausgäten, fast gänzlich erstickt.

Eines Abends insonderheit, als es so arg damit war, daß kein Scherz, kein Spott, keine gutherzige Bitte etwas vermochte, mußte Henriette zu der Drohung greifen, sie wolle sie von Stund an verlassen, und nie wieder in ihre Gesellschaft kommen.

Ob sie es wirklich Willens war, oder im Stande gewesen wäre, es zu halten, weiß ich nicht; aber der ernste Ton, womit sie es sagte, und den sie bisher nicht an ihr kannten, machte so viel Eindruck auf die Kleinen, daß sie ihre Zänkerei für diesmahl aufgaben, und gemeinschaftliche Sache machten, sie von ihrem Vorsatze durch Bitten und Gelobungen zurück zu bringen.

Sie war ihnen auch wirklich nun einmahl so nothwendig und so unentbehrlich zu ihrem Vergnügen geworden, daß der Tag ihnen wie drei andere lang dünkte, an dem sie nicht wenigstens auf ein Stündchen zu ihnen kam.

Damit man sich aber nicht wundere, wie sie zu ihrem Vergnügen so auf die Nachbarschaft gehn konnte, da sie das einzige Kind ihrer Ältern war, das sie gern um sich hatten, und das sie nicht bloß zum müßigen Spiel erzogen: so muß man wissen, daß Henriette auch nicht immer nur die tändelnde Gespielinn der Schönau's war.

Dieses Leben würde sie nicht lange dort gefesselt haben, da sie schon von ihrer Mutter zu allerlei kleinen Geschäften gewöhnt war, die ihr eben so viele Freude machten, als sie sich und Andern dadurch nützlich ward.

Sie konnte stricken, ein wenig nähen, etwas zeichnen, allerlei Sachen artig aus Papier nachschneiden, kleine unschuldige, fröhliche Lieder singen, u. dgl. Am allerbereit-

einen Schaden hatte, so ruhte sie nicht, sie mußte es sehen, oder wenigstens wissen, ob sie nicht Etwas beitragen könne, es zu lindern.

Durch diesen Muth und diese Thätigkeit brachte sie es endlich dahin, daß erst die Älteste, und hernach die Kleinen ihrem Beispiele folgten.

So sehr wirkts, wenn man täglich gute Muster vor sich hat!

Mit der Empfindlichkeit gegen Luft und Wetter brachte sie es noch leichter dahin, daß die kleinen Schönau's, die ihr nun einmahl in Allem folgten, es ihr auch in diesem Stücke nachthaten.

Die Folge davon war, daß sie, statt, daß der Vater sonst fast alle Woche einmahl den Arzt aus der Stadt holen lassen mußte, ihn nun schon in drei Monaten nicht gebraucht hatten; denn Fröhlichkeit und Beschäftigung sind die kostbarsten Arzeneien des Himmels; und wohl den Kindern, die bei Zeiten sich daran gewöhnen!

Auch in Ansehung der Kleidung sogar fingen die Schönauschen Kinder nachgerade an, Henriettens einfache Art der ihrigen vorzuziehn, die sie an dem Genusse so mancher Vergnügungen gestört hatte.

Da dies überwunden war, so hielt sie auch nichts mehr ab, die Hand an manches häusliche Geschäft zu legen, wozu Henriette besonders große Lust hatte.

Niemand hatte daran größere Freude, als die alte Haushälterinn des Amtmanns, eine brave tüchtige Frau, die die Kinder ihres Herrn, dem sie so treu war, so gern zu nützlichen und guten Menschen gemacht sah, aber nichts dazu thun konnte.

Nunmehr gings an, daß Henriette sich oft Gemüse und dergleichen aus der Küche holen durfte, um es mit

den übrigen Kindern auszukrällen oder zu verlesen; ja die Älteste gewann sogar auch Geschmack daran, ein Gericht oder Getränk, oder Gebacknes in der Küche machen zu lernen, weil sie merkte, daß der Vater es gern mochte, oder wenn sie hörte, daß es einem Kranken dienlich wäre.

Eine solche gänzliche Verwandlung seiner Kinder brachte den guten Amtmann endlich dahin, daß er an seine Schwiegerinn, eine vortreffliche Frau, die zehn Meilen davon ebenfalls auf dem Lande lebte, schrieb. Diese war oft Zeuge von dem garstigen Ton und dem unartigen Betragen gewesen, welches unter den Kindern ihres Schwagers eingerissen war, und ihm und ihr manche traurige Stunde machte; auch hätte sie die Kinder gern zu sich genommen, wenn nicht ihr Gatte, ein kränklicher Mann, der die Ruhe sehr liebte, und derselben im Schooße seiner Familie gewohnt war, sich dies allezeit verbeten gehabt hätte.

An diese schrieb er nun, und bat sie inständig, ihn doch, so lange sie ihren Mann und ihr Haus verlassen könne, zu besuchen, weil er mit ihr über wichtige Angelegenheiten zu sprechen habe.

Diese gute Frau, die nichts anders vermuthete, als daß die Kinder wieder die unglückliche Ursache dieser Bitte wären, und daß vielleicht eine neue Einrichtung damit getroffen werden, oder sie gar aus dem väterlichen Hause weggegeben werden sollten, eilte, was sie konnte, um hinzukommen, und stellte sich zum voraus manchen unangenehmen Auftritt vor, dem sie würde beiwohnen müssen.

Auch war sie in einem Jahre nicht dagewesen, und hatte alle Ursache, zu fürchten, daß die Kinder während

der Zeit in ihren schlimmen Gewohnheiten nur noch weiter gegangen wären.

Sie sah mit einer Art von Beklemmung die Annäherung des Amthofes, und fuhr mit Zittern auf denselben hinauf; aber wie groß war ihr Erstaunen und ihre Freude, als sie nicht nur den Amtmann in der Mitte seiner vier Kinder mit den heitersten Gesichtern ihr entgegenkommen sah, sondern da die Letztern auch nicht aufhörten, mit Hüpfen und Springen und Fragen, und einem: »hören Sie, liebe Tante!« und, »kommen Sie geschwind, liebste Tante!« da sie sonst nur feierliche Gesichter zu sehen gewohnt war, und da diese Kinder sonst sich kaum so lange zwingen konnten, bis das erste Willkommen vorüber war, um in ihre kleinen verdrießlichen Grunzereien auszubrechen.

Der Amtmann, der ihr Erstaunen mit stummer Freude ansah, ließ sich nichts merken, sondern führte sie hinein.

Hier hatte sie nun bald Gelegenheit, während ihrer Unterredungen, zu sehen, daß Das, was sie vielleicht im ersten Augenblick für angenommene, vorübergehende Heiterkeit gehalten hatte, jetzt wirklicher Ton der Familie geworden war.

Keine laute Zänkerei, kein lautes Brummen — Keins, das dem Andern in den Weg trat — Alles Liebe und Freude und wechselseitiges Bemühen, sich einander zu dienen, und Wettstreit, einander in der Geschwindigkeit, es zu thun, zuvorzukommen.

Tausendmahl wollte sie mit der Frage heraus: ob das, was sie sehe, auch dauerhaft, obs nicht bloß Verstellung sei. Ihre Klugheit aber hielt sie zurück; sie wollte sich lieber mit eigenen Augen davon überzeugen.

Sie wartete die Mahlzeit ab. — Alles ging auf dem nämlichen Fuße fort. Da war kein Meistern des Einen über das Andere, kein: laß mich da sitzen! und: das muß ich haben! u. dgl. Sogar sah sie, daß Amalie, so hieß die Älteste, zuweilen aufstand, und Sachen, die auf dem Tische fehlten, ungeheißen besorgte.

Scherz und kleine Tändeleien wechselten ab. — Mit Ungeduld wartete sie, bis der Tisch aufgehoben war. Nun konnte sie sich nicht länger halten.

Bruder, sagte sie mit der äußersten Bewegung, ich kann Ihnen nicht lănger meine Verwunderung bergen. Die Verwandelung, die ich in Ihrem Hause unter Ihren Kindern finde, ist mir wie Zauberei!

Sagen Sie mir, woher entsteht sie? Wer hat sie bewirkt? Wer ist so glücklich gewesen, Sie zu einem so beneidenswerthen Vater zu machen?

Mit Thränen antwortete der gute Amtmann: Ich wußte, liebe Schwester, welche Freude es Ihnen machen würde, ein Augenzeuge davon zu sein, und um diese Freude zu vermehren, verschwieg ich sie Ihnen.

Ich weiß, Sie vergeben mir gewiß, daß ich Sie vielleicht mit unangenehmen Vorstellungen zu mir kommen ließ. —

Ja, von ganzem Herzen, sagte sie, indem sie die Kleinen, Eins nach dem Andern, an die Brust drückte, und das Geständniß von ihnen selbst herauslockte, wie ihr jetziger Zustand den vorigen weit übertreffe, und wie sehr es bei den Kindern selbst stehe, durch Fröhlichkeit und liebevolles Betragen ihr eigenes sowol, als das Glück ihrer Ältern zu befördern.

Es war der rührendste Auftritt, den man sich denken kann; Alles weinte — aber vor Freude.

Nur die gute Tante konnte nicht länger aushalten; sie mußte wissen, woher das Wunderwerk entstanden, wer der Urheber davon sei?

Denn, sagte sie, der ist der größten Belohnung werth.

Die fröhlichen Kinder wollten nun Alle aus Einem Munde ihre kleine Wohlthäterinn nennen, als der Vater ihnen durch ein Halt! Stillschweigen auflegte, indem er hinzusetzte, daß er sie damit den nächsten Tag bekannt machen wolle, — weil er fürchtete, daß ein solcher Auftritt für heute zu viel Rührendes für diese herrliche Seele, in Betracht der weiten Reise, die sie gemacht hatte, haben möchte. Sie mußte es sich gefallen lassen.

Der Tag ging schnell unter den sanftesten Empfindungen hin, und was der guten Tante Zufriedenheit aufs höchste brachte, war, daß sie eine Art von geschäftiger Thätigkeit unter den Kindern ausgebreitet sah, davon sie vorher in diesem Hause nichts gekannt hatte.

Jedes wies ein Probestück von kleiner Arbeit; Jedes trug davon ein Stück an sich, und die einfache Art, sich zu kleiden, war nicht der kleinste Vortheil, den sie, als eine Folge der veränderten Lebensart, unter diesem glücklichen Häuschen bemerkte.

Am Abend, da sie in ihre Schlafkammer kam, wurde sie noch, auf die angenehmste Art, durch verschiedene kleine Geschenke von Handarbeiten, Zeichnungen, Inschriften und Blumenkränzen überrascht, womit die Kinder, unter der Anleitung der guten Henriette, der Tante ein heimliches Fest zubereitet hatten.

Sie legte sich mit den freudigsten Empfindungen und mit Dank gegen die Vorsehung zu Bette, und erwartete, nach einigen Stunden sanften Schlafs, mit Ungeduld den

Morgen, der sie mit dem Urheber der zurückgekehrten Glückseligkeit dieser Familie bekannt machen sollte.

Das erste Zusammenkommen am andern Morgen zwischen der Frau von S. (so hieß die Tante) und ihrem Schwager und den Kindern war lauter Liebkosung und Freude, und nun gings an ein Wiederholen der gestrigen Forderung, den Stifter dieser Freude kennen zu lernen.

Der Amtmann hatte Henrietten mit sammt ihren Ältern zu Mittag eingeladen; aber da der Vater eben Geschäfte halber nach der Stadt war, und die Mutter häuslicher Einrichtungen wegen es sich verbitten mußte, so kam Henriette allein, und zwar, wie gewöhnlich, in der Abendstunde, nachdem sie ihre kleinen Geschäfte zu Hause vollendet hatte.

Die gute Tante war unterdeß schon darauf vorbereitet worden, daß ihr Schwager sein Glück dem einzigen Beispiele eines kleinen muntern, wohlgezogenen, fleißigen Mädchens zu verdanken habe, welches die Vorsehung selbst zu ihm geführt zu haben schien, um seine Kinder noch eben zu rechter Zeit auf einen guten Weg zu bringen.

Sie konnte den Augenblick kaum erwarten, ehe das Mädchen kam.

Endlich sah sie das kleine heitre Geschöpf, in seinem weißen leinenen Kleidchen und mit einem Strohhut, ohne alle andere Zierrathen, als eine frische Rose, daher hüpfen; sie sah sie kaum mit bescheidener, freundlicher Miene und langsamer gewordenem Schritte auf sich zukommen, so hatte sie sie schon in ihren Armen, und erdrückte sie fast mit ihren Küssen.

Gott segne dich, gutes, liebes Mädchen! rief sie zu wiederholten Mahlen aus, Gott segne dich, daß du die Freude dieses Hauses wieder hergestellt hast! küßte sie

dann wieder, und die hellen Freudenthränen liefen ihr dabei die Wangen herunter.

Henriette, die nicht wußte, was die gute Tante mit allen diesen Liebkosungen sagen wollte, weil sie sich bei Dem, was mit den Schönauschen Kindern vorgegangen war, nie ein Verdienst beigemessen hatte, und keinen andern Lohn kannte, als die Freude, die man einerntet, wenn man sie Andern macht, gerieth in Verlegenheit, kam auch nicht eher heraus, als bis die gute Tante, die dieses merkte, sie wieder ihrem unschuldsvollen fröhlichen Gange mit ihren Gespielen überließ.

Hier nahm sie bald ihre eigenthümliche heitere Ruhe und lebhafte Geschäftigkeit wieder an, und bewies mehr, als Alles, was der Tante vorhin von ihr beschrieben war, durch welche Künste sie diese gänzliche Verwandlung bei ihren Schwesterkindern zuwege gebracht, nämlich durch gute Laune und Beispiel, welches mehr ist, als alle Lehren.

Die gute Frau konnte sich nicht satt daran sehn und hören, wie sie mit der größten Lebhaftigkeit überall beobachtete, wo sie etwas zum Dienst der Andern thun konnte; wie sie mit einem einzigen Scherze, mit einem einzigen Lächeln die Freude um sich her verbreitete, und Alles mit einer gleich-lebendigen warmen Gefälligkeit ansteckte.

Wie bedauerte sie, daß sie nicht mehr, als diesen Einen Tag, Zeuge davon sein konnte; denn den andern Tag mußte sie schon in aller Frühe wieder fort.

Einige Zeit vor dem Abschiednehmen versuchte sie es nunmehr, die Kleine mit einem Geschenke zu überraschen, davon sie gewiß glaubte, daß es ihr gefallen würde.

Henriette sah das Geschenk mit bescheidenem Wohlgefallen an, denn sie war gar nicht gleichgültig gegen hübsche Sachen; aber es anzunehmen — nein! dazu waren keine Überredungen in der Welt fähig, sie zu bewegen, vermuthlich weil der Wille ihrer Ältern ihr ein heiliges Gesetz war.

Die gute Frau sah nun wol ein, daß ein Kind dieser Art auf seine eigene Weise behandelt und belohnt sein müsse. Sie drang nicht weiter in sie, sondern nahm ihre Klugheit zu Hülfe, um auf die Spur zu kommen; wie sie irgend etwas für sie thun könne, das ihr angenehm sei.

Sie ließ sich mit ihr in eine Unterredung ein. Sie mußte ihr von ihren Ältern erzählen, und als sie hörte, daß ihr Vater, seiner schwächlichen Gesundheit halber, aus der Stadt aufs Land gezogen sei, erkundigte sie sich genau nach der Beschaffenheit seiner Kränklichkeit.

Sie fand bald, daß sie von einer solchen Art war, daß ihm das Reiten dienlich sein könnte.

Er sollte fleißig reiten, sagte die brave Frau von S.....

Ja, antwortete Henriette, das haben ihm schon Viele gerathen.

Und warum thut er's denn nicht? fragte die Frau von S.....

Weil er kein Geld dazu hat, antwortete Henriette mit unbefangener Offenherzigkeit; denn sie hatte nie gehört, daß ihr Vater sich schämte, zu gestehen, daß er nicht reich sei, oder daß der bloße Reichthum ein Verdienst wäre.

Die Frau von S..... nahm den Wink mit Freuden an, that aber, als dächte sie nichts dabei, und lenkte die Unterredung so unmerklich auf andere Dinge, daß Henriette in ihrer Fröhlichkeit nichts gewahr ward.

Die ganze übrige Zeit enthielt die Frau von S..... sich geflissentlich aller Ausbrüche von zärtlicher Erkenntlichkeit gegen Henrietten, und selbst beim Abschiede von ihr gab sie ihr bloß einen stummen Kuß, weil sie sich schon zum voraus durch den Gedanken schadlos hielt, daß sie ihrem Herzen nun auf eine bessere Art Luft machen könne.

Sie reis'te den andern Morgen früh unter tausend Freudenthränen ab, und das Bild Dessen, was sie in dem Schönauschen Hause gesehn, noch mehr aber ihr Vorsatz sammt den Folgen, die sie sich davon versprach, verkürzten ihren Rückweg.

Sie nahm jedoch beim Absteigen in ihrem Hause erst noch eine etwas ernsthafte Miene an, als ob ihre Reise nicht glücklicher, als sonst, gewesen sei.

Ja, sie drang sogar, um die Überraschung zu vergrößern, von neuen in ihren Mann, daß er ihr doch erlauben möchte, die Schönauschen Kinder zu sich zu nehmen, und nun, als dieser bereits anfing zu wanken, änderte sie plötzlich den Ton, und sagte mit der frohesten Bewegung:

Nein, lieber Mann, Gottlob! es ist unnöthig. Die Vorsehung hat umserm Schwager einen Engel geschickt, der uns aller unserer Sorgen überhoben, und ihn zu dem glücklichsten Vater gemacht hat.

Sie erzählte hierauf nicht nur ihrem Manne, sondern auch ihren Kindern, auf welche Art Henriette, durch ihr tägliches Beispiel von gutherziger Fröhlichkeit, Fleiß und Dienstfertigkeit, diese Verwandlung allmählig zu Stande gebracht habe; und diese wohlgezogenen Kinder hatten so sehr ihre Freude daran, daß sie mit Ungeduld schon die Tage zu zählen anfingen, nach deren Verlauf ihre Mutter

ihnen versprach, daß sie das Schönausche Haus und Henrietten besuchen sollten.

Als sie mit ihrem Manne allein war, theilte sie ihm endlich ihren Vorsatz in Ansehung Henriettens Vater mit, und es dünkte dem guten Manne, der so wohlhabend als wohlthätig war, eine Kleinigkeit, zu einem solchen Endzwecke ein Pferd wegzuschenken.

Nur wollte er durchaus, daß es dasjenige sein sollte, wovon er selbst in Ansehung seiner Gesundheit manchen Dienst gehabt, und das so sanft als sicher auf den Füßen war.

Jetzt kam es bloß darauf an, das Pferd an seinen Mann zu bringen, ohne daß es Gefahr lief, wieder zurückgeschickt zu werden.

Zum Glück wußte kein Mensch um das Geheimniß, auch nicht einmahl der Schwager; denn so pflegte es die kluge Frau von S. gern zu halten, wenn sie eine Sache unter Händen hatte, die mit Vorsicht behandelt werden mußte, daß sie sie ganz allein für sich betrieb.

Sie ließ nunmehr noch einige Zeit verstreichen, verabredete es alsdann mit einem Freunde, das bestimmte Pferd, als ob es vertauscht werden sollte, mit nach der Stadt zu nehmen, und es von da durch unbekannte Hände an Henriettens Vater zu überliefern, wobei die Anweisung der Futterung an einen gewissen Bauer im Lande zugleich mit erfolgte.

Die kleinen Schönau's hatten nunmehr, nach der Abreise der Tante, schon wieder eine Zeit lang in der glücklichsten Eintracht mit ihrer muntern Nachbarinn gelebt, und waren so fest im Guten geworden, daß es ihnen nichts mehr kostete, die größten Gefälligkeiten gegen Andere zu haben, und Alles um sich her vergnügt zu machen.

Sie besuchten nun oft Henrietten, um von ihrer Mutter in wirthschaftlichen Arbeiten und sonst was Nützliches zu lernen.

Auch hatte der Amtmann nun seit einiger Zeit einen wackern Hofmeister, der den beiden Knaben nicht nur, sondern auch den Mädchen in manchen guten Sachen Unterricht gab, und es gern sah, wenn Henriette zuweilen mit Antheil daran nahm.

Eines Abends, als die Kinder sie hiezu nach ihrer Gewohnheit erwarteten, kam sie früher und außer Athem auf den Hof gelaufen, nahm die älteste Schönau allein, und klagte ihr mit ängstlicher Geberde, daß ihrem Vater von unbekannter Hand ein Pferd geschenkt worden, daß dieses ganz gewiß von der Frau von S. komme, daß sie solches durch ihre Unbesonnenheit verursacht habe, und daß, wenn ihr Vater nur irgend auf die Spur käme, daß sie es veranlaßt habe, sie gewiß sei, daß er böse auf sie werden und es zurückschicken werde.

Sie irrte sich nicht; denn so leicht es diesem Manne ward, sich mit Wenigem zu begnügen, und Das zu entbehren, wozu sein Vermögen nicht hinreichte, so unerträglich war ihm jeder Schein einer Bettelei; und er würde nie zu bewegen gewesen sein, dieses, obgleich in der reinsten Absicht ihm gemachte Geschenk anzunehmen, wenn er gewußt hätte, wem er es zurückgeben sollte.

Zum guten Glück aber konnte er auf keine Weise hinter das Geheimniß kommen, denn der Amtmann, an den er sich zuerst wandte, war so unwissend, als er selbst, und machte sich folglich so rein von allem Verdachte, daß er der Geber sei, daß auch keine Spur eines Zweifels übrig bleiben konnte.

Dazu kam der Umstand, daß Henriettens Vater gerade vor einiger Zeit einem reichen durchreisenden Fremden einen sehr großen Dienst geleistet hatte, und auf diesen argwohnte er nunmehr für's erste.

Nun konnte er nichts weiter dabei thun, als sich des Geschenks als einer Sache bedienen, die ihm wenigstens nicht mit Unrecht zukam, wenn er sie gleich weder gewünscht, noch verlangt hatte.

Er that es, und zwar mit so glücklichem Erfolge in Ansehung seiner Gesundheit, daß er von einem hagern, keuchenden, der Auszehrung ähnlichen Schatten, nach einigen Monaten schon anfing, eine weit frischere Gestalt und Farbe zu gewinnen, und nichts mehr von seiner alten Süchtelei zu fühlen, die ihm so manche trübe Stunde gemacht hatte.

Henriette, die mit der ältesten Schönau übereingekommen war, nichts zu entdecken, sah dieses von fern mit der innigsten Freude zwar, aber immer auch mit einer Art von Beklemmung an, wenn sie dachte, daß ihr Vater doch einmahl hinter das Geheimniß kommen möchte.

Endlich, als er einst so recht erquickt von einem gethanen Ritte zu Hause kam, sich so recht warm und herzlich in Dank gegen die Vorsehung ergoß, die ihm durch ein so unerwartetes Geschenk zur Gesundheit verholfen, und so recht sehnlich wünschte, daß ihm Gott doch noch die Freude gönnen möchte, seinem Wohlthäter dafür zu danken, da konnte sich die gerührte Henriette nicht länger halten.

Sie fiel ihrem Vater mit lautem Schluchzen um den Hals, und gestand ihm Alles.

Der erstaunte Vater ward betroffen, und seine ersten Empfindungen waren mehr Unwille, als Dank gegen Henriette.

Als diese ihm aber mit der reinsten Unschuld versicherte, daß sie nicht auf die entfernteste Weise Gelegenheit dazu habe geben wollen, noch auf den Verdacht habe kommen können, daß die Frau von S. ihre Fragen aus solcher Absicht thue, und ihn mit tausend Thränen bat, ihr doch nicht böse zu sein: so war er innigst gerührt, zumahl da seine Frau ihn mit ihrer gewöhnlichen sanften Art erinnerte, daß er bedenken möge, daß er diesem Geschenke seine wiedererhaltene Gesundheit zu verdanken habe.

Du hast Recht, meine Liebe, sagte er darauf; es würde Undank gegen die Vorsehung sein, wenn ich mir ein Geschenk zur Qual machte, das sie mir augenscheinlich zur Wohlthat bestimmt hat.

Er umarmte alsdann Henrietten, und sagte zu ihr: Sei ruhig, mein Kind; du weißt, daß ich Alles eher ertrage, als eine Wohlthat, die ich nicht zu erwiedern in Stande bin; aber ich bin doch nicht ungehalten auf dich.

Seine erste Bewegung trieb ihn nun wieder zu dem Amtmann hin, der von der Nachricht Dessen, was seine brave Schwiegerinn gethan hatte, eben so überrascht, als erfreut war.

Um seinen Dank abzutragen, verwies er ihn auf die Ankunft der Frau von S., die er mit ihrer ganzen Familie in den ersten Tagen der nächsten Woche erwartete.

Sie kam auch wirklich; statt aber den Dank von Henriettens Vater anzunehmen, nahm sie ihn allein, und beschrieb ihm umständlich, wie seine Tochter, durch ihr tägliches Beispiel, ihren Fleiß, ihre muntere Geschäftigkeit, fröhliche Laune und gutherzige Gefälligkeit, alle die Glückseligkeit geschaffen habe, wovon er nun selbst ein Zeuge in dem Schönauschen Hause sei.

Sie that das mit einer solchen Wahrhaftigkeit und von aller Schmeichelei entfernten Menschenkunde, daß der gerührte Vater sich nicht erwehren konnte, sich seines Kindes, als des größten Schatzes, zu freuen, womit die Vorsehung gute Ältern nur immer belohnen kann.

Zugleich unterließ er nicht, dem Beispiele seiner würdigen Gattinn das größte Verdienst bei der Bildung dieser Tochter zuzuschreiben, die keine Sorgfalt gespart habe, um sie vor bösen Eindrücken zu bewahren, und ihre Seele zum Guten, vor Allem aber zu einem fröhlichen Muthe zu gewöhnen, der die Quelle so vieler Freuden für uns und Andre ist.

Diese drei glücklichen Häuser gaben sich von nun an auf das freundschaftlichste die Hand, um ihr eignes und ihrer Nebenmenschen Wohl thätigst zu befördern, und so ward ein kleines Mädchen, wie Henriette, durch gutes Betragen, Wohlwollen und damit verknüpfte Heiterkeit der Seele, die Beförderinn nicht nur des Glücks ihres eignen Hauses, sondern auch einer fremden Familie.

Ein abermahliges Beispiel,

wie nöthig es ist, seinen Körper und seinen Geist gegen künftige unausbleibliche Widerwärtigkeiten des Lebens schon in der Jugend abzuhärten.

Da die Herren Banks und Solander auf ihrer Reise um die Welt in die Gegend des Feuerlandes gekommen waren, welches bekanntlich unter Amerika liegt, so empfanden sie großes Verlangen, ans Land zu gehen, um die Beschaffenheit desselben zu untersuchen. Der Schiffsführer, Cook, ließ ihnen also ein Boot aussetzen, und

darin fuhren sie denn, in Gesellschaft des Schiffarztes und des Sternforschers, nebst einigen Bedienten und Bootsleuten, nach der Küste.

Hier stiegen sie aus und gingen landeinwärts, in der Absicht, gegen Abend zurückzukehren und wieder an Bord zu gehen. Das Wetter war zu dieser kleinen Wanderschaft recht erwünscht; auch war es dazumahl gerade mitten im Sommer, indem der 21ste unsers Wintermonats in dieser Himmelsgegend der längste Tag ist.

Nachdem sie eine Zeit lang gegangen waren, geriethen sie in eine sumpfige Gegend, die mit niedrigem Birkengesträuch bedeckt war. Über dieses mußte man hinwegsteigen, und sich die Unbequemlichkeit gefallen lassen, fast bei jedem Schritte bis an die Knöchel in den Morast zu sinken.

Die Mühseligkeiten dieser Reise wurden noch vergrößert, da der Himmel sich plötzlich mit Wolken überzog, und das Wetter nun auf einmahl kalt und trübe wurde. Ein recht schneidender Wind fing an zu wehen; endlich erfolgte Schnee, und nun war der Sommer auf einmahl in den rauhesten Winter verwandelt.

Die Reisegefährten munterten sich wechselseitig einander auf, und drangen unermüdet immer weiter vor. Sie hatten aber kaum zwei Drittheile der Sumpfgegend zurückgelegt, als schon Einer von ihnen, Herrn Banks Zeichner, ohnmächtig niederfiel. Man zündete ein Feuer an, und ließ ihn nebst einigen andern Entkräfteten dabei zurück.

Die Übrigen erreichten endlich eine Anhöhe, wo die beiden Naturforscher durch die Entdeckung mannichfaltiger Kräuter für die überstandenen Beschwerlichkeiten einigermaßen schadlos gehalten wurden.

Der Schnee hatte sich indessen vermehrt, die Kälte war

heftiger geworden, und es war nun schon so spät am Tage, daß man es ganz unmöglich fand, vor dem nächsten Morgen nach dem Schiffe wieder zurückzukehren. Aber auf einem solchen Gebirge, in einer so rauhen Himmelsgegend eine Nacht hinzubringen, war entsetzlich; und doch war da kein anderer Rath.

Man schickte daher nach Denen, die beim Feuer gelassen waren, zurück, um sie, wo möglich, auch auf den Berg zu bringen, von wannen sie sich dann sämmtlich in den Wald begeben, allda eine Hütte bauen und darin übernachten wollten.

Abends um 8 Uhr war die Gesellschaft am bestimmten Platze beisammen, und trat nunmehr den Weg nach dem nächsten Thale an. Herr Solander beschwor seine Gefährten, sich doch ja in beständiger Bewegung zu erhalten, und sich des Schlafs zu erwehren, so groß auch immer die Versuchung dazu sein möchte; denn, fügte er hinzu, wer sich niedersetzt, der schläft ein, und wer einschläft, der wird nicht wieder erwachen.

Herr Banks nahm es über sich, den Nachtrab zu führen. Allein noch ehe man das Gebüsch erreicht hatte, nahm die Kälte dermaßen zu, daß der Doktor Solander selbst die Neigung zum Schlafe, vor der er die Andern gewarnt hatte, ganz unwiderstehlich fand. Er bestand darauf, daß man ihm erlauben solle, sich niederzulegen. Vergebens bat und ermahnte ihn Herr Banks; er legte sich in den Schnee, und man hatte alle Mühe von der Welt, ihn vom Schlafe abzuhalten.

Einer von Herrn Banks Bedienten fing an, dieselbe Ermattung zu fühlen. Herr Banks schickte daher fünf Personen von der Gesellschaft voraus, um an dem ersten dem besten Orte ein Feuer anzulegen; er selbst blieb bei den beiden Entkräfteten zurück.

Endlich brachte man diese wieder auf die Füße; aber ehe sie das sumpfige Birkengebüsch zurückgelegt hatten, betheuerten sie aufs neue, daß es ihnen nun schlechterdings unmöglich sei, weiter zu gehen. Alle Vorstellungen und alle Bitten waren vergebens. Weder Herr Banks, noch seine Gehülfen waren im Stande, sie fortzutragen, man mußte sie daher Beide niedersitzen lassen. Es dauerte nicht zwei Minuten, so waren Beide in einen tiefen Schlaf verfallen.

Da indessen Einige von dem Vortrabe mit der angenehmen Nachricht zurückkamen, daß in einer Entfernung von ein paar hundert Schritten ein Feuer angemacht sei, so gelang es dem Herrn Banks, den Doktor Solander zu ermuntern, der aber, ungeachtet er nur erst seit fünf Minuten eingeschlafen war, schon den Gebrauch der Gliedmaßen verloren hatte. Seine Muskeln waren dermaßen eingeschrumpft, daß ihm die Schuhe von den Füßen fielen. Der Bediente hingegen war ganz und gar nicht zu ermuntern.

Herr Banks ließ daher seinen andern schwarzen Bedienten, nebst einem Matrosen, welche Beide am wenigsten gelitten zu haben schienen, bei ihm, und versprach, sie ablösen zu lassen, sobald zwei Andere von der Gesellschaft sich ein wenig würden erwärmt haben.

Dies geschah; allein nach einer halben Stunde kamen die ausgesandten Männer allein zurück, und berichteten, daß sie die ganze Gegend durchsucht; aber weder den Schlafenden, noch seine beiden Gesellschafter gefunden hätten. Dies verursachte eine allgemeine Betrübniß.

Herr Banks, welcher diesem Vorfalle nachsann, vermißte eine Flasche mit Rum, und vermuthete, daß die zwei zurückgelassenen Männer vielleicht versucht haben möchten,

den Schlafenden damit zu ermuntern, und, da sie vielleicht selbst zu viel davon getrunken, fortgetaumelt wären, ohne die ihnen versprochenen Wegweiser zu erwarten.

Zu noch grösserem Unglücke fing es von neuen an, noch heftiger zu schneien, und man mußte daher alle Hoffnung aufgeben, die armen Verirrten jemahls lebendig wiederzusehen. Gleichwohl hörte man, zur grosen Freude der ganzen Gesellschaft, gegen zwölf Uhr in einiger Entfernung rufen. Man lief augenblicklich hin, und fand den Matrosen, welcher kraftlos daherschwankte, und sogleich zum Feuer gebracht wurde.

Herr Banks ging weiter, um auch die beiden Andern aufzusuchen. Er fand sie endlich auch, aber in der kläglichsten Verfassung. Der Eine stand zwar noch auf den Füßen, war aber unvermögend, einen Schritt zu thun; der Andere hingegen lag auf dem Boden, und war unempfindlich wie ein Stein.

Die vereinigten Kräfte der ganzen Gesellschaft reichten nicht zu, sie fortzuschleppen. Man suchte darauf, an dem Orte, wo sie waren, ein Feuer anzuzünden; aber auch dieses konnte, des gefallenen und noch immer fallenden Schnees wegen, aller ersinnlichen Mühe, welche man sich gab, ungeachtet, nicht zu Stande gebracht werden.

Man sah sich daher in der traurigen Nothwendigkeit, diese Unglücklichen ihrem Schicksale zu überlassen, machte ihnen ein Lager von Zweigen, bedeckte sie mit andern Zweigen, und verfügte sich wieder nach dem Walde zurück.

Während dieser Beschäftigung fingen Einige von ihnen auch an, fühllos zu werden, und man konnte sie mit genauer Noth kaum zum Feuer schleppen. Die ganze Nacht wurde in einem Zustande hingebracht, welchen das Ver-

gangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige gleich entsetzlich machten. Die zwei Zurückgebliebenen mußte man für so gut, als todt halten; ein Theil der übrigen war krank und ohnmächtig, und von Lebensmitteln hatte man nichts, als einen einzigen Geier, der während der Reise geschossen war.

Endlich brach der Tag an. Rund umher war nichts als Schnee zu sehen. Die Kälte war noch eben so strenge, und der Wind noch eben so schneidend, als zuvor. Es war ihnen daher unmöglich, den Rückweg anzutreten.

Man schickte Einige ab, um sich nach den im Gesträuche zurückgebliebenen Unglücklichen umzusehen. Diese kehrten aber bald mit der traurigen Botschaft zurück, daß sie todt seien.

Da der Hunger nunmehr anfing, der Gesellschaft beschwerlich zu fallen, so zog man dem geschossenen Geier die Haut ab, zerlegte ihn in zehn Theile, und Jedermann bereitete seinen Antheil selber zu, wie es ihm beliebte.

Nachdem Jeder seinen schmalen Bissen verzehrt hatte, wagten sie es, ihre Rückreise anzutreten. Es glückte ihnen, sich durchzuarbeiten. Sobald sie an Bord kamen, wünschten sie sich gegenseitig Glück, mit einer Freude, welche keiner Beschreibung fähig ist.

Die wohlthätige Mummerei (Masquerade).

Auf einer Mummerei in Hannover fand sich eine Larve ein, die wie ein Kappenmönch oder Kapuziner gekleidet war.

Dieser verkleidete Mann ging an seinem weißen Stabe gebückt einher, und trug eine blecherne Büchse, an welcher unten ein weißer Beutel befestiget war, und an deren Seite ein Zettel hing, worauf folgende Worte standen:

»Gedenket bei eurer Freude an eine vor wenigen Tagen durch den Tod ihres Mannes in das tiefste Elend gerathene kranke Wöchnerinn, fünf unmündige Kinder, nebst einer alten Großmutter. Diese erflehen euren Beistand.«

Nicht allein die meisten Vermummten steckten reichlich in die Büchse, sondern man bewilligte dem Mönche auch alles Geld, welches den Abend von den Zuschauern auf der Galerie eingenommen wurde, und die ganze Summe belief sich überhaupt auf 112 Rthlr. 9 Gr.

Auf der nächsten ähnlichen Lustbarkeit erschien derselbe Mönch abermahls, nachdem er kurz vor seiner Ankunft folgende Verse in dem Saale hatte anschlagen lassen:

Ich goß es in der Witwe Schooß;
Die erste Freudenthräne floß
Auf ihren Säugling hin.
Seht, Freunde, euer Meisterstück!
Vollendet's heute — Gottes Blick
Lacht Beifall auf euch hin.

Er sammelte wieder, schenkte den Damen ausgeschnitzte Bilderchen, und einigen Herren vom Adel hörnerne Dosen, und an diesem Abend erhielt er, ohne die Einnahme der Galerie, 138 Rthlr. 3 Gr. 3 Pf. Kassengeld.

Sie können leicht denken, schreibt ein Mann, welcher dem Auftritte beigewohnt hatte, daß Niemand begieriger war, als ich, den Menschenfreund, der durch diese gute That die Thränen einer armen verlassenen Witwe, abwischte, persönlich kennen zu lernen, und dieses gelang mir auch am folgenden Tage durch die Vermittlung eines Freundes.

Der Kapuziner ist ein hiesiger wohlhabender Kaufmann, Namens Breuner. Die Witwe, für die er gesammelt

hat, und die er weiter gar nicht kennt, als daß sie ihn, nach ihres Mannes Tode, um ein kleines Almosen ersuchen ließ, heißt Bergheim.

Ihr Mann war ein reicher Handelsmann, wurde aber durch böse Gesellschaften verführt, begegnete seiner rechtschaffenen Frau äußerst schlecht, brachte sein eigenes und ihr Vermögen durch, und starb einige Tage vor der Mummerei in der größten Dürftigkeit. Wie er kaum eine Stunde todt war, kam seine hülflose Witwe nieder, und ihr Elend wurde dadurch doppelt schwer. Mitleidige Seelen ließen ihren Mann beerdigen, und versorgten sie mit allen Nothwendigkeiten.

Damit ihr nun aber die gesammelte Summe, die noch immer durch ansehnliche Beiträge vermehrt wurde, auch zum bleibenden Nutzen gereichen möchte, so wandte Breuner sie folgendermaßen an.

Er miethete ihr eine Wohnung, ließ ihr darin einen kleinen Kramladen anlegen, und kaufte ihr für eine gewisse Summe allerhand zu verkaufende Sachen.

Ein ganzes Jahr lang übernahm er die Aufsicht über ihren Handel. Alle Monate mußte sie ihm Rechnung von ihrer Einnahme und Ausgabe ablegen. Die verkauften Waaren wurden ihr fürs erste wieder angeschafft, und so lange, bis ihr Handel recht in Gange war, bekam sie wöchentlich ein Gewisses zu ihrem Unterhalte. Das übrige Geld wurde auf Zinsen gegeben.

Wie leicht ist es nicht, eine unglückliche Familie zu beglücken, wenn wir nur jede günstige Gelegenheit ergreifen wollten, und es nicht an unserm Wollen fehlen ließen!

Um allen Tadel zu verhüten, fragte Herr Breuner, den Tag vor der Mummerei, die dortige katholische Geist-

lichkeit, ob ein Kapuziner an öffentlichen Orten ohne Anstoß erscheinen dürfe?

Sie sagten Alle ja, aber nicht bei Mummereien. Er sagte hierauf, das sei gerade der Fall, und entdeckte ihnen seine Absicht. Der eine Geistliche erwiederte: das ist edel, das thun Sie; geräth in Begeisterung, reißt seinen schönen Rosenkranz vom Arme, giebt ihn Herrn Breuner, und sagt: da, Freund, den gebrauchen Sie!

Aber eine noch viel edlere That bei dieser Gelegenheit, die auch bekannt zu werden verdient, ist folgende: Als die Witwe Bergheim niedergekommen ist, und für sich und die Ihrigen keinen Bissen zu essen hat, schickt sie in ihrer größten Noth zu einer armen Frau, die sich ihren kümmerlichen Unterhalt mit Kaufgarnspinnen verdient.

Die arme Frau hatte eben 4 Gr. für Spinnlohn erhalten, und ist in Begriff, sich Flachs und Brot dafür zu kaufen. Aber wie die Bergheim schickt, hungert sie selbst lieber, und giebt ihr die 4 Gr.

Diese edle Frau erhielt, zur Belohnung ihrer schönen That, die Einnahme von einem der folgenden Abende, welche gleichfalls sehr beträchtlich war.

Die Katzen und der Hausherr.

Thier und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete *) schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste **)
Von den nächsten Dächern stieg.

---

*) Der Hahn. Er wird so genannt, weil der Landmann aus seinem Krähen zuweilen auf eine bevorstehende Veränderung des Wetters schließt.

**) Katzen.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, daß Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schaalen um,

Stolpert endlich über Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne:
Blinder Eifer schadet nur.

Der Vater und die drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh' erworbnen Segen
Selbst unter die drei Söhne gleich.

Ein Diamant ists, sprach der Alte,
Den ich für Den von euch behalte,
Der, mittelst einer edeln That,
Dazu den größten Anspruch hat.

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drei Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.

Drauf sprach der älteste der Brüder:
Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' ein'gen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth? —
Du thatest, Sohn! wie sichs gehört,
Ließ sich der Vater hier vernehmen;
Wer anders thut, der muß sich schämen,
Denn ehrlich sein, heißt uns die Pflicht;
Die That ist gut, doch edel nicht.

Der Andre sprach: Auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See;
Ich aber zog es in die Höh',
Und rettete des Kindes Leben.
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben. —
Du thatest, sprach der Greis, mein Kind,
Was wir, als Menschen, schuldig sind.

Der Jüngste sprach: Bei seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen,

An eines tiefen Abgrunds Rand;
Sein Leben stand in meiner Hand.
Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke. —
O! rief der Greis mit holdem Blicke,
Der Ring ist dein! Welch edler Muth,
Wenn man dem Feinde Gutes thut!

Der Priester und der Kranke.

Es ras'ten Pest und Tod in einer großen Stadt;
Die Priester wurden heisch, die Todtengräber matt;
So wuchs der Kranken Zahl, so häuften sich die Bahren,
Geschlechter starben aus, viel Junge vor den Jahren,
Viel Alte, doch nicht gern; das sah nun kläglich aus.

Einst kam ein Ordensmann in ein gewisses Haus,
Hier lag ein kranker Greis, und stritt mit seinem Ende.
Sein Pfühl war mürbes Stroh, sein Hüter kahle Wände,
Zwei Sägen und ein Beil sein ganzes Hab' und Gut.

Mein Freund, hub jener an, faßt einen frohen Muth;
Der Kerker dieser Welt wird euch nun aufgeschlossen,
Wo ihr des Wermuths viel, und wenig Lust genossen.

Verzeiht, antwortete der arme kranke Mann,
Ich habe gut gelebt, so weit ich denken kann.
Mich quälen weder Neid, noch Haß, noch Nahrungssorgen;
Mein Werkzeug, das hier liegt, erwarb mir alle Morgen
Des Tages Unterhalt; von Schulden war ich frei,
Gesund, mein eigner Herr, was fehlte mir dabei?

Der Pfarrer wußte nicht, was er gedenken sollte,
Doch fragt' er, ob er denn auch gerne sterben wollte?

Warum nicht? sprach der Greis, da, wie ihr sehen könnt,
Mir Gott so lange Zeit des Lebens Lust gegönnt?

O, möchten Groß und Klein des Alten Lehre fassen:
Wer sich begnügen läßt, lebt fröhlich, stirbt gelassen.

Fortsetzung
der oben abgebrochenen Geschichte des armen Rudi und seiner Kinder.

Ich habe euch oben, liebe junge Leser, mit der Noth und Tugend des armen Tagelöhners Rudi und seiner Kinder bekannt gemacht.

Vielleicht hat euch die Geschichte von diesen lieben wackern Leuten eben so sehr gerührt, als mich, und vermuthlich wünscht ihr, noch mehr davon zu hören. Jetzt kann ich diesen euren Wunsch erfüllen.

Der gute Rudi war nicht durch eigene Vergehungen, sondern durch die Bosheit eines abscheulichen Mannes, des Vogts im Dorfe, in das große Elend gerathen, worin wir ihn kennen gelernt haben.

Dieser gottlose Vogt hatte wegen einer großen schönen Wiese, welche dem Rudi gehörte, und welche ihn und die Seinigen ernährte, einen Rechtshandel mit ihm angefangen, hatte falsche Zeugen aufgestellt, welche schwören mußten, daß diese Wiese ihm, dem Vogte, und nicht dem Rudi gehöre, und so hatte der Richter, welcher Herr des Dorfs war, nicht umhin gekonnt, dem Rudi sein rechtmäßiges

Eigenthum abzusprechen, und es dem Bösewicht, dem Vogte, zuzuerkennen.

Nun war Rudi dadurch in die äußerste Armuth gerathen. In diesen Umständen starb ihm seine Frau und, wie wir wissen, auch seine gute alte Mutter. Er selbst und seine armen hülflosen Kinder blieben im Elende zurück.

Die Einzigen, Lienhard und Gertrud, hatten sich ihrer, so gut sie konnten, angenommen. Aber diese waren selbst arm; sie konnten also weiter nichts, als ihr Bißchen Armuth mit ihnen theilen. Und das thaten sie treu und redlich.

So waren nun schon viele Jahre verstrichen. Der Gutsherr war unterdeß gestorben, und sein Enkel, der Junker Arner, war wieder Herr des Dorfs geworden.

Die gütige Vorsehung, welche jedes Unrecht über kurz oder lang an den Tag bringt, wußte auch dies Mahl es so zu lenken, daß Arner den abscheulichen Betrug, den der Vogt gespielt hatte, in Erfahrung brachte. Den Augenblick beschloß dieser brave Herr, nicht nur dem Rudi wieder zu dem Seinigen zu verhelfen, sondern ihm auch das Unrecht, welches es gelitten hatte, auf das nachdrücklichste zu vergüten.

In dieser Absicht fuhr er mit seiner Gemahlinn und seinen Kindern von seinem abgelegenen Schlosse nach dem Dorfe, und trat bei dem guten Prediger ab. Er befahl zugleich, daß die schönste Kuh aus seinem Stalle ihm nachgeführt werde.

Sobald er nun den Prediger von Allem benachrichtigt hatte, schickte er hin, und ließ den Rudi zu sich kommen.

Dieser erschien, und der Junker streckte dem armen Mann die Hand dar, und sagte:

Rudi, mein Großvater hat dir Unrecht gethan, und dir deine Wiese abgesprochen. Das war ein Unglück; der gute Herr ist betrogen worden. Du mußt ihm das verzeihen, und nicht nachtragen.

Der Rudi aber antwortete: Ach Gott, Junker! ich wußte wol, daß er nicht Schuld war.

Warest du nicht böse auf ihn? sagte der Junker.

Und der Rudi: Es that mir freilich bei meiner Armuth, und insonderheit im Anfange oft schmerzlich weh, daß ich die Wiese nicht mehr hatte; aber gegen meinen gnädigen Herrn habe ich gewiß nie gezürnt.

Junker. Ist das auch aufrichtig wahr, Rudi?

Rudi. Ja gewiß, gnädiger Herr! Gott weiß, daß es wahr ist, und daß ich nie gegen ihn hätte zürnen können; ich wußte in meiner Seele wol, daß er nicht Schuld hatte. Was wollte er machen, da der Vogt falsche Zeugen fand, die einen Eid gegen mich ablegten? Der gute alte gnädige Herr hat mir hernach, wo er mich sah, Almosen gegeben, und auf alle Feste sandte er mir in meinem Elende allemahl Fleisch, Wein und Brot, — daß ihm Gott es lohne, dem alten lieben gnädigen Herrn! Wie oft er meine arme Haushaltung erquickt hat!

Der Rudi hatte Thränen in den Augen, und sagte dann weiter: Ach Gott, Junker! wenn er auch nur so allein mit uns geredet hätte, wie Ihr, es wäre Vieles nicht geschehen; aber die Blutsauger waren immer, immer, wo man ihn sah, um ihn her und verdrehten Alles.

Junker. Du mußt jetzt das vergessen, Rudi! Die Wiese ist wieder dein: ich habe den Vogt in dem Protokoll durchstreichen lassen, und ich wünsche dir von Herzen Glück dazu, Rudi!

Der Rudi zittert — stammelt — Ich kann Euch nicht danken, gnädiger Herr!

Der Junker antwortete: Du hast mir nichts zu danken, Rudi, die Wiese ist von Gott und Rechtswegen dein.

Jetzt schlägt der Rudi die Hände zusammen, weint laut, und sagt dann: O! meiner, meiner Mutter Segen ist über mir! schluchzet dann wieder und sagt: Gnädiger Herr! sie ist am Freitage gestorben, und hat, ehe sie starb, zu mir gesagt: es wird dir wohlgehen, Rudi! — O, wie sie mich reut, Junker! meine liebe Mutter!

Der Junker und der Pfarrer hatten Thränen in den Augen, und der Junker sagte: Du guter frommer Rudi! Gottes Segen ist wol bei dir, da du so fromm bist.

Es ist der Mutter Segen, — ach! der besten, frömmsten, geduldigsten Mutter Segen ist es, Junker! sagte der Rudi, und weinte fort.

Wie mich der Mann dauert, Herr Pfarrer, daß er so lange das Seinige hat entbehren müssen! sagte der Junker zum Pfarrer.

Es ist jetzt überstanden, Junker, sagte der Rudi, und Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind. Aber ich kann euch nicht genug danken für Alles, für die Arbeit an der Kirche, die meine Mutter an ihrem Todestage noch erquickt und getröstet hat, und dann für die Wiese. Ich weiß nicht, was ich sagen, noch was ich thun soll, Junker! Ach, wenn nur auch sie, wenn nur auch sie das noch erlebt hätte!

Junker. Frommer Mann, sie wird sich deines Wohlstandes auch in der Ewigkeit freuen; deine Wehmuth und deine fromme Liebe ist mir so zu Herzen gegangen, daß ich fast vergessen hätte, daß der Vogt dir auch noch die

Nützung deines Guts und deine Kosten zu vergüten schuldig ist.

Pfarrer. Hierüber muß ich doch, gnädiger Herr! dem Rudi etwas vorstellen. — Der Vogt ist in sehr klammen Umständen; er ist dir freilich die Nützung und die Kosten schuldig, Rudi, aber ich weiß, du hast so viel Mitleiden, daß du mit ihm nicht genau rechnen, und ihn in seinen alten Tagen nicht ganz an den Bettelstab bringen wirst. Ich habe ihm in seinen traurigen Umständen versprochen, so viel ich könne, für ihn um Barmherzigkeit und um Mitleid zu sprechen, und ich muß es also auch gegen dich thun, Rudi! Erbarme dich seiner in seinem Elende.

Rudi. Von der Nützung ist gar nicht zu reden, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer; und wenn der Vogt arm wird — ich will mich nicht rühmen, aber ich will gewiß thun, was recht ist.

Seht, Herr Pfarrer, die Wiese trägt wol mehr, als für drei Kühe, Futter; und wenn ich zwei halten kann, so habe ich, weiß Gott! genug, mehr als ich hätte wünschen dürfen, und ich will von Herzen gern den Vogt, so lange er lebt, alle Jahr für eine Kuh Heu darab nehmen lassen.

Pfarrer. Das ist sehr kristlich und brav, Rudi; der liebe Gott wird dir das übrige ersetzen.

Arner. Das ist wol recht und schön, Herr Pfarrer; aber man muß den guten Mann bei Leibe nicht beim Worte nehmen; er ist von seiner Freude übernommen. Rudi, ich lobe dein Anerbieten, aber du mußt das Ding ein paar Tage ruhig überlegen; es ist dann noch immer Zeit, so etwas zu versprechen, wenn du sicher bist, daß es dich nicht mehr gereuen werde.

Rudi. Ich bin ein armer Mann, gnädiger Herr!

aber gewiß nicht so, daß mich etwas Ehrliches gereuen sollte, wenn ichs versprochen habe.

Pfarrer. Der Junker hat Recht, Rudi; es ist für einmahl genug, wenn du dir eben nicht viel für die Nutzung versprichst. Wenn sodann der Vogt doch in Mangel kommen sollte, und du die Sache bei dir selber genugsam überlegt haben wirst, so kannst du ja immer noch thun, was du willst.

Rudi. Ja gewiß, Herr Pfarrer, will ich thun, was ich gesagt habe, wenn der Vogt arm wird!

Junker. Nun, Rudi, ich möchte gern, daß du heute recht freudig und wohl zu Muthe wärst. Willst du hier gern bei uns ein Glas Wein trinken, oder gehst du lieber heim zu deinen Kindern? Ich habe dafür gesorgt, daß du ein gutes Abendessen daheim findest.

Rudi. Ihr seid auch gar zu gütig, gnädiger Herr! Aber ich sollte heim zu meinen Kindern gehn, ich habe Niemand bei ihnen. Ach! meine Frau liegt im Grabe, — und jetzt meine Mutter auch!

Junker. Nun, so gehe in Gottes Namen heim zu deinen Kindern. — Unten im Pfrundstalle ist eine Kuh, die ich dir schenke, damit du wieder mit meinem lieben Großvater, der dir Unrecht gethan hat, zufrieden werdest, und damit du dich heute mit deinen Kindern seines Andenkens freuest. — Ich habe auch befohlen, daß man ein großes Fuder Heu von des Vogts Bühne lade; denn es ist dein; du wirst das Fuder gerade jetzt bei deinem Hause finden, und wenn dein Stall oder dein Haus baufällig sind, so kannst du das nöthige Holz in meinem Walde fällen lassen.

Der Rudi wußte nicht, was er sagen sollte, so hatte ihn dieses Alles übernommen.

Und die Verwirrung des Mannes, der kein Wort hervorbringen konnte, freute Arner mehr, als seine Danksagung ihn hätte freuen können.

Der Rudi stammelte zuletzt einige Worte von Dank. Arner unterbrach ihn, und sagte lächelnd: Ich sehe wol, daß du dankest, Rudi; bot ihm sodann noch einmahl seine Hand, und sagte weiter: Gehe jetzt, Rudi, fahre mit deiner Kuh heim, und zähle darauf, wenn ich dir oder deiner Haushaltung euer Leben versüßen kann, so wird es mich immer freuen, es zu thun.

Da ging der Rudi von Arner weg, und führte die Kuh heim.

Der Pfarrer, die Frauen und die Töchter, gerührt von diesem Auftritte, hatten Thränen in den Augen, und Alles schwieg eine Weile still, da der Mann fort war.

Hierauf sagte Therese, des Arner Gemahlinn: Was das für ein Abend war, Junker! Gottes Erdboden ist schön, und die ganze Natur bietet uns allenthalben Wonne und Lust an, — aber das Entzücken der Menschlichkeit ist größer, als alle Schönheit der Erde. — Ja, wahrlich, Geliebte! sie ist größer, als alle Schönheit der Erde, sagte der Junker.

Und der Pfarrer: Meine Thränen danken Ihnen, Junker, für den herrlichen Auftritt, den Sie uns vor Augen gebracht haben. In meinem Leben, Junker, empfand ich die innere Größe des menschlichen Herzens nie reiner und edler, als bei dem Thun dieses Mannes. — Aber, Junker, man muß in Gottes Namen die reine Höhe des menschlichen Herzens beim armen Verlassenen und Elenden suchen.

Die Frau Pfarrerinn aber drückte die Kinder, die alle Thränen in den Augen hatten, an ihre Brust, redete

nichts, lehnte ihr Angesicht hinab auf die Kinder, und weinte, wie sie.

Nach einer Weile sagten die Kinder zu ihr: Wir wollen doch heute noch zu seinen armen Kindern gehn; schicket doch unser Abendessen dahin.

Und die Frau Pfarrerinn sagte zu Arner's Gemahlinn: Gefällts Ihnen, so gehen wir mit unsern Kindern.

Sehr gerne, antwortete Therese. Und auch der Junker und der Pfarrer sagten, sie wollten mitgehn.

Arner hatte ein gebratenes Kalbsviertel in seinem Wagen mitgebracht für die arme Haushaltung; die Pfarrerinn hatte Suppe dazu kochen lassen, und sie hatte Alles eben abschicken wollen; jetzt aber stellte sie noch das Abendessen für sie und die Kinder dazu, und Klaus, Arner's Bediente, trug Alles in die Hütte des armen Mannes. Alles Volk aus dem Dorfe, jung und alt, Weib und Mann, alle Kinder aus der Schule, standen bei des Rudi Hütte, und bei dem Heuwagen, und bei der schönen Kuh.

Einen Augenblick nur hinter dem Klaus kamen der Junker und seine Gemahlinn, der Pfarrer, die Frau Pfarrerinn und alle Kinder auch in die Stube, und fanden — und sahn — im ganzen Hause nichts, als halbnackende Kinder — sterbende — Hunger und Mangel athmende Geschöpfe.

Das ging Arner'n von neuen ans Herz: Was die Unvorsichtigkeit und die Schwäche eines Richters für Elend erzeugen! dachte er.

Alles, Alles war vom Elende des Hauses bewegt. Da sagte Arner zu den Frauen: Dieser Rudi will jetzt dem Vogte, der ihn zehn Jahre lang in dieses Elend, das ihr da seht, gestürzt hat, lebenslänglich noch den dritten Theil Heu von seiner Wiese versichern.

Man muß das nicht leiden, sagte Therese, schnell und im Eifer über dieses tiefe Elend. Nein, das ist nicht auszustehen, daß der Mann bei seinen vielen Kindern einen Heller des Seinigen dem gottlosen Buben verschenke!

Aber wolltest du, Geliebte, wolltest du dem Laufe der Tugend und der Großmuth Schranken setzen, die Gott durch Leiden und Elend auf diese reine Höhe gebracht hat — auf eine Höhe, die so eben dein Herz so sehr bewegt und zu Thränen bringt? sagte Arner.

Nein, nein, das will ich nicht! Verschenke er alle seine Habe, wenn ers kann. Einen solchen Menschen verläßt Gott nicht.

Arner sagte jetzt zum Rudi: gieb doch deinen Kindern zu essen.

Der Rudeli aber nimmt seinen Vater beim Arm, und sagt ihm ins Ohr: Vater, ich bring' doch der Gertrud noch etwas? — Ja, sagte der Rudi; aber wart nur.

Arner hatte das Wort Gertrud gehört, und fragte den Rudi: was sagte der Kleine von Gertrud?

Da erzählte der Rudi dem Arner von den gestohlenen Erdäpfeln — von dem Todtenbette seiner Mutter — von der Güte des Lienhard und der Gertrud, und wie selbst die Schuhe und Strümpfe, die er trage, von ihnen seien.

Dann setzte er hinzu: Gnädiger Herr! der Tag ist mir so gesegnet, aber ich könnte mit Freuden keinen Mundvoll essen, wenn ich diese Leute nicht einladen dürfte.

Wie das Arner gelobt — wie dann die Frauen die stillen Thaten einer armen Maurerinn — wie sie das erhabene Todbette der Kathrine mit Thränen bewunderten

— wie dann der Rudeli mit klopfendem Herzen zu Lienhard und Gertrud gelaufen, sie einzuladen — und wie diese mit ihren Kindern beschämt, mit niedergeschlagenen Augen, nicht auf des Rudeli Bericht, sondern auf Arner's Befehl, der seinen Klaus nachgeschickt hatte, endlich kamen — auch wie Karl für den Rudeli vom Papa, und Emilie für Gritte und Lise von der Mama Schuhe und Strümpfe und abgelegte Kleider erbaten — auch wie sie den armen Kindern von ihrem bessern Essen immer zulegten — auch wie Therese und die Frau Pfarrerinn mit ihnen so liebreich waren; wie aber diese erst, da Gertrud kam, recht freudig wurden — ihr Alle zuliefen — ihre Hände suchten — ihr zulächelten, und sich an ihren Schooß drängten — alles Das will ich mich hüten, mit vielen Worten zu erzählen.

Arner und Therese standen, so lange sie konnten, bei diesem Schauspiele der innigsten Rührung, beim Anblicke des erquickten und ganz geretteten Elends. Endlich nahmen sie mit Thränen in den Augen stillen Abschied.

Und der Junker sagte zum Kutscher: Fahre eine Weile nicht stark.

Die Frau Pfarrerinn aber suchte noch alles übriggebliebene Essen zusammen und gab es den Kindern.

Und Lienhard und Gertrud blieben noch beim Rudi bis um 8 Uhr, und waren von Herzen fröhlich.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde liefen scharenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehn.
Da hieß es alle Mahl: uns freut von ganzer Seele,
Dich hier zu sehn; und nun erzähle!

Was ward da nicht erzählt! Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen *) ist:
Elf hundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen, fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.

Man sah mich oft erstaunt an ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.

---

*) Ein wildes Volk in Nordamerika.

Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich von ihnen sah; Verzweiflung, Raserei,
Boshafte Freud', und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.

Allein, was ist ihr Zweck? so fragten hier die Freunde,
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde? —

Ach nein! — So suchen sie der Weisen Stein? *)
— Ihr irrt. —
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden? **) —
Nein! — So bereu'n sie alte Sünden? —
Das ist es Alles nicht. — So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? — Sie spielen!

---

*) Es hat oft Betrüger gegeben, welche andern Leuten vorlogen, es gebe eine gewisse Materie, wodurch man die geringeren Metalle in Gold verwandeln könne. Diese Materie nannten sie den Stein der Weisen.

**) So wollten sie vielleicht erfinden, wie man den Raum, den eine Zirkellinie einschließt, in ein Viereck einbringen könne?

Damon und Pythias.

Wer hat den größten Schatz auf Erden,
Und wo mag er gefunden werden?
So fragte, wenn man's glauben soll,
Der Grieche Damon einst den Delphischen Apoll.
Des Gottes Antwort war: Du hast ihn längst besessen,
Und weißt es nicht; vor deiner Thür
Wirst du ihn finden, traue mir. —
Wie schnell fliegt Damon fort; jetzt geizig, erst vermessen!
Wie? denkt er, scherzt Apoll? Nein! Göttern ziemt
kein Spaß. —
Jetzt sieht er schon sein Haus! da steht sein Pythias.
Mein Theurer! ruft er ihm von weiten,
Ein Schatz, der größte Schatz liegt hier;
Komm eilends, halb gehört er dir.

Sie waffnen sich mit Grabescheiten,
Der Ort wird ungewühlt; sie graben in die Nacht,
Kein Feierabend wird gemacht.
Kein Schatz erscheint. Doch seht! mit lächelnder Geberde
Wirft Damon unverhofft sein Werkzeug auf die Erde.
O, rief er, bin ich nicht ein Thor?
Freund! den die Tugend mir erkor,
Komm, Pythias! laß dich umfangen,
Du bist der größte Schatz; kann Damon mehr verlangen?

Ich billige des Griechen Satz:
Ein treuerfundner Freund, das ist der größte Schatz.

Eine Geschichte aus Franken.

Am Fluß Kocher liegt ein kleines Dörfchen, Namens Gutleuthen. Hier schlug vor zwei Jahren das Gewitter in die Hofstelle eines Söldners *) ein, der bei der frömmsten Tugend darbte, und ehe er sich besinnen konnte, das Wenige, was er noch hatte, in der Asche liegen sah.

Es war Niemand, der nicht Theil an seinem Unglücke nahm. Die kleine Gemeinde lief herzu, und Jeder bestrebte sich, die geringe Hülfe, die in seinem Vermögen stand, zur Unterstützung der Verunglückten beizutragen.

Allein, wie wenig ist in dem Vermögen Derjenigen, welchen es an Allen fehlt! Dies ist der Zustand der Gemeinde Gutleuthen. Die bittere Armuth scheint da — so wie überhaupt in der dortigen Gegend — recht zu Hause zu sein.

Jedoch die Vorsicht hat einen Prediger nach Gutleuthen gesetzt, der in allem Betracht ein Mann Gottes ist. Ein Mann, der mit vielen Einsichten das schönste Herz und die für einen Sterblichen mögliche vollkommenste Tugend verbindet; ein Mann, der voll Eifer gegen seinen Gott und voll Liebe gegen seinen Nächsten ist.

Dieser vortreffliche Mann ward über das vorgefallene Unglück nicht wenig gerührt; er war einer der Ersten, die auf den Platz eilten, wo Hülfe nöthig, obgleich, bei dem allzuschnellen Ausbruche des Feuers unmöglich war, und nachdem er die Leidenden beruhigt und die Umstehen-

*) So nennt man den Besitzer einer kleinen Bauerhütte.

den über die Zulassung Gottes belehrt hatte, so wußte er für den gegenwärtigen Augenblick nicht mehr zu thun, als daß er eine kleine Sammlung von der Mildthätigkeit der Einwohner machte, wovon man die Verunglückten so lange, bis ergiebigerer Rath geschafft würde, unter Dach bringen und speisen könnte. Es versteht sich, daß er diese Sammlung mit seinem eigenen Beitrage anfing.

Jedoch, man wisse auch, daß dieser musterhafte Geistliche selbst mittellos ist. Eine elende, der Armuth des Dorfs angemessene Besoldung ist Alles, wovon er lebt; und auch hievon theilt er seinen ganz armen Pfarrkindern noch mitleidig mit, so viel ihm möglich ist. Der Würdige! — Sobald er für die Nothleidenden eine Herberge ausgemacht hatte, setzte er einen Brief an den Baron von Gutleuthen auf, der sich am Hofe zu *** in Diensten befand. Hierin schilderte er dem Baron das vorgefallene Unglück, die bedauernswürdige Lage der Verunglückten und überhaupt die Armuth seines Dorfs mit den rührendsten Farben. Er endigte damit, daß das Schicksal dieser verunglückten Familie nunmehr gänzlich von der Großmuth ihres Herrn abhange, und daß die ganze Gemeinde hoffe, wie er sich hier als ihren edelmüthigen Beschützer zeigen werde.

Ich will kurz sagen, was der Baron von Gutleuthen erwiederte:

»Er finde sich nicht in dem Falle, von seinen Ein»künften etwas entbehren, noch sich in die Privat»angelegenheiten seiner Unterthanen mischen zu kön»nen; wenn aber dem Herrn Magister gleichwol an »dieser Sache gelegen sei, so überlasse er ihm, um

»einen Brandbrief *) für die Abgebrannten bei der »Hofkanzelei einzukommen. —«

Wenn ihr, meine jungen Leser, über diese Erklärung erschreckt, so denkt, daß es nur wenige solche harte Herzen unter unsern Brüdern geben mag. — Laßt den Baron; kommt zu unserm würdigen Geistlichen zurück.

Weit entfernt, daß sich derselbe durch eine solche Antwort hätte sollen abschrecken lassen, ferner Etwas für die Verunglückten zu thun, macht er ein Schreiben an die Kanzelei fertig, worin er um einen Brandbrief für die Abgebrannten bittet; und siehe da, er trägt es selbst in die Kanzelei. Sein Ansuchen wurde ihm nicht schwer gemacht, und er bekam alsobald, was er suchte.

Nunmehr erhob sich einer der schwierigsten Fälle bei dieser Sache. Der Brandbrief war ausgefertigt, aber da war Niemand, der ihn in der Gegend hätte herumtragen mögen. Die Verunglückten konnten's nicht; sie bestanden aus einem 70jährigen Greise und einer einzigen Tochter, die jetzt für ihren Vater arbeitete, ihn erhielt und zu seiner Pflege unentbehrlich war. Er hatte zwar noch einen Sohn; allein den hatten zwei Jahre vorher die Werber weggenommen. Jemand in der Gemeinde zu diesem Auftrage zu bekommen, war unmöglich, weil ein Jeder bei den Seinigen, und in dieser Jahrszeit bei seiner Wirthschaft, nothwendig war, überdies auch nicht auf seine eigene Kosten herumreisen konnte.

Jedoch, was ist dem Menschenfreunde zu schwer! — Ihr habt's errathen, meine Leser; — er selbst, der edle

*) Ist ein Schreiben, worin sowol bescheinigt wird, daß der Genannte das Seinige durch Feuer verloren habe, als auch gebeten wird, ihm mit einer Beisteuer zu helfen.

Pfarrer übernimmt die Einsammlung; er verläßt seine Pfarrwohnung, reiset auf seine Kosten, reiset zu Fuße, da seine Einkünfte kein Pferd ernähren können, — und so bittet er in der Gegend herum mit dem Brandbriefe für eine verunglückte Söldnerfamilie.

Gott, der mit Wohlgefallen auf ein solches Werk vom Himmel herabsieht, segnete es sichtbarlich. Überall, wo der Pfarrer einsprach, waren die Menschen zum Beitrage bereitwillig; und so brachte der Gottesmann die Woche hindurch mit seiner wohlthätigen Wallfahrt zu. Am Sonnabend kam er gewöhnlich nach Hause, zahlte von dem eingesammelten Gelde den Bauleuten aus, die unterdessen schon wieder an des armen Söldnens Gehöfte hatten zu arbeiten anfangen müssen, dachte auf seine Predigt, und legte sie dann mit voller Kraft am Sonntage ab.

Es war einer seiner letzten Ausgänge, als ihm auf der Landstraße nach Nürnberg ein Postwagen begegnete. Der Graf von Edelheim, welcher darin saß, sah einen ehrbaren Mann zu Fuß, welcher vom Regen ganz durchnäßt war. Es rührte ihn, er ließ anhalten, und nachdem er von unserm Pfarrer vernommen hatte, daß er ebendenselben Weg zu reisen gedenke, so bat er ihn, in seinen Wagen einzusteigen.

Diese Leutseligkeit wurde dem Grafen reichlich belohnt. Der würdige Prediger, der ein eben so unterhaltender Gesellschafter, als aufgeklärter und rechtschaffener Mann war, vertrieb ihm aufs angenehmste die Zeit, und rührte besonders durch die Erzählung des Endzwecks seiner Wanderschaft des Grafen edles Herz im höchsten Grade.

Als sie angekommen waren, bat der Graf den Pfarrer, mit ihm im Posthause zu Mittage zu speisen. Es geschah;

aber auch diese Zeit eilte für den Grafen zu schnell vorbei, und schwer, sehr schwer wurde es ihm, sich von diesem trefflichen Reisegefährten zu trennen. Begeben Sie sich gerades Weges wieder nach Hause? fragte der Graf beim Abschiede; — gut, so sollen Sie wenigstens da noch einmahl Nachricht von mir finden.

Als der Pfarrer zu Hause kam, übergab man ihm einen Brief. Ein Fremder hatte ihn abgegeben. Er fand folgende Zeilen:

Würdiger, lieber Mann!

„Wenn die Tugend an und für sich selbst schön ist, wie viel reizender ist sie, wenn man sie da antrifft, wo sie ganz vorzüglich sein soll! Diese Überzeugung bin ich Ihrem Umgange schuldig. Seitdem ich Sie kennen gelernt habe, glaube ich fest, wenn die Tugend in menschlicher Gestalt auf der Erde erscheinen wollte, so konnte sie keinen anständigern Posten wählen, als den Ihrigen, den Posten eines würdigen Geistlichen. Betrachten Sie Beiliegendes als eine Frucht der Gesinnungen, die Sie mir durch Ihr Beispiel eingeflößt haben. Ich bin zu sehr von Verehrung für Sie eingenommen, um befürchten zu dürfen, daß Sie meinen Absichten nicht die rechte Auslegung geben sollten.“ —

In diesem Briefe lag die Summe von 40 Pistolen eingewickelt, mit der Überschrift:

Dem würdigen Pfarrer
zu
eigenem Gebrauch.

Ohne das Mindeste von dieser Summe für sich anzuwenden, zeigte sie der unvergleichliche Pfarrer dem Söldner an; und nachdem er die völlige Ergänzung des Haus-

baues und einiger Nothdürftigkeiten für den armen Mann davon bestritten hatte, wandte er den Rest zum Ankauf einer Gewitterstange an, die er zum Besten des Dorfes auf dem Gipfel der Kirche zu Gutleuthen errichten ließ.

Die Kinder.

Zwei Kinder spielten einst hart an des Piko *) Fuß,
Und faßten kühnlich den Entschluß,
Um ihre Fertigkeit zu zeigen,
Des Berges Gipfel zu ersteigen.
Sie mochten kaum zehn Schritt' hoch sein,
Da hörte man sie jauchzend schrein:
O, welch enzückendes Vergnügen!
Wir haben schon den Berg erstiegen.

Es blies sich Einer auf, und sprach:
Ich gehe der Gelehrtheit nach!
Ein Andrer rief: vernehmt, daß ich nach Weisheit reise!
Kaum hatten sie fünf Schritt gethan,
So schrien sie: Menschen! seht uns an,
Ich bin gelehrt, und ich bin weise!

---

*) Der Piko oder Spitzberg von Teneriffa ist ein hoher Berg, auf der Insel Teneriffa, unweit Afrika im Atlantischen Meere.

Der Strauß und die Vögel.

Die Völker der Lüfte, das leichte Geschlechte,
Die Vögel, verglichen die streitigen Rechte,
Und setzten, als sie sich in Sicherheit sahn,
Zum Reichstag den ersten des Maimonats an.

Kaum wichen die Schatten dem steigenden Lichte,
Kaum zeigte sich Phöbus *) mit heiterm Gesichte,
Als tausend Geschlechter vom bergigen Hain
Erschienen, um bei der Versammlung zu sein.

Es ließen sich Adler mit Kranich und Pfauen,
Es ließen sich Geier und Habichte schauen,
Drauf kamen die Reiher, der reinliche Schwan,
Die Kropfgans, der Falke, der indische Hahn.

Die Sperber, die Raben, der Kuckuck, die Störche,
Und endlich die Kleinen, darunter die Lerche,
Der Gimpel, die Wachtel, der schwätzige Star,
Der Finke, der Grünitz, die Nachtigall war.

Wer möchte die mancherlei Tausende nennen?
Wer könnte die mancherlei Tausende kennen?
Das Heer des Geflügels, so selbigen Tag
Zusammen von Reichs wegen kommen sein mag?

Es ward auch bei solcher unzähligen Menge
Beinahe der Raum der Versammlung zu enge.
Inmittelst erhub sich ein plötzlich Geschrei,
Daß außer den Schranken ein Reisender sei,

---

*) Die Sonne.

Der doch seinen Stand nicht bescheinigen könne,
Und sich einen Straußen aus Afrika nenne.
Gleich machten sich einige Vögel hinaus,
Und fragten den Reisenden eigentlich aus.

Was? ließ sich der Fremde mit Unwillen hören,
Will man einem Reichsstand den Zutritt verwehren?
Verlangt man von Straußen unnöthgen Beweis?
Bin ich nicht ein Vogel? beseht mich mit Fleiß.

Mein Ursprung berechtigt mich, Federn zu tragen;
Was brauch' ich von Schnabel und Klauen zu sagen?
Ich habe ja Flügel, dies schützt mich genug.
Verwarf man den Vogel, der Fittige trug?

Die Vögel versetzten nach kurzem Bedenken:
Du gleichst einem Vogel, das will man dir schenken;
Doch kann auch dein Einlaß nicht eher geschehn,
Als bis wir zum Himmel dich fliegen gesehn.

Denn das ist kein Vogel, deß muntere Schwingen
Empor von der Erde zur Wolke nicht dringen.
So sagten die Vögel dem trotzigen Strauß,
Doch dieser schlug ihre Bedingungen aus,

Und ging von den Vögeln zum Reiche der Thiere. —
Was helfen dem Edelmann Helm und Paniere,
Was nützen ihm Feder, und Wappen, und Geld,
Wenn ihn seine Trägheit zum Pöbel gesellt?

Die Reise durchs Leben.

Ein Wanderer wollte nach einer schönen Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte.

Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmahl so viele Wege vor sich sah, daß er selbst nicht wußte, welchen er wählen sollte.

Wie er nun so unentschlossen dastand, trat ein freundlicher Greis zu ihm, und fragte: wo er hinwolle? Der Wanderer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich, sein Führer zu sein, wenn er ihm folgen wolle.

Aus seinen Augen leuchtete etwas Majestätisches und Liebevolles hervor, welches dem Wanderer sogleich ein solches Zutrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie gingen also mit einander fort.

Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien so schön am Himmel, die Vögel sangen in der Luft, in der Ferne rauschten Bäche, und die Wiese glänzte von Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch Blumenfelder hin. Rundumher erblickte man nichts als eine reizende Ebene; außer wenn man gerade vor sich hinsah, so war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmere, den man aber, wegen seiner weiten Entfernung, kaum bemerken konnte.

Ach wie schön, rief der Wanderer voll Entzücken aus, wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln!

Siehst du in der Ferne jenen Hügel? antwortete der Greis; der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen.

O, der ist ja noch weit entfernt, sagte der Wanderer, und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das wol so gar mühsam nicht sein, weil es nur ein kleiner, unbedeutender Hügel ist.

Als sie noch so sprachen, fing der Weg an, etwas unebener und rauher zu werden, als er im Anfange gewesen war. Anstatt, daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt oft über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlor sich zuweilen im tiefen Sande, und kam auf einem dürren, sandigen Erdreiche wieder zum Vorschein.

Die Sonne stieg höher herauf, und fing schon an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herabzuschießen. Indeß näherten sie sich dem Hügel.

Dieser schien sich bei jedem Schritte zu vergrößern, und stellte sich ihnen zuletzt als ein hoher, steiler Berg dar, dessen Anblick den Wanderer schon mit Schrecken erfüllte.

Dieser fing nun an, kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil es doch bei dieser brennenden Sonnenhitze wol unmöglich wäre, ihn zu übersteigen.

Hier geht gleich ein Weg ab, sagte der Greis, der schlängelt sich unten um den Berg herum. Schon Mancher hat mich hier verlassen, und diesen Weg erwählet, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du ebenfalls gedenkst. Willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frei; glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!

Der Wanderer trauete seinem Führer, und folgte ihm.

Jetzt kamen sie an den Berg, der wirklich nicht so schrecklich steil war, als es ihnen vor kurzen noch geschienen hatte. Nichts desto weniger wollte sich der Wanderer

alle Augenblick ein wenig ausruhen; sein Führer aber sprach ihm Muth ein, und sagte:

Sei nur getrost, wir kommen nun bald auf den Gipfel; bergunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus dem Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erst werden erstiegen haben!

Wenn nun der Wanderer träge und müde wurde, so dachte er nur an das anmuthige Thal, und wurde auf einmahl wieder fröhlich und munter. Auf die Art erreichten sie bald den Gipfel des Berges.

Hier konnten sie den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten, auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herumzog, immer weiter von der rechten Straße abging, und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte.

Jetzt dankte der Wanderer seinem Führer herzlich, daß er ihn von diesem Wege abgerathen habe.

Vor sich sahen sie nun das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehr Berge zeigten, wovon einer immer höher war als der andere. —

Laß dich nicht durch dies anmuthige Thal zu sehr anlocken, sagte der Greis, und denke, daß wir uns nur darin erquicken wollen, damit wir über jene Berge unsern Stab weitersetzen können; denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um weiter zu reisen.

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen ins Thal hinab, setzten sich unter einen Baum, und labten sich an der kühlen Quelle und an den schönen, reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit, sagte der Greis, aber die Arbeit nach dem Genusse ist nicht weniger angenehm, darum laß uns aufstehen, und unsere Reise fortsetzen, denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen!

Nun ging ihre Reise gut von Statten, auf jeden steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte immer ein anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konnten. Am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen, sobald die Sonne aufging, waren sie schon wieder reisefertig, und machten sich auf den Weg.

So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche gingen, nun immer näher kämen.

Oft schien sich ihr Weg in unabsehlichen Krümmungen zu verlieren; allein, ehe man es sich versah, lief er wieder schön und gerade vor ihnen über die Ebene hin.

Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen; allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsche hinauf, so daß sie ihn, wider alles Vermuthen, dennoch ganz bequem ersteigen konnten.

Einmahl aber gingen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hingen große Felsenstücke herab, welche alle Augenblicke herabzustürzen drohten.

Der Wanderer fing an zu zagen; jedoch sein Führer

sprach ihm Muth ein, und sie kamen glücklich durch, die Felsen stürzten nicht über sie zusammen, und die drohende Gefahr verschwand.

Nun setzte der Wanderer ein recht volles Zutrauen auf seinen Führer, und hätte ihn nicht verlassen, wenn er auch durchs Feuer hätte mit ihm gehen sollen.

Eines Tages war es so heiteres Wetter, und Alles so still um sie her, sie hatten einen rauhen Weg zurückgelegt, und gingen nun auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirn trocknete; da blickte der Greis den Wanderer freundlich an, und sagte: Sei getrost! unsre Reise geht nun bald zu Ende, und ehe du es dir versiehest, sind wir in unserer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon auf deine Ankunft freuen, und bereit sind, dich mit offenen Armen zu empfangen.

Aber, zittre nicht, wir müssen erst noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; dann halte dich nur fest an mir, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurchführen, und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen!

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen öffnete. Allein der Wandrer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab.

Und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwanden, da konnte er seinen Führer fast nicht mehr sehen, er hielt sich aber fest an ihm; und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester

an seinem Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal.

Plötzlich ging eine schöne Sonne auf, am Himmel glänzte ein hellerer Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

Diese Geschichte, Kinder, ist ein Bild des menschlichen Lebens. Sucht sie also auf euch anzuwenden.

Ihr habt nun auch eure Wanderschaft durch dies Leben angetreten. Bis jetzt ist euer Weg noch immer so ziemlich eben und gebahnt gewesen. Ihr habt noch wenig Ungemach erlitten.

Nun seid ihr in einem Alter, wo ihr von den Wegen, die vor euch liegen, einen wählen, und euch entschließen müßt, ob ihr gute Menschen werden wollt, oder nicht.

Fühlt ihr nicht Alle tief in Eurer Seele den Wunsch, recht vergnügt und recht glücklich zu sein? Glückseligkeit ist also wol das Ziel, wonach ihr Alle strebt; dies ist die Stadt, welche ihr sucht, der einzige Endzweck eurer Reise.

Und wenn ihr das Ziel verfehlen solltet, was würde euch dann wol noch übrig bleiben, als Reue und Verzweiflung!

Der einzige Weg nun, zu einer wahren Glückseligkeit zu gelangen, ist, daß ihr euch der Führung Gottes gänzlich überlaßt. Ihr wißt aber vielleicht nicht, was ihr euch unter dieser Führung Gottes denken sollt?

Gott führt euch nicht unmittelbar, wie der Greis den Wanderer, er hat euch aber eure gesunde Vernunft und seine heiligen Gebote gegeben. Durch diese will er euch den rechten Weg zur Glückseligkeit leiten.

Wenn ihr also vernünftig handelt, und die Gebote Gottes aufs genaueste beobachtet, so überlaßt ihr euch eben dadurch der Führung Gottes.

Dann müßt ihr aber nicht verlangen, daß euch Gott zur Belohnung dafür, daß ihr seine Gebote haltet, beständig soll auf Rosen gehen lassen. Ihr müßt vielmehr den Weg so nehmen, wie er nun einmahl ist.

Denn ein Wanderer kann ja unmöglich verlangen, daß ihm zu Gefallen, und damit er etwas bequemer gehen könne, Berge und Hügel vor ihm weggeräumt werden. Eben so wenig könnt auch ihr begehren, daß die ganze Einrichtung der Welt verändert werden soll, damit ihr gar keine Widerwärtigkeiten und nichts Unangenehmes im Leben zu ertragen hättet.

Wenn ihr also jetzt gleich noch wenig Ungemach erlitten habt, so stellt euch doch ja nicht vor, daß ihr in eurem künftigen Leben gänzlich davon befreit sein werdet. Macht euch vielmehr schon früh auf die Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten gefaßt, damit ihr das Vertrauen auf Gott nicht fahren laßt, wenn sie unvermuthet über euch kommen.

Wenn ihr oft glaubt, daß euch nichts fehle, und daß ihr vollkommen glücklich seid, wenn die ganze Natur um euch lächelt, und Alles Freude athmet, so stellt euch dies Leben nicht so reizend vor, sondern denkt an den kleinen Hügel, den der Wanderer in der Ferne erblickte, und welcher nach und nach, so wie sie ihm näher kamen, zu einem hohen Berge wurde.

Murret also nicht wider Gott, wenn euer Weg durch dies Leben zuweilen etwas rauh und uneben werden sollte. Wenn ihr krank seid, oder Schmerzen empfindet, so ertragt es standhaft, und denkt, der Weg ist nun einmahl nicht anders.

Und wenn ihr euch dann bewußt seid, daß ihr Gottes Gebote beobachtet, so seid ihr auch gewiß, daß Gott es ist, der euch führt, und daß er den Weg zur Glückseligkeit besser weiß, als wir ihn wissen.

Wenn ihr also nur fromm und fleißig seid, so müßt ihr das übrige, was eure künftigen Schicksale betrifft, völlig Gott überlassen, und euch darüber keine Gedanken machen.

Auch wenn ihr etwas lernen sollt, wodurch ihr euch künftig einmahl eure Nahrung erwerbt, so stellt euch das ja nicht so leicht und unbedeutend vor, und denkt an den kleinen Hügel, der immer größer wurde, je näher der Wanderer hinankam.

Stellt es euch aber auch nicht gar zu mühsam und schwer vor, und denkt, daß der Berg, als sie ihn wirklich erstiegen, lange so steil nicht war, wie es ihnen noch vor kurzen geschienen hatte.

Laßt also den Muth nicht sinken, denn sobald man eine Sache nur mit Freudigkeit anfängt, geht sie einem oft besser von Statten, als man es vermuthet hatte.

Laßt es euch aber auch gar nicht einfallen, euch von irgend einer nothwendigen Arbeit wegzuschleichen, und denkt an die Warnung des Greises, als er zu dem Wanderer sagte: Mancher ist schon um den Berg gegangen, allein er hat nie das Ziel seiner Wünsche erreicht, und ist nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte.

Eben so wenig kann man auch anders zur wahren Glückseligkeit kommen, als wenn man erst die Mühseligkeiten des Lebens überstanden hat, und eben so wenig kann man auch jemahls recht vergnügt sein, als bis man erst seinen Pflichten ein Genüge geleistet hat.

Auch müßt ihr euch, wenn ihr ein nothwendiges Geschäft vorhabt, nicht allzuoft ausruhen wollen, weil sonst vielleicht über dem Ausruhen die ganze Arbeit liegen bleiben möchte, sondern denkt immer, wie süß die Ruhe nach gethaner Arbeit ist.

Macht nur, daß ihr mit einer Arbeit erst über die Hälfte

fertig werdet, dann gehts schon wieder bergunter, und dann wirds euch schon leichter werden.

Wenn ihr nun so muthig den Berg hinansteigt, und fleißig und arbeitsam seid in eurer Jugend, dann denkt an das anmuthige Thal mit den schönen Früchten, wo ihr selbst noch auf der Wanderschaft für eure Mühe belohnt werden sollt.

Wenn ihr jetzt in eurer Jugend fleißig seid, so wird man euch in eurem reifern Alter, wegen eurer Geschicklichkeit, lieben und hochschätzen, und ihr werdet dann die Früchte eures Fleißes reichlich einernten.

Scheuet also keine Mühe, wenn ihr in der Welt glücklich werden wollt!

Mühe und Freude, die von jeher Gefährten gewesen sind, geriethen einmahl in einen Streit, und wollten sich von einander trennen.

Die Mühe sagte: wozu soll mir die Freude dienen? Sie stört mich nur in meinem emsigsten Fleiße. Und die Freude sagte wieder: was habe ich mit der Mühe zu schaffen? Sie unterbricht nur meinen süßesten Genuß.

Sie fingen also Beide an, für sich zu leben. Es währte aber nicht lange, so rief die Mühe der Freude zu: ach, störe mich doch nur eine kleine Weile in meinem Fleiße, damit ich nicht unter meiner Arbeit darniedersinke! — Das will ich wol thun, sagte die Freude, wenn auch du zur Dankbarkeit wieder meinen süßesten Genuß unterbrechen willst, damit ich seiner nicht überdrüssig werde; denn ich sehe wol, daß wir Eine ohne die Andere nicht leben können.

Da versöhnten sie sich wieder mit einander, und seit der Zeit sind sie immer die vertrautesten Freunde gewesen, und wer sie aufnehmen will, muß sie Beide aufnehmen, oder auf Beide Verzicht thun, weil sie immer unzertrennlich sind.

Lied.

Melodie: Befiehl du deine Wege ꝛc.

Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schon;
Es glänzten Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

Es weckte mich kein Morgen,
Es schien für mich kein Tag
Ins Dunkle, wo verborgen
Der Ungeborne lag;
Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Liebesruf;
Doch er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.

Er winkte mir ins Leben,
Er weihte mich zur Lust,
Zum ersten Wonneleben
An meiner Mutter Brust;
Da ward an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht:
Sie trug mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.

Da grüßt' ich sie mit Weinen,
Und schwieg in ihrem Schooß,
Sah Mond und Sonne scheinen,
Und Treue zog mich groß.

Mit Gottes Segen krönte
Sich Anger, Busch und Feld:
Mein Lobgesang ertönte
Zum Vater dieser Welt.

Der Tag mag nun vergehen,
Der Morgen wieder graun:
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.

Dann opfert manche Blüte
Mein Grab, o Vater, dir;
Es preisen deine Güte
Die Vögel über mir.
So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg ich sonder Schmerzen,
Von Hoffnung eingewiegt.

Im Sterben Hoffnung geben
Mag Weisheitsdünkel nicht;
Jedoch bei dir ist Leben,
Ist Liebeskraft und Licht.
Du siehst der Schöpfung Enden,
Und was dich Vater heißt,
Das ruht in deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

Ein Beispiel wahrer Herzhaftigkeit.

Kapitän Douglas, ein tapferer Schottischer Offizier, spielte in einem Kaffeehause zu Paris Triktrak mit einem seiner vertrautesten Freunde. Viele Französische Offiziere standen als Zuschauer dabei.

Es erhub sich ein Streit über einen Wurf, und Douglas sagte lustiger Weise, ohne daran zu denken, was er sagte: O, lauter Schnickschnack!

Auf einmahl entstand ein Gemurmel unter den Zuschauern; sein Gegner hielt sich für beschimpft, weil man diesen Worten die Bedeutung geben konnte, daß er ein Lügner sei. Er ergriff also im Zorn den Becher, und warf ihn seinem Freunde an den Kopf.

Kaum hatte er dies gethan, als er seine Übereilung fühlte, und die Folgen davon, für sich und seinen Freund, ihm aufs Herz fielen. Von Scham und Reue betäubt, saß er, sah auf die Erde, und schien zu erwarten, wozu seines Freundes Empfindlichkeit ihn bewegen werde.

Douglas schwieg einige Augenblicke, indeß Aller Augen erwartungsvoll auf ihn geheftet waren. Dann wandte er sich zu den Zuschauern, und sagte:

Sie erwarten vermuthlich, daß ich nun diesem unglücklichen Manne den Hals brechen werde; allein ich weiß, daß er von einem grausameren Schmerze gefoltert wird, als ihm mein Degen verursachen könnte. — Umarme mich, Freund, und sei mit dir selbst ausgesöhnt; Aber der solls mir mit dem Leben büßen, der unter Ihnen, meine Herren, eine Silbe gegen meine Ehre sich verlauten läßt.

Brav! Brav! rief ein alter Ritter vom Ludwigsorden, der dicht hinter ihm stand. Das Gefühl der wahren

Ehre bekam über die Sitten der Franzosen die Oberhand, und im ganzen Zimmer ertönte ein lautes Brav! Brav!

Alle fühlten Douglas Großmuth, und kamen darin überein: daß viel weniger Herz dazu gehöre, einen Zweikampf anzunehmen, als ihn auf diese Weise auszuschlagen.

Der junge Perser.

Cyrus, Artaxes, Höflinge.

Cyrus.

Schäme dich, Prinz! — Wer wird den Verlust einer solchen Kleinigkeit länger, als eine Stunde, betrauern! — Es giebt der Wettrennen mehr. Im heutigen warst du der Zweite vom Ziele; im nächsten wirst du der Erste sein.

Artaxes.

Nie! so lange der Jüngling mitkämpft, der heute siegte; und kämpfte er nicht, was für Ruhm bleibt mir dann zu erbeuten übrig? — O! wie pfeilschnell sein Roß dahinflog! Mit welcher unnachahmlichen Leichtigkeit er es lenkte! — Ich sehe nur ihn, wohin ich blicke; sehe den Edelmuth in der bescheidenen Miene, und die stille Größe, mit der er den Lorbeer hinnahm und mich zum zweiten Mahle besiegte.

Cyrus.

Recht so! Du bist Cambyses*) Vetter (er umarmt ihn). Überwundener, du bist mir werther, als ein Feldherr, der mir seinen Sieg zu melden kommt. — Schon der thut viel, der unparteiisch die äußern Vorzüge seines Gegners lobt; doch Der, der sogar den Seelenadel an ihm zu rühmen vermag, muß selbst der Edlen Einer sein.

*) Cyrus Vater.

— Ich möchte ihn wol kennen, den Mann, der über dich gesiegt hat.

Ein Höfling.

Das kannst du, Monarch, sobald du willst. Ich habe ihn nur noch eben jetzt vor deinem Gezelte gesehn.

Cyrus.

Nun wohl! so ruf ihn.

(Höfling ab.)

(Artaxes tritt hinter Cyrus Stuhl.)

Cyrus.

Wo willst du hin, Vetter?

Artaxes.

Mich hinter dir verbergen, damit er die Schamröthe auf meiner Wange nicht sehe.

(Höfling tritt mit dem jungen Krieger herein.)

Höfling.

Hier ist er, Unüberwindlicher! Ich fand ihn unter einem Haufen Kameraden, denen er die tausend Goldstücke austheilte, die der Preis des Wettrennens waren.

Cyrus.

Das thatest du? Und warum? Ich selbst hatte sie ausgesetzt; verschmähst du mein Geschenk?

Soldat.

Wer könnte das? Es war unendlich mehr, als ich verdiente; aber ich hielt den Besitz von diesem da (indem er den Lorbeerkranz emporzeigt) schon für ein so wichtiges Gut, daß ich Bedenken trug, von dem wandelbaren Glücke zwei solche Geschenke an einem Tage anzunehmen. Zudem — — — (er hält inne.)

Cyrus.

Warum gestockt? Rede frei heraus!

Soldat.

Ich hatte um Ruhm gekämpft, und der ward mir.

Sollt' ich meinen Mitbrüdern nicht das gönnen, was mir ward, ohne daß ich es suchte?

Cyrus.

Brav gesprochen! Ich bin der Beherrscher des edelsten Volkes unter der Sonne, wenn es Viele in Persien giebt, die so reden und so denken. Aber wenn dir dieser Kranz so werth ist, würdest du wol das Roß, das ihn dir erwerben half, für irgend einen Preis hingeben?

Soldat.

Für keinen.

Cyrus (halb lächelnd).

Auch für keine Herrschaft?

Soldat.

Auch für ein Königreich nicht. Aber mit Freuden würde ich es für einen Freund hingeben, wenn ich einen finden könnte, der dieser Verbindung würdig wäre.

Artaxes.

(hervorstürzend, und mit offnen Armen auf ihn zueilend).

Edler Jüngling! laß mich der sein! — Umarme mich, du Einziger, umarme mich!

Soldat.

Wie gern, wenn du nicht Artaxes wärest! Aber so darf ich nicht, du bist —

Artaxes.

Und was? Prinz vielleicht? Zu hoch für dich? — Ha! nimm die Hälfte meiner Provinz! Ich verkaufe sie mit Wucher, wenn du mein Freund, und mir gleich wirst. — Umarme mich!

Soldat (immer noch zurücktretend).

Ich darf nicht. Du bliebest Wohlthäter, immer noch unendlich über mich erhaben. Überdies — verzeih! — ich mag auch nicht Prinz sein. Noch bin ich nur selten Herr über mich, wie sollte ichs über Andre sein?

Cyrus (steigt vom Throne).

Ich Armer! Habe ich in allen meinen Schätzen wol eine Kostbarkeit, die eine Denkungsart, wie diese, belohnen könnte? — die ich einem Jünglinge, wie dem, anbieten dürfte? — Krieger, du fichtst künftig neben mir in den Schlachten, und bald als Feldherr, auch ohne mich, das bittet Cyrus. Und mich und Artares zu umarmen, befiehlt dein König.

(Er thut's.)

Soldat (zu Cyrus.)

Mein Dank hat keine Worte. (Zu Artares.) Nimm meine Hochachtung an, bis ich deiner Freundschaft werth werde. Sieh hier die Probe. (Er theilt den Lorbeerkranz.) Er sei zur Hälfte dein! Du warst der Nächste nach mir am Ziele.

Einige Nachrichten
von den
Negersklaven in Guinea,
und
von ihrem Zustande in den Amerikanischen Pflanzörtern der Europäer.

Wann wird doch die Zeit kommen, daß die Menschen alle menschlich werden, und wieder anknüpfen die heiligen Bande der Bruderliebe, welche Ehrgeiz und Habsucht zerrissen haben?

Das weißt nur du, allweiser und allgütiger Weltregierer, der du allen Dingen, in deinem unerforschlichen Rathe, ein Ziel gesetzet hast, und das Böse zulässest, da-

mit Gutes daraus entspringe. Uns geziemt es, zu harren und — zu schweigen.

Mit diesem Seufzer sah ich oft gen Himmel, da ich einige neuere Nachrichten von dem noch immer fortdauernden unmenschlichen Verfahren einiger Europäer gegen unsere schwarzen Brüder las, welche ihrer grausamen Herrschaft unterworfen sind. Es ist schrecklich, und übersteigt beinahe allen Glauben, was uns die Reisebeschreiber in ihren Tagebüchern noch immer einmüthig davon berichten.

Ich will euch, liebe junge Leser, etwas davon erzählen, woraus ihr mit Schaudern sehen werdet, daß das von Natur so milde und gutmüthige Geschöpf, Mensch genannt, nach und nach dem grausamsten wilden Thiere ähnlich werden kann, wenn es nicht von Jugend auf sorgfältig bewahrt wird, daß keine unfreundliche, harte und lieblose Gesinnungen sich in sein Herz schleichen.

Hier ist ein Auszug aus den neuesten Nachrichten von dem schändlichen Sklavenhandel auf der Küste von Guinea, und von dem Zustande der armen schwarzen Sklaven in den Amerikanischen Pflanzörtern der Europäer.

Das Eigenthumsrecht einiger Menschen über Andere ist in Guinea allgemein eingeführt; doch mit der Einschränkung, daß Keiner seine Leibeigenen verkaufen darf, wenn sie nicht, entweder als Kriegsgefangene in seine Gewalt gekommen, oder ihm zur Vergütung irgend eines erlittenen Unrechts von einem andern Eigner geschenkt worden sind.

Dies Gesetz, welches zum Besten des gebornen Sklaven gemacht zu sein scheint, damit er in seiner Familie und in seinem Vaterlande bleiben könne, wird auf mannichfaltige Weise durch List vereitelt. Diejenigen Eigner, welche Lust haben, ihre Sklaven an Europäer zu verkau-

fen, bereden sich, erdichten irgend eine zwischen ihnen entstandene Streitigkeit, führen zum Schein einen kleinen Krieg mit einander, worin der Eine seine Sklaven zu Kriegsgefangenen machen läßt, oder auf den man einen Frieden schließt, worin der Eine dem Andern, zur Vergeltung für das erdichtete Unrecht, eine gewisse Anzahl Sklaven abtritt. Mit diesen kann dann Jeder machen, was er will.

Die kleinen Könige in Guinea führen aus eben dieser abscheulichen Ursache fast beständig Krieg mit einander, und so viel Leute ein Jeder darin fängt, so viel verkauft er in die Sklaverei. In einer gewissen Entfernung von den Küsten befinden sich Herren, die um die Dörfer herum Alles, was man daselbst antrifft, auffangen und entführen lassen.

Man wirft die Kinder in Säcke, den Männern und Weibern legt man Knebel an, um ihr Geschrei zu ersticken. Werden die Räuber selbst von Andern aufgefangen, und wird dann Derjenige, der sie ausgesandt hat, zur Rechenschaft gezogen, so läugnet er, daß es auf seinen Befehl geschehen sei, und zum Beweise dessen läßt er Diejenigen, die er zum Menschenraube ausgesandt hatte, selbst an die Schiffe führen und daselbst verkaufen.

Von den Küsten, wo dieser abscheuliche Gebrauch, mit Menschen zu handeln, zuerst entstand, hat er sich nach und nach auf einige hundert Meilen weit in das Innere von Afrika verbreitet. Das Fortschleppen der Unglücklichen von da bis zu den Schiffen, auf welchen sie weggeführt werden, geschieht auf folgende Art:

Die Sklavenhändler thun sich in Gesellschaften zusammen, um einen einzigen großen Zug auszumachen. Jeder Sklave ist mit so viel Wasser und Lebensmitteln

beladen, als er in den dürren Sandwüsten, welche man durchreist, zu seinem Unterhalte nöthig hat. Um aber dem Entlaufen vorzubeugen, hat man folgendes sinnreichgrausame Mittel erdacht:

Man steckt den Hals eines jeden Sklaven in eine hölzerne Gabel, acht bis neun Schuh lang. Diese Gabel wird mit einem umgeschlagenen eisernen Nagel hinterwärts zugemacht, so daß der Kopf nicht durchkann. Der Stiel der Gabel, welcher von sehr schwerem Holze ist, hängt vorn herunter, und hindert den, der daran befestiget ist, dermaßen, daß er weder gehen, noch die Gabel aufheben kann.

Will man sich nun aber mit ihnen in Marsch setzen, so werden die Sklaven alle hinter einander in eine lange Reihe gestellt. Dann befestiget man den Stiel jeder Gabel auf des Vormanns Schulter, und so von einem zum andern bis an den ersten, dessen Gabelstiel von einem der Führer getragen wird. Auf diese Weise wird es Jedem unmöglich gemacht, sich durch die Flucht in Freiheit zu setzen.

Und nun vernehmt, ihr mitleidigen jungen Herzen, wie groß die Anzahl Derer ist, welche auf diese Weise jährlich in die grausamste Sklaverei gerathen. Im Jahr 1768 sind aus Afrika überhaupt über 100,000 Sklaven gegangen. Davon kauften

Die Engländer für ihre Inseln	53100
Ihre Anbauer im nördlichen Amerika	6300
Die Franzosen	23500
Die Holländer	11300
Die Portugiesen	8700
Die Dänen	1200
Das macht zusammen	104100

Ein guter Theil dieser Unglücklichen stirbt gemeinig-

lich schon während der Überfahrt nach Amerika, weil sie auf den Schiffen, in engen Räumen, wie das Vieh, das man zu Markte führt, zusammengepackt werden. Alle Jahre werden freilich nicht völlig so viel ausgeführt; aber im Durchschnitt kann man doch die Zahl derselben jährlich wenigstens auf 60,000 rechnen. Für jeden Sklaven bezahlt man jetzt in Guinea ungefähr 79 Rthlr. Afrika empfängt also jährlich für verkaufte Menschen 4,740,000 Rthlr.

Nichts ist abscheulicher, als die Lebensart, wozu diese armen Schwarzen in Amerika verdammt sind. Ihre Wohnungen bestehen in engen, unbequemen und ungesunden Hütten. Ihr Bett ist eine Hürde, die eher ihren Leib zerbrechen, als ihm zur Ruhestätte dienen kann. Einige irdene Töpfe, einige hölzerne Schüsseln machen ihren ganzen Hausrath aus. Einige Lappen von grober Leinwand, die einen Theil ihrer Blöße decken, schützen sie weder vor der unerträglichen Sonnenhitze, noch vor der gefährlichen Kühlung der Nacht. Sie bekommen mit den unreinsten Thieren einerlei Speisen, und auch hievon kaum genug, um ihr elendes Leben kümmerlich hinzuhalten.

Bei diesem Mangel an Allem ist der unglückliche Schwarze in einem brennend-heißen Erdstriche, unter der Peitsche unempfindlicher Treiber, zu beständiger Arbeit verdammt. Nach Sonnenuntergang ruhen alle Thiere von ihrer Arbeit aus; nur der unglückliche schwarze Mensch darf dieses nicht hoffen; seine Arbeiten werden nur verändert; bei anbrechender Nacht muß er kleinere verrichten, worunter seine Geduld gänzlich ermüdet, nachdem des Tages Last bereits alle seine Kräfte erschöpft hat.

Pflanzer, die viel Land haben, geben ihren Sklaven gemeiniglich etwas Acker, worauf sie ihren Lebensunterhalt

selbst zu gewinnen sich bestreben müssen. Aber zur Bearbeitung desselben verwilliget man ihnen in vielen Gegenden nur einen Theil vom Sonntage, und die wenigen Augenblicke, die sie an andern Tagen von ihrer Essenszeit abbrechen können. In anderen Gegenden verwilliget man ihnen einen andern Tag, um entweder durch Arbeiten, oder durch Plündern in den benachbarten Wohnplätzen, so viel zu gewinnen, als sie die Woche hindurch zu ihrem Unterhalte nöthig haben.

Zur Rechtfertigung dieser unerhörten Grausamkeit haben die Weißen das Vorurtheil verbreitet, die Schwarzen seien nicht wie andere Menschen; durch vernünftige Vorstellungen lasse sich nichts mit ihnen ausrichten; sie hätten weder Zuneigung noch Gefühl; man müsse sie also wie das Vieh behandeln. Wie unwahr dieses aber ist, das beweisen Diejenigen unter ihnen, die so glücklich sind, vernünftige Herren zu haben, welche menschlich mit ihnen umgehen. Diese geben häufig die bewundernswürdigsten Proben der Treue und Liebe. Ich will einige davon anführen.

Wie edel handelte nicht jene schwarze Frau, als ihres Herrn Haus durch ein Erdbeben einstürzte! Diejenigen, welche darin waren, bemerkten die Gefahr frühzeitig genug, um noch vor dem gänzlichen Einsturze herauszuspringen. Auch sie hätte sich auf diese Weise retten können, aber dann hätte sie ein kleines Kind ihres Herrn, bei dem sie Amme war, zurücklassen müssen. Dies zu thun, war ihr unmöglich. Großmüthig wollte sie lieber ihr eigenes Leben aufopfern, als das Leben des Säuglings in Gefahr lassen. Sie bedeckte ihn also mit ihrem Körper, und fing mit unglaublichem Muthe die herabfallenden Trümmer des Hauses auf.

Das Kind wurde erhalten; sie selbst aber ward ein Opfer ihres edelmüthigen Herzens.

Wie standhaft liebte nicht ein junger Schwarzer seinen Herrn! Er sah ihn, auf Befehl des Statthalters, als Gefangenen einschiffen. Allen Bedienten desselben war verboten, ihn zu begleiten. Was that hierauf der treue junge Sklav? Er ließ sich in eine Matratze einnähen, und betrog die Aufmerksamkeit der Wache, indem er sich so als ein Packet an Bord des Schiffes bringen ließ.

Ein Englisches Fahrzeug, das im Jahre 1752 nach Guinea handelte, wurde genöthiget, seinen Wundarzt da zu lassen, weil er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes die See nicht vertragen konnte. Murray war der Name desselben. Während des Aufenthalts dieses Mannes am Lande kam ein Holländisches Schiff an ebendieselbe Küste. Dieses erlaubte sich die Ungerechtigkeit, einige Schwarze, welche an Bord desselben gegangen waren, in Fesseln zu legen, und machte sich darauf mit dieser Beute schleunigst davon.

Voller Erbitterung über diese grausame Ungerechtigkeit, liefen die Freunde und Verwandten der Geraubten zu dem Wirthe des Murray, um Grausamkeit mit Grausamkeit zu vergelten. Was wollt ihr? fragte der Wirth, indem er sie auf der Schwelle seines Hauses zurückhielt. Den Weißen, der bei dir ist, schrieen sie. Er muß todtgeschlagen werden, denn seine Brüder haben unsere Brüder entführt! Aber der edelmüthige Wirth antwortete:

Die Europäer, die unsere Mitbürger fortgeschleppt haben, sind Barbaren. Tödtet sie, wenn ihr sie findet. Aber Derjenige, der bei mir wohnt, ist ein guter Mensch; er ist mein Freund; mein Haus ist seine Burg; ich bin kein Soldat,

aber ich will ihn vertheidigen. Ehe ihr an ihn kommt, müßt ihr über meinen sterbenden Körper schreiten. O meine Freunde! welcher rechtschaffene Mann würde wol bei mir einkehren wollen, wenn ich litte, daß meine Wohnung mit dem Blute eines Unschuldigen befleckt würde?

Diese Worte besänftigten den Zorn der Schwarzen; sie gingen, beschämt über die Absicht, mit der sie gekommen waren, zurück, und einige Tage nachher bezeugten sie dem Murray selbst, wie lieb es ihnen sei, daß sie an der Vollbringung eines Verbrechens wären gehindert worden, welches ihnen immerwährende Gewissensbisse verursacht haben würde.

Nun nur noch Ein Beispiel dieser Art, und zwar unter allen das bewundernswürdigste. Ein Portugiesischer Sklav, der sich selbst aus der Sklaverei befreiet hatte, und in die Wälder geflüchtet war, erfuhr, daß sein alter Herr wegen eines ihm schuldgegebenen Mordes in Verhaft genommen sei, und am Leben bestraft werden solle. Plötzlich erwachten in ihm Empfindungen der großmüthigen Liebe auf, welche sein Herz mit ungewöhnlichem Heldenmuthe entflammten. Er lief zurück nach dem Orte, wo sein Herr gefangen saß; hier erschien er vor Gericht, und klagte sich selbst des Verbrechens an, um dessentwillen sein Herr in Fesseln gelegt war. Seine sinnreiche Großmuth wußte die Sache so wahrscheinlich zu machen, daß man ihm glaubte, seinen Herrn los ließ und ihn selbst zum Tode führte.

Wenns unter uns Europäern und Kristen einmahl Einem nicht recht nach Wunsche geht, mit welchen Klagen und Vorwürfen muß da nicht oft der Himmel sich bestürmen lassen! Der unglückliche und bescheidene Schwarze hingegen läßt der göttlichen Regierung mehr Gerechtigkeit widerfahren, und mißt sich selbst die Schuld von seinen

Leiden bei. Er glaubt in seiner Einfalt, Gott habe anfangs Schwarze und Weiße mit gleichen Vorzügen erschaffen, und wenn er ja die eine von diesen beiden Gattungen besser, als die andere, begabt habe, so seien es die Schwarzen gewesen. Gott habe ihnen darauf zwei verschiedene Arten von Glückseligkeit gezeigt — Gold auf der einen, Künste und Wissenschaften auf der andern Seite. Die Schwarzen hätten das Gold gewählt, und zur Strafe ihres Geizes wären sie darauf verdammt worden, auf ewig Sklaven der Weißen zu sein.

Dennoch erliegen sie häufig unter der Bürde ihres Elends. Aus Sehnsucht nach ihrem Vaterlande und aus Verzweiflung über ihren bejammernswürdigen Zustand fallen sie oft in eine tiefe und stumme Schwermuth. Alsdann erhenken sie sich entweder, oder verschlingen Erde, Kalk, Asche und andere Unreinigkeiten, und sterben endlich an einer unheilbaren Wassersucht. Dabei hegen sie die zuversichtliche Hoffnung, nach ihrem Tode in ihr Vaterland, zu ihren Ältern, Freunden und Verwandten zurückzukehren. Ist es so weit erst mit ihnen gekommen, dann sind weder gütige Begegnung, noch Drohungen und Strafen in Stande sie von dem Vorsatze, zu sterben, abzubringen. Der Wahn, ihre Freunde wiederzusehen, überwiegt bei ihnen alle gewöhnliche Gegenmittel.

Ein Englischer Major Crips, auf der Insel St. Christoph, fiel auf eine sonderbare Heilart dieser Heimsucht, die dem Übel nicht angemessener sein konnte. Fast alle Sklaven waren damit befallen; täglich erhenkten sich einige, in der Hoffnung, in ihrem Vaterlande wieder aufzuleben; und zuletzt faßten sie alle den einmüthigen Entschluß, in einer gewissen Nacht in die Wälder zu fliehen,

und sich da in Gesellschaft zu erhenken, um zugleich zu ihren Vätern und Verwandten wieder versammelt zu werden.

Der Major erfuhr es, ließ gleich eine Menge Kessel und andere Geräthe, die zu einer Zuckersiederei gehören, auf Wagen und Karren packen, und eilte auf den Platz hin, wo seine Schwarzen sich eben zur Reise in die andere Welt fertig machten. Er näherte sich ihnen mit einem Stricke in der Hand, bat sie ganz ruhig, sich nicht stören zu lassen, und sagte ihnen, er sei entschlossen, sie zu begleiten, weil er in ihrem Vaterlande eine Zuckerplantage gekauft habe, wo er sie ungleich besser, als ihre Landsleute, brauchen könne, die zu diesen Arbeiten noch nicht gewöhnt seien. Wären sie dann einmahl da angelangt, wo gar keine Hoffnung zu entfliehen mehr übrig sei, so werde er sie Tag und Nacht arbeiten lassen, ohne ihnen einen einzigen Ruhetag zu geben. Überdas würde er sich dort, wegen ihrer jetzigen strafbaren Absicht, ihn zu verlassen, durch größere Beschwerlichkeiten und Drangsale an ihnen zu rächen wissen. Sein Aufseher, den er vorausgeschickt, habe sich schon aller Derer, die entflohen seien, bemächtiget, und lasse sie bis auf seine Ankunft mit Fesseln an den Füßen arbeiten.

Die Miene voll Zuversicht, womit der Major redete, die ankommenden Wagen mit Kesseln und Geschirr, ließen den armen Schwarzen nicht den geringsten Zweifel übrig. Sie fingen erst an, leise mit einander zu reden, warfen sich endlich zu des Majors Füßen, und versprachen heiligst, nie wieder an die Rückkehr in ihr Vaterland zu denken.

Er machte anfangs Schwierigkeiten, ließ sich aber doch endlich durch seine weißen Bedienten bereden, sie wiederum zu Gnaden anzunehmen, aber nur unter der Bedingung, daß, wenn ein Einziger sich erhenken werde, er alle übrigen

durch denselben Weg ihm nachschicken wolle, um sie in seiner Zuckerpflanzung in ihrem Vaterlande durch stärkere Arbeiten zu strafen. Nach diesem Vorfalle fiel es Keinem wieder ein, durch Selbstmord zu seinen ehemahligen Freunden gelangen zu wollen.

Ein anderer Einwohner ebenderselben Insel brauchte einen ähnlichen Kunstgriff, der eben so gute Wirkung hatte. Er ließ nämlich allen Denen, die sich erhenkt hatten, Kopf und Hände abhauen, und diese in einem eisernen Käfich, den übrigen Schwarzen zur Schau, an einem Baume, nahe an seinem Hause, aufhängen. Erhenken, sagte er zu ihnen, möchten sie sich, so oft und viel sie wollten; aber dann wolle er sie auch ohne Kopf und Hände in ihrem Vaterlande herumirren lassen.

Die Schwarzen zweifelten indeß nicht, daß die Verstorbenen Kopf und Hände abholen würden, weil sie glaubten, daß die abgeschiedenen Seelen ihre beerdigten Körper aus der Gruft heraus und mit in ihr Vaterland nähmen. Sie wunderten sich aber nicht wenig, da sie sahn, daß die abgehauenen Köpfe und Hände immer an demselben Platze blieben; und sie hörten auf, sich selbst zu erhenken, aus Furcht, verstümmelt bei den Ihrigen anzulangen.

Bedarf es mehr, als die klägliche Geschichte von den Drangsalen dieser unglücklichen Afrikaner zu lesen, um überzeugt zu werden, daß ein anderes Leben bevorsteht, in welchem die ewige Gerechtigkeit Gottes die Thränen der Unschuld in Freude verwandeln, und den Unterdrücker zur wohlverdienten Strafe ziehen wird?

O ihr jungen Freunde, denkt ja, so oft ihr Zucker genießt, an den beweinenswürdigen Zustand Derer, durch

deren Hände er zuerst gegangen ist! Das wird euren Seelen besser thun, als der Zucker euren Magen.

Aber damit ich euch nicht mit den traurigen Vorstellungen, welche die Lesung dieses Aufsatzes in euch verursacht hat, von mir gehen lasse, so vernehmt nun am Ende desselben noch etwas recht Erfreuliches.

Gottlob! die Zeit scheint da zu sein, daß unsere unglücklichen schwarzen Brüder, wo nicht ganz aus der Sklaverei befreit, doch wenigstens einer Erleichterung ihres Zustandes theilhaftig werden sollen. Schon ist ein glücklicher Anfang hiezu gemacht worden; und was läßt sich von der mildern Denkart unserer Zeiten nicht erwarten, sobald nur erst die guten Könige und Herrscher, welche über das Schicksal dieser Unglücklichen zu gebieten haben, die bejammernswürdige Lage derselben einmahl recht beherzigen werden! Hört, was bereits geschehen ist, und hofft mit mir, in kurzen noch größere und rührendere Schauspiele zu erleben, welche der Menschheit zur Ehre gereichen werden.

In Nordamerika giebt es, wie ihr wißt, ein Land, welches Pensilvanien heißt. Dieses Land ist, unter der Anführung eines gewissen Pen, von einer Gesellschaft von Kristen angebaut worden, welche sich vornehmlich dadurch von andern auszeichnen, daß sie als leibliche Brüder mit einander leben, alle Pracht und Üppigkeit zu vermeiden suchen, und sich einer recht großen Frömmigkeit befleißigen. Man hat diese Leute Quäker, das heißt, Zitterer genannt, und zwar aus folgender Ursache:

Sie haben unter sich keine eigentliche Geistliche, oder Prediger, sondern Jeder von ihnen, es sei Mann oder Weib, hat das Recht, in ihren Versammlungen aufzutreten und über Dasjenige zu reden, was ihm für seine Brüder

wichtig zu sein scheint. Sie haben dabei den Glauben, daß Gott selbst ihnen Dasjenige jedesmahl eingebe, was sie vortragen sollen. Dieser Glaube und der Eifer fürs Gute, der sie belebt, erwärmt ihre Herzen dabei so sehr, daß sie unter den Reden oft an allen Gliedern zittern. Seht da die Ursache, die ihnen den Namen Zitterer zugezogen hat.

Vor einigen Jahren nun stand in der Versammlung dieser Quäker ein Mann auf, und fing an, als wenn er wirklich begeistert wäre, folgendermaßen zu reden:

Wie lange, meine Brüder, werden wir zwei Gewissen, zwei Maße, zwei Wagen haben, die einen zu unserm Vortheile, die anderen zum Elende unsers Nächsten, und die beide gleich falsch sind? Kommt es uns — sprecht, meine Brüder! kommt es uns in diesem Augenblicke wol zu, uns zu beklagen, daß das Englische Parlament uns unterjochen, uns die Fesseln der Unterthänigkeit anlegen will, indeß wir selbst seit länger als einem Jahrhunderte die Werke der Tirannei ruhig dadurch ausüben, daß wir in den Fesseln der härtesten Sklaverei Menschen halten, die unsers Gleichen, unsere Brüder sind?

Was haben uns diese Unglücklichen gethan, welche die Natur durch so weite Strecken, durch ein unermeßliches Weltmeer von uns getrennt hatte, und die unser Geiz bis in ihren brennenden Sandwüsten oder in ihren Wäldern unter den Tigern aufgesucht und hergeholt hat? Welches war ihr Verbrechen, daß sie aus einem Lande weggerissen werden mußten, welches sie ohne Arbeit nährte, um durch uns auf einen Boden verpflanzt zu werden, wo sie unter den schweren Arbeiten der Knechtschaft erliegen müssen?

Welche Familie hast du denn erschaffen, himmlischer Vater, wo die ältesten erst die Güter ihrer jüngern Brü-

der geraubt haben, und sie hernach noch mit der Ruthe in der Hand zwingen wollen, dasselbe Erbtheil, das man ihnen abgenommen hat, mit dem Blute ihrer Adern, mit dem Schweiße ihres Angesichts zu düngen?

Beweinenswürdiges Geschlecht, das wir zum Vieh herabsetzen, um es grausam zu beherrschen, in welchem wir alle Fähigkeiten der Seele ersticken, um seinen Rücken und seine Arme mit Lasten zu erdrücken; in welchem wir das Bild der Gottheit und den Stempel der Menschheit unkenntlich machen! Ein in den Fähigkeiten seiner Seele und seines Leibes, in seinem ganzen Wesen verstümmeltes Geschlecht!

Und wir sind Kristen? Und wir sind Engländer? Volk, das vom Himmel begünstiget und zur See gefürchtet wird! Wie willst du frei und Tirann zugleich sein?

Nein, meine Brüder! es ist Zeit, daß wir unter uns selbst einig seien. Laßt uns diese unglücklichen Schlachtopfer unsers Stolzes und unserer Habsucht frei sprechen; laßt uns den Schwarzen die Freiheit schenken, die der Mensch dem Menschen nie rauben sollte.

Möchten doch alle kristliche Gesellschaften, nach unserm Beispiele, ein durch zweihundertjährige Räubereien und Verbrechen fest eingewurzeltes Unrecht wieder gut machen! Möchten endlich diese so lange in der Erniedrigung gehaltenen Menschen ihre von Fesseln freien Hände und mit Thränen der Dankbarkeit erfüllten Augen zum Himmel erheben! Ach, diese Unglücklichen haben bis dahin nur die Thränen der Verzweiflung gekannt! —

So sprach der wackere Quäker; und welches war der Erfolg? Das Gewissen seiner Brüder wurde rege, und durch ganz Pensilvanien wurden alle Sklaven für frei

erklärt. Heil dem Menschenfreunde, dessen Stimme das Gewissen seiner Brüder rege machte, und Heil der frommen Brüderschaft, welche an ihre Pflicht nur erinnert zu werden nöthig hatte, um sie sogleich in Erfüllung zu bringen!

Kein gutes Beispiel geht verloren. Es ist ein Samenkorn, welches ausgestreut wird, und welches, wo nicht gleich, doch über kurz oder lang, tausendfältige Früchte trägt.

Schon hat die menschenfreundliche That der Quäker eine heilsame Folge gehabt. Die Königinn von Portugal hat, wie ich in den Zeitungen gelesen habe, verordnet, daß in allen ihren auswärtigen Besitzungen die Kinder der Sklaven, welche bis dahin auch Sklaven waren, für frei erklärt werden sollen.

Also schiene wieder eine Ungerechtigkeit weniger in der Welt! Freuet euch, meine jungen Leser, daß ihr vielleicht die Zeit erleben könnt, da in mehren Ländern alle Unterdrückungen aufhören werden; und wenn ihr selbst erst groß und Männer von Einfluß seid, o, so helft doch ja, wo und wie ihr können werdet, den Anbruch dieser glücklichen Tage beschleunigen! *)

---

*) Daß in den neuesten Zeiten, besonders auf Betrieb des edlen Wilberforce im Englischen Parlamente, die Abschaffung des Sklavenhandels in allen Staaten von europäischer Bildung ausgesprochen worden, ist bekannt. Nur hie und da wird derselbe von gewissenlosen Menschen noch heimlich betrieben.

Lorenz und Leonore,

eine lehrreiche Geschichte, besonders für junge Mädchen, welche das Lesen lieben.

Zu B., einer kleinen Stadt unweit H., lebte ein guter ehrlicher Bürger, Namens Lorenz, mit seiner Gattinn Anne glücklich und zufrieden von seinem Gewerbe, welches eine Gastwirthschaft war. Überall, im Städtchen und in der Nachbarschaft, war sein Name als der Name eines braven Mannes bekannt; und wer von den durchreisenden Meßleuten nicht bei Lorenz einkehren konnte, der glaubte kein Glück auf der Reise zu haben. Denn von allen Wirthen auf der Nachbarschaft war Keiner so fleißig und so freundlich wie er, und dabei so ehrlich.

Wegen der ersten Eigenschaft pflegte er sich durch ein altes Sprichwort zu rechtfertigen, welches er in seiner Jugend gelernt hatte, nämlich: daß des Herrn Auge die Pferde fett mache, und Fleiß nie Hunger leide. Das Freundlichsein aber, sagte er, kostet nichts, und ehrlich währt am längsten.

So sah man ihn also immer am frühsten auf im Hause, im kurzen Kamisölchen und oft bei warmem Wetter mit bloßem Kopfe. Entweder sah er im Stalle nach den Pferden, oder er war im Garten, und half selbst mit graben, wobei man ihn denn oft mit der Lerche in die Wette sein fröhliches Morgenlied empor zu dem Geber alles Guten singen hörte.

Dann aber riefen ihn schon zuweilen drei Stimmen zugleich zu ankommenden Fremden, die er alsdann in seinem Futterhembe und kahlem Kopfe nicht mit weniger

Anstand empfing, als ob er in einem Frack mit Tressen und mit gepuderten Haarlocken vor ihnen dastände.

Nicht nur die gewöhnlichen Dinge, die man bei einem Wirthe zu fodern oder zu erfragen hat, wußte er zu geben, oder zu beantworten, sondern man konnte sich auch sehr darauf verlassen, wenn er in Ansehung einer Reisegelegenheit befragt wurde, daß er immer die beste Auskunft gab, oder den besten Rath ertheilte; denn er selbst war in seiner Jugend viel auf Märkte gereis't, wohin sein Vater, ein Tuchmacher aus Flandern, ihn mit groben Tüchern geschickt hatte.

Und wenns sich nun ereignete, daß Leute zu Nacht bei ihm blieben, oder Nachbarn an einem müßigen Abend, wo kein Verkehr war, bei ihm einsprachen, so wußte er sie mit Erzählungen aus seiner Heimath und dem letzten Flandernschen Kriege, und den verschiedenen Begegnissen, die überall im menschlichen Leben zu nützen sind, so zu unterhalten, daß Keiner unbefriedigt oder unlustig, die meisten vielmehr mit dem festen Vorsatze zu Hause gingen, Vater Lorenz bald einmahl wieder zu besuchen.

Seine liebe Anne, eine etwas stille, aber reinliche Holländerinn, kam denn auch zuweilen mit ihrem Spinnrade oder Strickstrumpfe dazu. Zwar lächelte sie nur selten zu den lustigen Gesprächen und Einfällen ihres Mannes, wobei Alles umher oft aus vollem Halse lachte, aber doch liebte sie ihn von ganzem Herzen. Sie pflegte seiner, wenn er von Arbeit ermattet war, und besänftigte seinen Unwillen, wenn er Verdruß mit schlechten Leuten gehabt hatte.

Auch that sie selbst Alles, was eine ordentliche Wirthinn thun muß, legte selbst Hand an, und litt nicht, daß eins ihrer Mägde müßig da stand, oder daß in ihrem

Hause durch Nachlässigkeit etwas zu Trümmern ging. Und kein Abend ging vorbei, daß nicht Beide, noch ehe sie ihr Tagebuch mit ihrem himmlischen Versorger abschlossen, auch das tägliche Haushaltungsbuch ihres irdischen Segens gemeinschaftlich richtig machten.

So boten diese beiden rechtschaffenen Eheleute sich in Allem die Hand, und hatten nur Einen Willen, bis auf einen einzigen Punkt, die Erziehung ihrer Tochter; denn hier ging Mutter Anne mit Vater Lorenz nicht Einen Weg.

Dieser hielt es für eine Art von Dankbarkeit, die er dem Himmel für den ihm bei seinem Gewerbe verliehenen Segen schuldig wäre, daß er sein einziges Kind einmahl ebenderselben Lebensart widmete, bei der er sein Brot und seine Zufriedenheit gefunden hatte. Er wünschte daher, daß Mutter Anne sie frühe schon zu den kleinen häuslichen Arbeiten gewöhnen möchte, die sie dazu geschickt machten, und hatte alsdann sein Auge auf einen geschickten jungen Mann aus der Nachbarschaft geworfen, der ihn als seinen Vater liebte, und sich in allen Stücken von ihm leiten und führen ließ.

Sieh, sprach er denn zu Mutter Annen, sieh, das wäre denn doch so hübsch, wenn wir beiden Alten denn so einmahl müde von der Arbeit und Hitze des Tages uns in irgend einer schattigen Ecke hinsetzen könnten, und zusehen, wie's die jungen Leutchen treiben, und allenfalls dann einmahl, wenn etwas schief gehen wollte, sagen: seht, Kinder, so müßt ihrs machen; so gehts besser; und sie wären dann auch so vergnügt bei ihrem Fleiße und ihrer Arbeit, als wir Beide unter Gottes Segen es immer gewesen sind!

Das sagte er oft; aber Mutter Anne schwieg meistens still dazu, und sagte: das Mädchen ist so zart, sie würde

es nicht aushalten; sie kann ja auf eine andere Art in der Welt fortkommen.

Nun antwortete er zwar oft: Arbeit macht stark; du solltest das Mädchen nicht in eine Schule schicken, wo sie statt Spinnen und Strumpfstricken, Filet macht, solltest sie zwischenher, statt sie Romane lesen zu lassen, hübsch in die Küche nehmen, damit sie auch so einen schönen Eierkuchen backen lernte, als ihre Mutter; — aber es sei nun, daß Mutter Anne das ganze Geheimniß kluger Weiber zur Mitgabe bekommen hatte, die mit Stillschweigen und scheinendem Nachgeben sicherer zu ihrem Zwecke kommen, als die ärgsten Widersprecherinnen, oder daß das Mädchen wirklich zu schwach zu der Lebensart einer Wirthinn war; genug, Leonore, so hieß die Tochter, blieb bei ihrem Filet und bei ihrem Lesen und ward dadurch bald auf einer andern Seite im ganzen Städtchen so bekannt, als ihr Vater war.

Den ersten Grund dazu hatte der Hofmeister auf dem Amte gelegt, ein junger Mann, der das Leere seiner Kenntnisse und seiner Thätigkeit mit lauter Empfindeleien auszufüllen suchte.

Überall empfand er, wo er handeln sollte, und sein Beispiel sowol, als auch seine Lehren, zweckten darauf ab, die ihm anvertrauten jungen Leute nicht zu wackern thätigen Männern, sondern zu faselnden Schwärmern zu bilden, die sich eine Hütte in einer Wüste zum Aufenthalt, statt der bewohnten Welt, wünschten, und Klagelieder über das Elend und die Ungerechtigkeiten in der Welt sangen, da doch ihres Vaters Haus ein Sammelplatz von Gutherzigkeit und Vergnügen war, und so mancher Bauer, der ihm durch Geschenke für seinen Rechtsspruch danken wollte, zurückgewiesen wurde, weil er rechtmäßig erworbene Güter

genug besaß, und nichts besitzen wollte, was er nicht verdient hatte.

Dieser junge Mann, der seine überspannten Begriffe einer damahls herrschenden und so viel Unheil stiftenden Sekte von Empfindsamen verdankte, kam zum Unglück zuweilen in Lorenzens Haus, und fand bald, daß, so wenig die fröhliche, heitere Stimmung des guten Vaters Lorenz mit der seinigen übereinkam, es ihm doch leicht fallen würde, aus der sanften Leonore bald eine eifrige Schülerinn der Empfindsamkeit zu machen.

Er gab ihr zu dem Ende zuerst eine Übersetzung von Young's Nachtgedanken, und ohne daß sie im Stande war, abzusondern, was die Lage des bedauernswürdigen Greises Schwarzes und Übertriebenes in seine Bilder gemischt hatte, sah sie von nun an die ganze Welt als eine Todtengruft, oder als einen Aufenthalt von Menschen an, vor denen man zurückbeben, sich in eine einsame Zelle einschließen, oder mit wenigen einstimmigen edlen Seelen darüber klagen müsse.

Sie that dieses auch oft in Briefen an den Herrn Seufzer — dies war der Name des empfindsamen Mannes — und nichts war lächerlicher, oder vielmehr trauriger, als zu sehen, wie diese beiden Leute vor dem vielen wahren Guten, welches überall in Gottes Welt verbreitet liegt, die Augen verschlossen, nichts dazu beitrugen, die wahren Übel, worunter die Menschheit seufzt, zu verringern, und sich dagegen lauter eingebildete Übel erdachten, die in der Natur nicht sind, und lauter eingebildete Pflichten, deren Erfüllung auf nichts Gemeinnütziges abzweckte.

So war, zum Beispiel, dies eine Probe davon, daß Leonore alles Tödten des Federviehes, der Schafe und

Schweine und dergleichen, welches ihre Wirthschaft erforderte, nie ohne Schaudern, als ein Opfer unserer Üppigkeit und unserer Unmenschlichkeit ansehen konnte, auch keine Spinne oder Fliege um Alles in der Welt willen getödtet hätte. Dahingegen konnte sie es gleichgültig und ohne Empfindung ansehen, daß ihre Mutter es sich den ganzen Tag sauer werden ließ, und es fiel ihr gar nicht ein, wie es sich doch für eine brave Tochter geschickt hätte, derselben zu einiger Erleichterung ihrer Arbeiten die Hand zu bieten.

Eben so fühllos war sie gegen die zunehmenden Erinnerungen ihres Vaters, der nun oft und mit Recht auf ihre Bücher und auf ihre Schreibereien ernstlich zu schelten anfing. Herr Seufzer ermangelte dann, so oft er zugegen war, niemahls, die Partei der Tochter gegen den Vater zu nehmen; er rühmte die verfeinerten Empfindungen derselben, und bedauerte, daß ihr Vater selbst kein Gefühl dafür habe.

Aber Vater Lorenz antwortete: er gebe nicht einen Deut um die feinen Empfindungen, die den Menschen für die menschliche Gesellschaft unthätig machen, und eine Magd mit dem Besen in der Hand, die den Kuhstall auskehrte, sei ihm ehrwürdiger, als eine Hausfrau, die das ganze Hauswesen in Unordnung gerathen lasse, und unterdeß lange Briefe voll Tugendlehren schreibe.

Der arme Lorenz! so sehr er Recht hatte, so war doch das Übel bei seiner Tochter nun schon unheilbar geworden. Sie tröstete sich mit ihren verfeinerten Empfindungen gegen Alles, was ihr Herz noch von den Vorwürfen ihres Vaters zu fühlen im Stande war, und wurde unmenschlich, gerade aus überspannter und falsch verstandner Menschlichkeit.

Eines Tages, als der gute Vater, um dem Dinge, wo möglich, Einhalt zu thun, sie in Abwesenheit der Mutter vornahm, und ihr auf das dringendste vorstellte, daß sie das Glück seiner letzten Tage machen würde, wenn sie dem jungen Philipsen, so hieß der Mann, den er lieb hatte, weil er fleißig war, und dem er die Wirthschaft zu übergeben dachte, die Hand gebe, antwortete sie ihm in den weinerlichen Ausdrücken, die ihr durch das Lesen empfindsamer Bücher so geläufig geworden waren:

Daß sie lieber hinwelken wolle, wie ein Blümchen in der Mittagssonne; lieber in der dürrsten Sandwüste in einer Hütte, als bei so einem Manne leben wolle, der besser mit Pferden und Fuhrleuten, als mit einer Frau von feinen Empfindungen umzugehen wisse.

Und als der Vater sie darauf fragte: wo ihr denn in der dürren Sandwüste ihre feinen Empfindungen Brot schaffen würden? antwortete sie weinend: daß es ja noch wol irgendwo menschliche Seelen geben würde, die sich einer armen unschuldig Verlassenen erbarmten, wenn ihr Vater hart genug sein könnte, sie zu verstoßen.

Sie hatte dieses letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als die Mutter zum Glück oder Unglück dazukam, und die Unterredung dadurch aufhob, daß sie ihre weinende Tochter hinauf auf ihre Stube schickte, dem guten Lorenz aber Gäste ansagte, die ein Abendessen verlangten, und dann weiterreisen wollten.

Sein Beruf wurde ihm also oft das Mittel gegen Verdruß und Kummer; dahingegen Leonore es in der Feder suchte, und die rührendsten Briefe an Seufzer schrieb, der dann nicht unterließ, sie von seiner Seite auf das zärtlichste und empfindsamste zu trösten.

Er beseufzte mit ihr in den rührendsten Ausdrücken die Ungerechtigkeit des Schicksals, welches sie verdammt habe, die Tochter eines Gastwirths zu sein, da sie doch mit einem Herzen geboren sei, welches für nichts, als für das Schöne und Edle Gefühl habe; mit einem Herzen, welches, von den reinsten Engeltrieben bewegt, nach dem Umgange und der Vereinigung mit höhern Wesen sich sehne, und dem also jede niedrige Beschäftigung (so nannte der Narr die Berufspflichten einer Hausmutter!) nothwendig Widerwillen und Ekel verursachen müsse.

Lorenz hatte indeß, vermuthlich durch jene Unterredung veranlaßt, dem Herrn Seufzer die Besuche bei seiner Tochter verboten, und das hätte leicht eine noch gefährlichere Folge haben können. Denn obgleich Leonorens Geistigkeit sich eigentlich noch nichts von Liebe zu der Person des Herrn S. träumen ließ, so schwebte doch der Wunsch, mit so einem sanften, gefühlvollen Manne in irgend einem Winkel der Erde ihr Leben hinzuleben, schon in dem Hintergrunde ihrer Seele, gleich einzelnen Punkten zu einem noch unvollendeten Bilde.

Zum Glück oder Unglück löschte das Schicksal selbst diese Punkte, sobald sie entstanden waren, wieder aus; denn Herr S. wurde in seiner Heimath zu einer Predigerstelle berufen, und so sehr er auch angefangen hatte, vermöge der selbstgeschaffenen Leiden an Leonoren zu hangen, so hielt ihn doch eine schon früher eingegangene Verbindung mit der Französinn des Hauses, worin er als Hofmeister gedient hatte, ab, dem geheimen Wunsche seines Herzens, Leonoren zu besitzen, nachzuhängen.

Er folgte also seinem Berufe, und nahm nur in einigen trostlosen — oft durch — Empfindungsstriche unter-

brochenen — und — durch Thränen — halb wieder — ausgelöschten — Zeilen — Abschied von Leonoren. Er beschwor sie, sich nicht der Verzweiflung zu überlassen; versprach, einen ewigen Briefwechsel mit ihr zu unterhalten, und empfahl ihr, zur sichern Führung desselben, den Schreiber auf dem Amte, einen Mann von nicht völlig so schwärmerischen Gefühlen, aber der doch immer noch empfindsam genug war, um an den Grillenfängereien dieser Leute Theil zu nehmen, und ihnen zur Fortsetzung derselben seine Hand zu leihen.

Nach und nach wurde der Umgang dieses Mannes mit Leonoren vertrauter und enger; Beide fanden endlich, daß sie für einander geschaffen wären; und da er zu eben der Zeit eine kleine Stadtbedienung erhielt, deren Einkünfte aber freilich nicht hinreichten, ohne Mitarbeit der Frau, sie Beide zu ernähren, so bewarb er sich um ihre Hand, und erhielt sie. Ob mit oder wider Willen des guten Lorenz, das ist eine Frage, die auf immer unbeantwortet bleibt; denn ehe noch die Verbindung vollzogen wurde, starb dieser brave Mann, wie er es sich immer von Gott erbeten hatte, an einem Schlagflusse, da er noch eben, von seinen guten Nachbarn umringt, ihnen die kurzgefaßte Geschichte einer sehr vergnügten Begebenheit seines Lebens mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und mit Dank gegen den Himmel zu erzählen beschäftigt war. Der ganze Ort beweinte ihn und folgte seiner Leiche, und jedem vorbeireisenden Fremden zeigte man seinen Grabhügel mit den Worten: Da liegt unser Vater Lorenz!

Der junge Philipsen übernahm nun bald die ganze Wirthschaft, da Mutter Anne nicht mehr Lust dazu hatte, heirathete eines dortigen Bauers Tochter, ein flinkes, lu-

stiges, zur Arbeit gewöhntes Mädchen, die mit ihrem Manne in die Wette arbeitete, und sammt ihm dem Städtchen und den Reisenden bald das wurde, was Lorenz und seine Anne ihnen vorher gewesen waren.

Leonore beweinte ihren Vater gleichfalls mit der ganzen Empfindsamkeit, die ihr eigen war. Ihr Liebhaber suchte sie zu trösten, und es gelang ihm. Von nun an beschäftigte sich ihre ganze Seele nur mit der Ausbildung überspannter Vorstellungen von der überirdischen Glückseligkeit, die sie im Ehestande zu finden hoffte, wobei sie weder die Pflichten, noch die Sorgen und Lasten einer Hausmutter in Rechnung brachte. Sie hoffte vielmehr, das volle Maß einer eingebildeten Glückseligkeit, welche ihre Romane ihr vorgezeichnet hatten, ununterbrochen zu genießen, und mit diesen unseligen übertriebenen Erwartungen trat sie in einen Stand, welcher zwar der reichste an wahrer Glückseligkeit, aber auch an Sorgen und mannichfaltigen Mühseligkeiten für den Mann und für das Weib unter allen der schwerste ist.

Nachdem Mutter Anne ihre Wirthschaft dem jungen Philipsen übertragen, und ihre Sachen in klingende Münze verwandelt hatte, zog sie zu ihrer Tochter ins Haus, die das erste halbe Jahr hindurch sich ganz den Freuden einer empfindsamen Liebe überließ.

Artig eingerichtet, wohl gekleidet, mit einer niedlichen empfindsamen kleinen Bibliothek versehen, that sie den ganzen Tag nichts, als lesen und schreiben, und überließ einer Magd ihre ganze Wirthschaft, die denn auch natürlicher Weise gar bald in eine solche Verfassung gerieth, daß man sogleich beim ersten Anblicke wissen konnte, daß die Vorste-

herinn derselben keine Wirthinn war. Alles lag unter und über einander in Schmutz und Staub, und Sachen, welche ein ganzes Leben hindurch zum Gebrauch und zur Zierde dienen konnten, wurden in kurzer Zeit verwahrloset.

Eben diese Nachlässigkeit erstreckte sich auch über den Einkauf der Nahrungsmittel und aller übrigen Bedürfnisse, ein Geschäft, welches ihr viel zu niedrig vorkam, und welches sie daher gleichfalls dem Gesinde überließ. Und da brauche ich nun wol nicht erst zu sagen, wie oft sie dabei hintergangen und übervortheilt wurde, weil eine bekannte Erfahrung ist, daß auch treue Dienstboten durch die Nachlässigkeit ihrer Herrschaft nicht selten zur Untreue verleitet werden.

Bei dieser Vernachlässigung ihres Hauswesens suchte Leonore nun auch noch ihren Gatten zu einer ähnlichen Unthätigkeit in seinen Berufsgeschäften zu bewegen, damit er, wie sie sagte, desto öfter mit ihr zugleich den Vergnügungen und Veredlungen des Geistes durch gemeinschaftliches Lesen obliegen möchte. Alle andere Sorgen, sagte sie, beträfen doch nur körperliche Dinge, und Alles, was dadurch erspart werde, sei nicht eines Augenblicks werth, den man sich dadurch von den edlern Beschäftigungen des Geistes entziehe.

Sie verlangte also von ihrem lieben Erdmann (das war der Name ihres Gatten), daß er nicht mehr den ganzen Tag selbst seinen Posten verwalten, sondern zu denjenigen Geschäften, welche zu Hause geschehen könnten, einen Bedienten halten möchte. Erdmann that dies wirklich, theils aus empfindsamer Liebe zu seiner Leonore, theils aus körperlicher Bequemlichkeit und Ruhe, denn diese liebte er vorzüglich.

Dagegen mußte er denn aber auch, da er sich nicht den ganzen lieben langen Tag ununterbrochen mit Lesen oder Küssen beschäftigen konnte, dann und wann diese oder jene Ge-

sellschaft zu sich bitten, um eine Flasche Wein, oder eine Bole Punsch mit ihr auszuleeren; wobei Leonore irgend ein schönes Gedicht aus dem neuesten Musenalmanach, oder die anziehendsten Stellen aus einem der neuesten Romane vorlas.

Dieses herrliche Leben dauerte ununterbrochen ein halbes Jahr durch, und fast fing Leonore an zu glauben, daß diese Welt doch wol so böse nicht sei, als sie sonst gedacht hatte, wenn nicht der unangenehmste Vorfall sie auf einmahl wieder auf Young's nächtliche Trauerbühne zurückgerufen hätte. Der Bursche nämlich, den Erdmann zum Schreiber genommen hatte, war ein Schurke, und machte sich mit einer für Erdmann's Vermögen schon beträchtlichen Summe aus dem Staube.

Hier gingen die alten Klagen von schlechten Menschen und verfolgendem Schicksale wieder von vorn an, und sie würden noch ärger geworden sein, wenn nicht Mutter Anne noch gerade so viel harte Thaler stehen gehabt hätte, als zur Ersetzung des erlittenen Verlustes nöthig waren. Kurz darauf ward Leonore von einer Tochter enthunden, und nun war die große Frage, nach welcher von den unzähligen Romanen- und Schauspiel-Heldinnen unserer Zeit sie genannt werden solle? Glücklicher Weise hatte Leonore kurz vor ihrer Entbindung das Singspiel Ariadne auf Naxos aufführen sehen. Dieser Umstand entschied, und das Kind mußte, was auch Mutter Anne dazu sagte, und so sehr auch der Geistliche, der die Taufe verrichtete, den Kopf darüber schüttelte, Ariadne genannt werden.

Nun wollte sie zwar anfangs selbst stillen, denn sie war gesund und hatte Milch genung, aber ach! der Gedanke, dem süßen Liebling einst mit Gewalt oder List die Brust entziehen zu müssen, ging ihr durch Mark und

Bein. Das schien ihr eine Grausamkeit zu sein, die der des Theseus gleichen, wo nicht gar sie übertreffen würde, und kurz, sie nahm eine Amme, und zwar eine recht kostbare. Denn sie sagte, daß sie durchaus keine von den plumpen Erdenklößen (so nannte sie die gesunden Bauerfrauen) haben wolle, die den kleinen Geschöpfen mit ihrer Milch so viele grobe Sinnlichkeit einflößten.

Ein Weibsbild also, fein von Gliedmaßen und Gestalt, ward Ariadnens Amme. Diese Person verstand, wie Leonore, nichts von Haushaltungsgeschäften und Handarbeiten; aber sie konnte ihrer Herrschaft, wenn diese ruhen wollte, vorlesen, und diese Geschicklichkeit war in Leonorens Augen ein hinlänglicher Grund, sie jeder andern Amme vorzuziehen.

Die Freude über diesen glücklichen Fund wurde bald darauf durch einen unangenehmen Vorfall unterbrochen, welcher darin bestand, daß Erdmann, einer ziemlichen Schuldfoderung halber, vor Gericht gefodert wurde. Seine Gläubiger, gewöhnliche, unerträglich fühllose Menschen, die immer richtig Buch hielten, wollten einem Manne, der das nicht that, nicht länger nachsehen.

Der Richter also, ein viel zu gerechter Mann, als daß er irgend Jemand aus persönlicher Bekanntschaft zum Schaden eines Andern hätte nachsehen sollen, sah sich gezwungen, ihm, da er seine Wechsel nicht einlösen konnte, Verhaft anzukündigen.

Was war nun in dieser äußersten Noth zu thun? Klagen und Seufzer über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das, Leonorens Meinung nach, immer die besten Menschen verfolgt, wollten hier nichts helfen. Briefe, die rührendsten, die man lesen konnte, wurden auch vergeblich

geschrieben, da Niemand einen Grundbruch mit einer Hand- voll Sand auszufüllen hoffen durfte. Mutter Annens Ver- mögen bestand nur noch in wenigen Verschreibungen, die nicht sogleich zu Gelde gemacht werden konnten. Was blieb also übrig?

Nichts, als dieses, daß Leonore sich selbst überwinden und zu dem jungen Philipsen gehen mußte; ein Gang, der ihr um so schwerer wurde, da er der erste war, den sie nach ihres Vaters Tode nach diesem Hause machte, weil, wie sie sagte, gewisse Gefühle, wovon gewöhnliche Menschen freilich nichts wüßten, sie immer davon abgehalten hätten.

Allein die Noth überwand auch diesmahl alle andere Vorstellungen — und was noch besser war, sie überwand bei dem braven Philipsen alle Einwendungen wegen ehe- mahliger Verschmähung und verdienter Vergeltung. Er gab ohne viele Worte auf die viel zu schön eingekleideten Bitten der Leonore die Hälfte der nöthigen Summe gleich hin, und brachte über die andere Hälfte die Gläubiger durch sein Gutsagen fürs erste zum Schweigen.

Gewissen edlen Gemüthern ist es in solchem Falle nicht möglich, der That auch noch die Worte hinzuzufügen, — ich meine, daß er Leonoren hiebei für die Zukunft einen guten Rath gegeben, oder ihr wegen des Vorigen Vor- würfe gemacht hätte. Bescheidenheit hielt seine Zunge ge- bunden, und wenn er vorher aus edlem Stolze sich nicht um Leonorens Haushaltung bekümmert und sie nicht besucht hatte, so that er's jetzt nicht, aus dem edleren Beweg- grunde, damit seine Gegenwart nicht das Ansehen einer Erinnerung an das vorgestreckte Geld haben möge.

Schade war es indeß immer; denn vielleicht wäre Leo- nore durch den Umgang mit diesem guten Manne, so

widrig er ihr sonst auch geschienen, nun doch vielleicht allmählig dahin gekommen, einen Vergleich zwischen ihrem traurigen und seinem behaglichen Zustande anzustellen, und dadurch Geschmack an Fleiß und Wirthschaftlichkeit zu gewinnen.

Denn Philipsen's Frau hatte nunmehr auch schon einen kleinen niedlichen Jungen auf dem Schooße; aber sie hielt keine Amme, sondern stillte ihn selbst. Oft, wenn sie vor dem Feuerherde stand, und einen Eierkuchen, oder sonst Etwas zubereitete, wovon sie sich nicht entfernen durfte, nahm sie die Wiege mit in die Küche, setzte sich, wenn der Kleine die Brust verlangte, auf einen kleinen Stuhl, befriedigte sein Verlangen, legte ihn darauf so lange wieder hin, bis sie fertig war, und nahm ihn dann gleich wieder auf den Arm, weil die Mägde unterdeß ihre eigenen Geschäfte hatten, und sie sich immer freuete, wenn sie ihrem Manne auf diese Art eine Bedientinn im Hause ersparen konnte.

Nichts desto weniger war sie doch immer reinlich gekleidet, und konnte, so gut als die Postmeisterinn des Städtchens, den obersten Platz am Tische einnehmen, weil sie, freundlicher als diese, und immer heiter, ihre Gäste mit etwas Angenehmern, als mit stummen Grimassen zu unterhalten wußte.

Bei Leonoren war also nunmehr die erste dringende Noth beseitigt; aber Derjenige irret sehr, welcher glaubt, daß durch so einen Geldbeistand bei Leuten, die ohne Wirth rechnen, etwas Gutes auf die Zukunft gewirkt werde. Es ist vielmehr im Gegentheil der behagliche Zustand, der auf so eine Rettung folgt, nur zu oft eine Versuchung zu neuen Unvorsichtigkeiten.

Erdmann war ein Beispiel davon. Denn kaum sah er sich von seinen Gläubigern befreit, so dachte er nicht

mehr daran, daß die nämliche Noth wiederkommen mußte, wenn er keinen Plan machte, nur gerade so viel zu verzehren, als sein kleiner Dienst ihm eintrug. Nein, er mußte, nach wie vor, seine Flasche Wein jeden Tag haben, und wenn ihm Leonorens Gesellschaft kein Genüge that, welches sich nun immer öfter ereignete, so trank er seinen Wein auch wol mit einem Freunde außer dem Hause, und spielte dabei in Karten, oder ließ sich zu andern Spielen verleiten, die ihn von Tage zu Tage in noch tiefere Gefahr stürzten.

Leonore ihrer Seits, da sie sich nie um die Einnahme- und Ausgabe-Rechnungen in dem väterlichen Hause bekümmert hatte, auch in ihrem Young, ihrem Siegwart, ihrer Stella, nichts fand, wonach sie den Werth der zum menschlichen Leben nothwendigen Dinge schätzen und bestimmen konnte, saß nach wie vor, unbekümmert um das Einkommen ihres Mannes, und die Möglichkeit, damit auszureichen, an ihrem Schreibtische, und ließ sich die kleine Ariadne nicht anders, als etwa einmahl zum Kusse, herbringen, wenn irgend eine rührende Stelle in einem ihrer Bücher, oder der Strom eigener Empfindelei sie an dies kleine Geschöpf erinnerte.

Ihr Briefwechsel hatte sich auch wirklich so gehäuft, daß sie fast keine einzige Stunde des Tages zu andern Geschäften übrig behielt, und man muß gestehen, daß sie es in der Kunst, empfindsame Briefe zu schreiben, wirklich so weit gebracht hatte, daß ihre Aufsätze den besten gedruckten Briefen dieser Art an die Seite gesetzt zu werden verdienten. Nur Schade, daß alle die übertriebenen hohen Gefühle, welche darin herrschten, das wahre Elend, was sie dadurch unvermerkt vergrößerte, um desto tiefer fühlen machten.

Nie fiel es ihr ein, daß sie zur Verminderung ihrer

selbstgeschaffnen Leiden etwas Anders thun könne, als klagen. Täglich schüttete sie ihre Seufzer in den Busen einiger mitfühlenden Freunde aus, die weder Vermögen, noch Kraft hatten, ihr wahre Hülfe zu leisten.

Am meisten ergoß sie sich gegen den Pastor Seufzer, ihren ehemahligen, so völlig gleichfühlenden Freund, der nicht nur jetzt noch das Echo ihrer Klagen war, sondern auch von den seinen so viel darein mischte, daß sie zuweilen ihren Zustand gegen den seinigen erträglich fand.

Er hatte nämlich in seiner theuren Mariane (so hieß seine Frau) nichts als eine gemeine Französische Putznärrinn geheirathet. Da diese erst Frau Pastorinn war, fing sie bald an, alle die gewöhnlichen Eigenschaften dieser Gattung von Weibern in ihrer vollen Wirksamkeit zu äußern. Sie bekümmerte sich um nichts, als was ihre eigne theure Person betraf, schlief bis Mittag, putzte sich, steckte Hauben auf, machte Filet, und statt in Küche und Keller zu gehen, besuchte sie die herumliegenden Pfarrhäuser und Edelhöfe, erregte überall Neid oder Feindschaften, und steckte, wie mit einer Pest, alle Weibsleute mit ihren Thorheiten und verderbten Sitten an.

Der arme empfindsame Pastor fand unterdeß in seiner Bibliothek keinen Trost oder Rath, weder für umgefallenes Vieh, noch für verdorbenen Käse und Butter, und da er für baares Geld mit unnützem Gesinde zehren mußte, so sah er sich endlich gezwungen, von seinen Pfarrkindern zu borgen und zu betteln.

Es versteht sich, daß indeß alle diese Unfälle ebenfalls dem Himmel zur Last gelegt wurden, dem es nicht beliebt hatte, einem Manne von so feiner und edler Denkart aus Steinen Brot zu schaffen.

Alle diese Klagen nun fließen in Briefen an Leonore und von Leonoren zusammen, und thürmten sich zu einer fürchterlichen Höhe auf. Beiden wurde dadurch vollends alle Kraft benommen, sich nach der wahren Quelle ihres Unglücks umzusehen. Beide fanden vielmehr in diesen wechselseitigen Klagen ihren einzigen Trost, ihr einziges Labsal; so sehr ist Schwärmerei gewohnt, Nichts für Etwas zu halten!

Mutter Anne verging endlich über all dem Anschauen empfindsamer und wirklicher Leiden, bei welchen weder ihr stiller Fleiß, noch ihr kleines zurückgelegtes Vermögen die geringste Änderung mehr schaffen konnten. Der heimliche Gram tödtete sie durch eine geschwinde Auszehrung. Mit ihrer Beerdigung ging beinahe der Rest ihres Nachlasses hin, und das übrige wurde zur Tilgung der dringendsten Schuldforderungen bis auf den letzten Heller verthan.

Dennoch fiel es Leonoren noch nicht ein, daß sie jetzt zu Etwas greifen müsse, um sich vor kommender Noth zu sichern. Alles blieb in ihrem Hause, wie es gewesen war, und jeder Vorschlag, ihre Umstände zu verbessern, der aus Menschenliebe gegeben wurde, blieb unbenützt, oder wurde als hart verworfen; so sehr hatte die leidige Empfindsamkeit, sammt dem daraus entstandenen Unglücke, jede Nerve ihres Geistes erschlafft.

Endlich ging die Sache so weit, daß kein Gläubiger sich mehr hinhalten lassen wollte. Das Äußerste, was Leonoren gänzlich daniederschlagen mußte, kam. Sie sollte es sehn, daß ihre Sachen den Gläubigern preisgegeben, verkauft, und sie mit ihrem Kinde auf dem Arme, und einem Kleide und Bette versehen, aus dem Hause gewiesen würde. Dies Alles ging jetzt wirklich in Erfüllung, und die ganze, durch sich selbst elend gewordene Familie hätte unter freiem

Himmel bleiben müssen, wofern nicht ein Bekannter ihr aus Mitleid ein kleines Dachstübchen verschafft hätte.

In diesem entsetzlichen, trostlosen Zustande saß Leonore den folgenden Abend, nachdem sie und die kleine Ariadne vergeblich auf Erdmann's Zuhausekunft und auf ein dürftiges Mittagsbrot, welches er anzuschaffen versprochen, gewartet hatten. Es war ihm unmöglich geworden, sein Versprechen zu erfüllen, und da suchte er nun seinen Gram in einem bekannten Weinhause zu vertrinken, wo der Wirth ihm noch ein Glas aus Mitleid borgte.

Es war schon Dämmerung. Ariadne war vor Weinen und Müdigkeit neben Leonoren eingeschlummert. Die Amme hatte sie verlassen, ohne Zweifel, weil sie ihr Elend nicht anzusehn vermochte.

Alles um sie her war still wie das Grab, und sie saß einsam und verlassen da, die rothgeweinten Augen verzweiflungsvoll auf einen Punkt geheftet. Endlich warf sie sich auf die Erde nieder, schlug ihre Hände über ihrem Haupte zusammen, und rief voll bitterer Erinnerung ihrer Jugend und der väterlichen Warnungen aus:

O mein Vater, mein Vater! wenn du dein Kind sehen solltest, den Stolz deines Herzens, für die allein du dir's so sauer werden ließest, die du glücklich zu sehen oft mit Thränen wünschtest!

Vergieb, vergieb, wenn ich strafbar bin, und laß nicht die Rache des Himmels über unwillkührliche Widerspenstigkeit, unwillkührlich dir verursachten Kummer mich ohne Ende verfolgen! — Sieh, hier liege ich im Staube — sei noch einmahl mein Rathgeber, mein Führer, mein Vater, und sage deinem reuigen Kinde, deiner unglücklichen Leonore, was sie thun soll!

Nachdem sie diese letzten Worte ausgesprochen hatte, lag sie schluchzend und stumm da, und es kam ihr vor, als höre sie die Oreade aus Ariadne auf Naxos ihr zurufen: hinab! hinab! — von dem Felsen hinab! als auf einmahl eine ihr wenig bekannte weibliche Person in ihr Zimmer trat, sie in dem Zustande fand, die Ursache davon hörte, und ihr den Rath gab, sich an die Amtmänninn zu wenden. Diese, eine der würdigsten Frauen und schon seit einiger Zeit Witwe, war überall dafür bekannt, daß sie unglückliche Familien gern unterstützte, und manchem fallenden Hauswesen wieder emporgeholfen hatte. Nach einiger Überwindung wagte Leonore es nun auch wirklich, sich zu ihr hinzubegeben.

Sie fand diese ehrwürdige Matrone in Gesellschaft von drei jungen Mädchen, davon ein jedes ein besonderes Stück Handarbeit vor sich hatte, worin jene dieselben übte; ein Geschäft, wozu sie täglich einige Stunden recht eigentlich gewidmet hatte. Diese nannte sie ihre Zeitvertreibsstunden.

Als Leonore, die ihr gemeldet war, ins Zimmer trat, und sie ihre traurige, zur Erde gebogene Gestalt sah, stand sie auf, nahm sie bei der Hand, führte sie, ohne ein Wort zu reden, in ihr Kabinet, und hieß sie neben sich setzen.

Leonore fing darauf an, mit aller der Beredsamkeit, die ihr eigen war, ein schauderhaftes Gemählde von ihrer Noth zu machen. Sie rechnete ihre Unglücksfälle nach einander her, und schilderte die Härte ihrer Gläubiger, die ohne das geringste Mitleid die Unbarmherzigkeit gehabt hätten, sie aus dem Hause zu werfen, und ihr Alles zu nehmen, um sich wegen ihrer Schuldforderung bezahlt zu machen.

Sie berief sich hienächst auf das Zeugniß der Stadt,

für Ihr Kind etwas Anderes gethan, als es in die Welt zu setzen?

Wenn Sie sich nicht selbst noch jetzt täuschen wollen, so müssen Sie gestehen, daß Sie von allen Dem gerade das Gegentheil gethan haben. Denn statt nach Ihres Mannes Einkünften von 200 Thalern Ihre Wirthschaft einzurichten, haben Sie so gelebt, als wenn er wenigstens 4000 Thaler einzunehmen hätte. Statt sich der Geschäfte einer vernünftigen Hausfrau anzunehmen, haben Sie unnütze Bücher gelesen, die Sie nicht weiser machten, und Briefe geschrieben, die nicht das mindeste Geschäft betrafen.

Statt Ihrem Manne durch Ihrer Hände Arbeit zu Hülfe zu kommen, haben Sie ihn durch Ihren Müßiggang und empfindsame Klagen immer tiefer und tiefer hineingestürzt, und durch Ihr empfindsames Gewinsel nur noch unthätiger gemacht. Daneben haben Sie Ihr Kind einer Amme überlassen, wodurch die Kosten Ihres Hausstandes unnützer Weise vermehrt wurden, den Schaden ungerechnet, den das zarte Gemüth Ihres Kindes davon gehabt haben mag.

Ich sage nichts von den Pflichten, die Sie in Ansehung Ihrer Ältern zu erfüllen hatten, und insonderheit gegen einen Vater, dessen ganzes Leben eine Kette von Thätigkeit und Freude gewesen sein würde, wenn Sie ihn nicht durch die unseligste Verblendung um den schönsten Lohn seiner Arbeit gebracht, und sein graues Haupt mit Schmerzen in die Grube geschickt hätten.

Leonore, die alles Vorhergehende, als die Frucht kalter Vernunft und Überlegung, mit einer den Empfindsamen in solchen Fällen eignen Fassung angehört hatte, konnte sich bei dieser das Herz treffenden Stelle nicht länger hal-

ten. Unfähig, zu reden, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Eine schwächere Seele würde bei diesem Anblicke weich geworden sein, und durch zu frühzeitige und zu lebhafte Äußerungen des Mitleids vielleicht Alles wieder verderbt haben; die wackere Amtmänninn hingegen blieb stark genug, ihr mitleidiges Gefühl aus weiser Güte zurückzuhalten, um erst alle die Eindrücke auf Leonorens Herz zu machen, die sie zu ihrer Besserung für nöthig hielt.

Nachdem sie also dieselbe erst eine Weile dem Ausbruche ihres Schmerzes überlassen, sagte sie mit gesetztem Tone, indem sie ihre Hand ergriff: Mein Kind, es sollte mir leid sein, Ihnen bloß wehe gethan zu haben, ohne zugleich die Absicht zu erreichen, warum ich aus diesem Tone mit Ihnen zu reden für nöthig erachtete.

Ich wünschte, Sie zu überzeugen, daß weder Ihre Gläubiger, noch wirkliche Unglücksfälle, am wenigsten aber die Vorsehung, diese redliche Freundinn thätiger Menschen, Schuld an dem Elende waren, worein Sie gerathen sind. Sie sollten fühlen, daß Sie selbst sich ins Unglück gestürzt haben, und zwar vorzüglich durch jene unselige Empfindsamkeit, die alles wahre und edle Gefühl im Menschen tödtet, seine Wirksamkeit erschlafft, und ein schwaches, unthätiges, erbärmliches Wesen aus ihm macht, welches sein Leben in stetem Gewinsel und mit unnützem Geschwätz ohne irgend eine gemeinnützige Geschäftigkeit hinbringt.

Sehen Sie, davon habe ich Sie überzeugen wollen, damit Sie dann auch einsehen lernen, daß es lediglich in Ihrer eigenen Macht stehe, sich aus dem Irrgewinde, worein Sie sich gestürzt haben, wieder herauszuhelfen,

wenn Sie nämlich gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen, und durch Thätigkeit und Fleiß denjenigen Wohlstand wieder zu erwerben suchen, den Sie durch Unordnung und empfindsamen Müßiggang verloren haben.

Oder können Sie glauben, wenn ich auch schwach genug wäre, Ihnen jetzt gleich die erforderliche Summe vorzustrecken, wodurch Sie für den Augenblick aus allen ihren Schulden kämen, daß Ihnen ein wahrer Dienst dadurch geschähe, sobald die Ursache Ihres bisherigen Elendes nicht mit gehoben würde?

Ich habe zuviel Erfahrung von dem Gegentheil, um nicht zu wissen, daß in Fällen dieser Art vernünftige Härte allein der wahre Weg zum Wohlthun ist.

Jetzt fragt sichs, ob Sie den Muth haben, zu allen ihren versäumten Pflichten zurückkehren zu wollen, um Ihre zerrüttete Wohlfahrt auf eine dauerhafte Weise wieder herzustellen? Haben Sie den, so biete ich Ihnen hiemit meine Hand, als eine wahre Freundinn, an; haben Sie ihn aber nicht —

Hier hielt sie ein, indem sie einen festen, ausforschenden Blick auf die Unglückliche heftete. Leonore, erweicht, gerührt, erschüttert, vielleicht auch überzeugt von der Wahrheit Dessen, was sie gehört hatte, übergab sich bald ihrer Leitung, bat sie mit vielen Thränen, ihr beizustehen, und ihr zu rathen, was sie denn jetzt in dieser äußersten Verlegenheit anfangen solle?

Alles, war die Antwort, bis auf das Allernothwendigste, verkaufen, um nur erst Ihre Gläubiger zu befriedigen; dann durch eigenen unermüdeten Fleiß das Unentbehrliche erwerben, und auf das übrige Verzicht thun lernen; vornehmlich aber auch sich von heute an aller der traurigen

Bücher enthalten, die Ihren Kopf aus dem Gleise des wirklichen Lebens in eine alberne Traumwelt versetzt haben.

Leonore durfte nichts einwenden; sie fragte also nur, welch eine Lebensart oder Wirksamkeit sie ihr zu erwählen riethe? Ob das Schulhalten etwa ihren Beifall haben würde?

Wenn Sie sich getrauen, antwortete Jene, ihre Zöglinge von den Klippen, die Ihnen so gefährlich waren, abzuführen, sie zu einem thätigen, genügsamen und zufriedenen Leben zu erziehen, und ihr Herz nur in so weit empfindlich zu machen, als es sein muß, um an dem Glücke und Unglücke unserer Nebenmenschen einen hülfreichen Antheil zu nehmen; dann — aber auch nur unter dieser Bedingung — habe ich nichts dawider. Dann, aber auch nur dann, wann Sie mir dies, nach reifer Prüfung Ihrer selbst, versprechen zu dürfen glauben, kann ich Ihnen vielleicht selbst ein Kind, das ich unter meine Aufsicht genommen, anvertrauen und durch Empfehlung Ihnen vielleicht noch einige dazu verschaffen.

Leonore dankte ihr, und versprach, sich in Allem ihrer Leitung zu überlassen und ihrer Anweisung zu folgen.

Die Amtmänninn gab Leonoren Rath, wie sie es mit ihren Gläubigern am besten einzurichten habe, und erbot sich auch, mit einigen selbst zu sprechen; vermuthlich, um ihnen die Hälfte der Foderungen abzukaufen, damit sie sich wegen des übrigen desto billiger gegen sie beweisen möchten.

Sie gab Leonoren fürs erste etwas Leinwand mit, davon sie ihr Tücher nähen sollte, und schickte sie, wo nicht völlig getröstet, doch weit ruhiger fort, als sie zu ihr gekommen war.

Erdmann, der gar keine Möglichkeit, auf eine andere Art geholfen zu werden, vor sich sah, ließ sich leicht Alles

gefallen, und insonderheit dieses, daß Leonore künftig selbst mitarbeiten, und ihre ganze Haushaltung nunmehr ihren Umständen nach einschränken wollte.

Leonore erhielt nicht nur das von der Amtmänninn versprochene Kind zur Erziehung, sondern auch zwei andere, die man auf das Fürwort dieser würdigen Frau ihr anvertraute.

Anfangs ward es ihr freilich etwas sauer, sich mit diesen Kindern nach dem ihr vorgeschriebenen Plane zu beschäftigen; aber der beständige Rath ihrer wackern Beschützerinn, der allein schon eine Arzenei gegen alle Erschlaffung war, und eine ununterbrochene Übung in der Thätigkeit hatten bald die glückliche Folge, daß Fleiß und Geschäfte ihr nach und nach zur andern Natur wurden, und daß sie bald mit wirklichem Ekel auf ihr voriges empfindsames Leben zurücksah.

Heiterkeit und behaglicher Wohlstand waren die Begleiter einer solchen Änderung ihrer Lebensart. Erdmann selbst kam jetzt früher nach Hause, und ging munter wieder an seine Arbeit, da er sah, daß ihr beiderseitiger Erwerb nunmehr zureichte, sie zu versorgen.

Nichts aber bejammerte Leonore mehr und öfter, als daß ihr guter Vater diese neue Schöpfung seiner Tochter nicht erlebt habe.

Gegen die weise Urheberinn ihres Glücks wurde sie mit jedem Tage dankbarer, und mit jedem Tage ward ihr Vorsatz ernstlicher, nicht nur ihre eigne Ariadne, die nun bald nach ihrer guten Mutter Anne umgetauft wurde, sondern auch jedes andere junge Mädchen, das sie kannte, von dem schädlichen Abwege, der sie verführt hatte, ab, und zu der wahren Bestimmung des Weibes hinzuführen, bei welcher sie nunmehr Brot, Freude und Ehre fand.

Glücklich jene verirrten weiblichen Geschöpfe, die bei Zeiten in Leonorens Beispiele eine Warnung, und in sich selbst den Muth finden, aus unthätigen, bloß empfindelnden, unnützen Geschöpfen arbeitsame, gemeinnützige, und daher auch glückliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden!

An Phöbe,

an ihrem vierzehnten Geburtstage (von ihrem Vater).

Heut vierzehn Jahre, theures Kind!
Wie bald vollendet! Wie geschwind
Eil' ich von meines Mittags Höhe
Ins öde Schattenthal hinab!
O! meine Phöbe, gerne flöhe
Ich aus dem Lärm ins stille Grab
Zu meinem Sunim, meinem Stab,
Wenn ich nicht — küß die süße Zähre
Mir weg! — Gemahl und Vater wäre;
Wenn — doch der Gott, der euch mir gab,
Wog unser Los auf seiner Wage,
Und maß den Faden meiner Tage
Am Zepter seiner Weisheit ab.
Vergieb mir, Kind, die feige Klage!
Ein Dankfest soll dein Tag mir sein.
Komm, laß mich dich mit Rosen krönen.
Mit diesem Kuß, mit diesen Thränen
Weih' ich mir dich zur Freundinn ein.
Nicht wahr, du fühlst ihn, gute Phöbe,

Des Titels Werth, den ich dir gebe?
Hinfort nicht mehr dein Vater, nein,
Dein Freund bin ich, der dich begleitet
Durchs Land der Täuschung, und dein Herz
Zum Leiden mählig vorbereitet;
Denn leiden wirst du; Lust und Schmerz
Sind, gleich den Schalen einer Wage,
Hier nie getrennt, und dieser neigt
Das Herz in seine rechte Lage,
Wenn es zu hoch im Glücke steigt.
Ein Leben voller Wonnetage
Taugt nur für Engel; hüte dich
Dir eins zu träumen. Hüllet sich
Dein Aug' in Wolken; o! so weine
Sie auf mein Herz, verbirg mir keine;
Der Schmerz ist ja nicht neu für mich!
Und wenn — nie denk' ichs ohne Beben —
In dir der neue Trieb erwacht,
Der Mädchen auf ihr ganzes Leben
Beseligt oder elend macht:
Dann, meine Phöbe, dann erwähle
Mich zum Vertrauten deiner Seele.
Nicht streng, nur sorgsam will ich sein,
Dein Herz vor Stürmen zu bewahren,
Und ihm die namenlose Pein
Des Streits der Pflicht mit Hang zu sparen.
Für deine Ruhe fürcht' ich nichts
Vom eklen Weihrauch süßer Laffen;
Am Glanz des reichen Taugenichts
Wird sich dein Blick auch nie vergaffen:
Doch schrecklich sind die Zauberwaffen
Des feinen Modebösewichts,
Der nichts von Flammen, nichts von Schmerzen
Der Liebe spricht, nur von Genie,

Von Tugend und von Energie,
Von Freundschaft und von Simpathie,
Und, Vampirn*) gleich, am sichern Herzen
Des Mädchens saugt, bis es verdirbt,
So wie vom Wurm die Rose stirbt.
Dank sei es unsern hellen Zeiten,
Daß Selbstheit und Sophisterei
Und Vollkraft und Empfindelei
Der Unschuld mehr Gefahr bereiten,
Als je die Nacht der Barbarei.
Es fällt mir gleich ein Mährchen bei:
Ich will es, Phöbe, dir erzählen.
O, laß damit mich meines Ziels,
Dich zu belehren, nicht verfehlen!
Es heißt: Die Klippe des Gefühls.

Ein schlauer Bösewicht, geschickt,
Sich zu verstellen, um zu rühren,
Beschloß ein junges Mädchen zu verführen,
Das er, ich weiß nicht wo, erblickt.
Sophie wars, die er zum Opferlamm
Ersehn; ein Kind aus edlem Stamm,
Das jede schöne Tugend schmückte,
Und dessen stille Frömmigkeit
Schon oft die Engel selbst entzückte.
Er kroch in ein Husarenkleid:
Die Uniform sprengt alle Thüren,
Und dienet oft zum Talisman**),
Ein eitles Püppchen zu verführen.

---

*) Eine Art sehr großer Fledermäuse im mittäglichen Amerika, welche sich zur Nachtzeit an Menschen und Thiere zu setzen pflegen, um ihnen das Blut auszusaugen.

**) Ein angebliches Zaubermittel.

Er meldet sich bei Fiekchen an,
Und sagt ihr unter tausend Schwüren,
Sie sei das niedlichste Gesicht,
Das ihm von Quebeck*) bis nach Posen**)
Auf seinen Zügen aufgestoßen.
Reich, sprach er, Mädchen, bin ich nicht;
Doch wird der Donner erster Tagen
Den krüppligen Major erschlagen:
Dann sollst Du Frau Majorinn sein.
Was meinst Du? Rede, kleiner Nickel! —
Das arme Fiekchen war betäubt,
Und bebte wie der Perpendikel
Der Wanduhr. Höhnisch lachend reibt
Ihr Sphinx (dies war des Helden Name)
Den Schnurrbart auf die zarte Hand.
Jetzt lös't sich ihrer Zunge Band:
Sie schreit, und eine alte Dame
Kam hustend ins Gemach gerannt;
Die Muhme war's. Der Herzensstürmer
Ward schimpflich aus dem Schloß verbannt,
Und Fiekchen bat den raschen Thürmer,
Würd' er sich nur von ferne nahn,
Den Doggen auf ihn los zu hetzen.
Nun fing er erst zu fluchen an!
Er riß den Dolman***) stracks in Fetzen,
Und wollte nun als reicher Geck
Des Fräuleins Herz in Flammen setzen.
Er nennt sich Graf von Schwarzeneck,
Und kommt in einer Staatskarosse,
Mit einem königlichen Trosse,

---

*) Eine Stadt in Amerika.

**) Eine Stadt in Polen.

***) Das Unterkleid der Husaren.

In einem Kleide, starr von Gold,
Schön, wie der Liebling der Cithere,
Umwölkt von einer Balsamsphäre,
Unkenntlich vor das Schloß gerollt.
Der Graf ward schwebend aus dem Wagen
In Fiekchens Putzgemach getragen.
Er überreichte ihr sein Bild,
Geziert mit einem Wappenschild,
In einem Rahmen von Brillanten,
Fleht kniend um des Fräuleins Gunst,
Und spielt mit meisterhafter Kunst
Den feinen, schmachtenden Amanten:
Sechshunderttausend Thaler sind
Ihr Mahlschatz, angenehmes Kind,
Wenn Sie zum Bräutigam mich wählen.
Er sprach's; ein Kästchen mit Juwelen
Giebt seinen Worten neue Kraft.
Die gute graue Muhme gafft
Entzückt durch ihre Starenbrille
Den ausgekramten Reichthum an;
Doch Fiekchen blickt in ernster Stille
Nur auf den üppigen Galan,
In dessen Aug' ein Feuer lodert,
Das Wollust strömt und Wollust fodert.
Ihr Herz verschließt sich vor dem Blick:
Mein Herr, ein allzugroßes Glück
Ist Gift für eine weiche Seele.
Ich kenne mich, und ich erwähle
Den Mittelstand, in dessen Schooß
Ich so viel unvermischte Freuden,
So vielen Trost in kleinen Leiden,
Kurz, mich und die Natur genoß.
Sie schweigt; die alte Tante brummet;
Der stolze Bräutigam verstummet,

Ruft seinen bunten Phaeton*),
Und flieget wie ein Pfeil davon.
Triumph! Nun weiß ich dich zu packen,
Ruft er, und lacht so fürchterlich,
Daß Berg und Thal davor erschraken!
In wenig Tagen fang' ich dich;
Wo nicht, so mögen alle Welten
Mich einen dummen Teufel schelten! —
Des nahen Sturmes unbewußt,
Ging Fiekchen bei dem ersten Strahle
Aurorens aus dem Sommersaale
Ins Wäldchen, und mit Engelslust
Sah sie den Quell vom Felsen fallen,
Und sang ins Lied der Nachtigallen.
Da trat ein feiner junger Mann
Mit einem Buch aus dem Gebüsche;
Sein Antlitz kündigt ein Gemische
Von Heiterkeit und Wehmuth an.
Mit Ehrfurcht grüßet er die Schöne,
Und wischet eine stille Thräne
Vom Auge. Fiekchen nickt ihm zu,
Und fraget ihn mit holder Miene:
Was, edler Fremdling, liesest du?
Das Marterthum der Klementine
Im Grandison**), erwiedert er,
Und seufzt. Das gute Mädchen blicket
Ihn zärtlich an; ihr Herz wird schwer,
Es hebt sich schneller, und ersticket
Nur halb des Seufzers Antwort. — Heil!
Heil dir! versetzt er, schöne Seele;
Doch lebe wohl! Gram ist mein Theil!
Und Frevel ists, wenn ich dich quäle.
Sie hält ihn auf: O Freund! erzähle
Dein Schicksal mir. — Nach langem Zwang
Setzt er sich neben ihr ins Grüne:
Auch mir war eine Klementine
Beschert, rief er; doch ach! nicht lang';

*) Ein offener Wagen.
**) Ein Englischer Roman.

Sie starb! — Ein Strom von Thränen drang
Aus Fiekchens Augen: ja, sie fühlte
Für Damon, was sie nie empfand,
Ein Feuer, das ihr Herz durchwühlte.
Beim Abschied küßt er ihr die Hand;
Und nun begegneten sich Beide
An jedem Tag mit neuer Freude
Im kühlen Hain! dann sprachen sie
Entzückt von Drang und Simpathie
Und von der Schöpfung Harmonie.
So oft er von ihr schied, betrübte
Sie sich, und wußte nicht, warum;
Doch Damon blieb nicht lange stumm;
Sein Mund gestand, daß er sie liebte,
Und sie gab ihm den ersten Kuß,
Zum Pfand der Gegengunst, zurücke.
Doch bald verfinstert ein Verdruß
Des guten Damons Wonneblicke!
Ich bin kein Ritter. Ach! ich muß —
So fing er endlich an zu klagen —
Dir, holdes Fiekchen, dir entsagen.
Nie läßt dein Vormund es geschehn,
Daß wir — Gott! mußten wir uns finden,
Um ewig uns getrennt zu sehn!
Wer kann den Jammer nachempfinden,
Der Fiekchens treue Brust zerriß!
Wie heben wir das Hinderniß?
Spricht sie zu ihm mit banger Stimme.
Nichts rettet uns, nichts, als die Flucht,
Vor deiner Anverwandten Grimme.
Doch nein, Geliebte, nein! Verflucht
Sei dieser Rath! Nur ich will fliehen.
Fahr wohl! — vergiß mich — laß mich ziehen —
Sei glücklich! — Kann ichs ohne dich?
Nein, Damon, ich will mit dir fliehen.
Gott will's. Mit dir, mit dir allein,
Du trauter Bruder meiner Seele,
Kann ich, auch in der fernsten Höhle,
Bei bittern Wurzeln selig sein.
Sie schweigt. Des Jünglings Wange glühet;

Sein Odem stockt, sein Herz pocht laut;
Wie beim Altar der Beter kniet,
Liegt er vor ihr: Ah! süße Braut!
Für mich Geschaffne! kann ichs glauben?
Lallt er, komm, laß uns gleich entfliehn,
Eh Menschen unser Glück uns rauben.
Du zögerst? Ach! ich war zu kühn
In meiner Hoffnung. Fiekchen hatte
Den letzten Kampf der Pflicht gekämpft;
Ein Seufzer des Geliebten dämpft
Den heilgen Aufruhr. Ah! mein Gatte,
Hier bin ich! ruft sie, flüchte mich,
Gieb meinem Geist die Ruhe wieder!
Sie weint. Der Himmel röthet sich;
Es fährt auf leuchtendem Gefieder
Sophiens Schutzgeist schnell hernieder;
Betrogne, was beschließest du?
Rief er dem blassen Mädchen zu;
Erkenne, wem du dich ergeben!
Sein Finger rührt den Damon an;
Im Nu verschwindet der Galan,
Und Fiekchen sieht mit Graus und Beben
Ein schwarzes Kind des Erebus *),
Den Faunen gleich an Haupt und Fuß,
Vor ihrem starren Auge schweben,
Und knirschend einen Blick ihr geben,
In dem der Hölle Feuerschlund
Ganz, wie am Richttag, offen stund.
Dem Täubchen gleich, wenn ihm der Geier
Im Flug den bunten Nacken bricht,
Stürzt Fiekchen vor dem Ungeheuer
Entgeistet auf ihr Angesicht;
Und als sie sich im Gras gefunden,
War Faun und Genius verschwunden.

Ein leiser Schauer fasse dich,
O Phöbe! Was ich dir erzählte,
Ist kein Traum; oft begab er sich,
Der Fall, nur daß der Schutzgeist fehlte.

*) Die Hölle.

O! danke, danke Gott für den,
Geliebte, welchen seine Güte
Bei deinem Eintritt ins Gebiete
Der Sterblichkeit dir auserſehn;
Für deine Mutter, die im Stillen,
Doch Engeln sichtbar, dir nur lebt
Und ihrem Hauſ', und sich bestrebt,
Zuerst die Lehren zu erfüllen,
Die sie dir giebt. Die schöne Pflicht
Der Arbeit, Kind, versäume nicht.
Auch diese gab uns Gott zum Schutze
Der Unschuld. Aber bloß zum Schein
Die Hände regen, bloß dem Putze
Sie widmen, ist nicht Arbeit, nein!
Bedacht und nützlich muß sie sein!
Kein träges Spielwerk eitler Jugend.
Suchst du dir lauter Freuden hier?
Ah! Phöbe, nichts gewährt sie dir,
Als Gottes Schöpfung und die Tugend.
Suchst du Gesellschaft? Dein Klavier,
Ein gutes Buch, und du und wir,
Was brauchst du mehr, die Zeit zu kürzen?
Fleuch, wenn du liesest, den Roman!
So gut als Fiekchens Damon, kann
Ein Buch dich ins Verderben stürzen,
Das bald uns eine Tugend leiht,
Die noch kein Menschenkind erreichet,
Bald für das Laster uns eweichet,
Das in der Unschuld Feierkleid
Sich langsam in die Seele schleichet,
Bald unsrer Weisheit alle Kraft
Abwitzelt, und die Leidenschaft
Zur Fürstinn der Vernunft erkläret,
Und bald die kranke Phantasei
Des Schicksals blinder Tyrannei
Durch Gift und Dolch entfliehen lehret.
Glaub' immer an die Simpathie
Verwandter Seelen; ohne sie
Fänd' ich nicht Glück genug auf Erden.
Allein, o möchtest du doch nie

Durch dies Gefühl getäuschet werden!
Nicht auf den Lippen, in der Brust
Wohnt es, ist ewig wie die Jugend
Des Seraphs, rein, wie seine Lust.
Ja, meine Phöbe, ja, die Tugend
Hat ihren Magnetismus *) auch,
Der, wie des Zephirs warmer Hauch
Zwei Blumen sanft zusammenwehet,
Zwei Herzen, die der Gottheit Ruf
Zu Bild und Gegenbild erschuf,
So innig an einander drehet.
Doch, Phöbe, diese Wunderkraft
Ist nicht Instinkt, nicht Leidenschaft,
Aus der nur Scham und Ekel stammet.
Den Geist erwärmt sie, nicht das Blut,
Und läutert, wie die stille Glut
Das Golderz, die, die sie entflammet,
Durch des Genusses Ebb' und Flut,
Würzt ihre Freuden, stählt den Muth,
Wenn sie die Last des Daseins quälet,
Und gab auch mir das höchste Gut
Der Erde, das Monarchen fehlet;
Ein Chor von Freuden, am Altar
Der Ewigkeit mit mir vermählet,
Die mir zum Schutz, gleich jener Schar,
Die Jakob einst im Traum gesehen,
Auf Gottes Leiter vor mir stehen,
Und oben Er, mit mildem Glanz
Der Vaterwürde. Theure Phöbe!
Ich weiß, du kennest noch nicht ganz
Das frohe mistische Gewebe
Der Fesseln wahrer Simpathie;
Allein auch dir ist einst durch sie
Der Menschheit höchstes Glück beschieden.
Nur hüte dich vor Schwärmerei,
Und suche kein Geschöpf hienieden,
Das frei von allen Mängeln sei.
Und wenn dein Herz den Jüngling findet,
Zu dem es jenen Hang empfindet,

*) Ihre anziehende Kraft.

Dem noch kein edles Herz entflohn,
So folge nicht dem ersten Triebe.
Belausch' ihn: hat er einen Thron,
Und spöttet der Religion,
Kind, so verachte seine Liebe,
Und wähle seinen frommen Knecht.
Zeuch froh mit ihm in seine Zelle,
Und leb' im Dunkeln, an der Quelle
Der Seligkeiten, schlecht und recht.
Und ruft euch einst der Vorsicht Wille
Ins Vaterland der Tugend ab,
So leg' ein Enkel eure Hülle
In mein und meiner Doris Grab.

Jüdische Dichtungen und Fabeln.

1. Abrahams Kindheit.

In einer Höhle ward Abraham erzogen; denn der Tirann Nimrod stellte ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Gesetz Gottes in seinem Herzen; er dachte fleißig darüber nach und fragte: Wer ist mein Schöpfer?

Als er hinausging und zum ersten Mahl Himmel und Erde sah, wie erstaunte, wie freute er sich! Er fragte überall umher: Wer ist der Gott des Himmels und der Erde?

Eben ging die Sonne auf, und er fiel nieder auf sein Angesicht: Das ist, rief er, der Gott des Himmels, denn seine Gestalt ist herrlich.

Er hielt sie Einen Tag dafür. Als aber am Abend die Sonne unterging und der Mond heraufstieg, sprach er: Das untergehende Licht kann der Gott des Himmels nicht sein; vielleicht ist's dies kleinere Licht, und das Heer der Sterne sind seine Diener.

Aber auch Mond und Sterne gingen unter, und Abraham stand allein. Er ging zu seinem Vater Tharah, und fragte ihn: Wer ist der Gott des Himmels und der Erde? und Tharah zeigte ihm die Götzenbilder.

Ich will sie versuchen, sprach er bei sich selbst; und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor, die ihm seine Mutter gegeben. Wenn ihr Götter seid,

sprach er, so nehmet an euer Opfer! — Aber die Götzenbilder standen todt da.

Und diese, sprach der Knabe, kann mein Vater für Götter halten? Ich will eine kindische That thun, um ihm vielleicht die Thorheit seines Dienstes zu zeigen.

Er nahm einen Stecken und zerschlug die Götzen, bis auf den ersten, dem er den Stecken in die Hand legte, und lief zum Vater und sagte: Vater, dein oberster Gott hat alle seine Mitgötter geschlagen. Komm und sieh!

Als Tharah nun zornig antwortete: Du spottest meiner! Wie kann er's, da meine Hände ihn gemacht haben? Sieh, da nahm Abraham ihn beim Worte: Zürne nicht, Vater, und dein Ohr vernehme, was dein Mund sagte. Trauest du deinem Gotte nicht zu, daß er thue, was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie sollte er denn der Gott sein, der mich und dich erschaffen hat, und Himmel und Erde regieret?

Tharah hatte keine Antwort auf des Knaben einfältige Weisheit; und bald erschien diesem sein Gott, rief ihn aus Chaldäa, und Abraham ward der Anrichter des wahren Gottesdienstes auf der Erde.

2. Treue.

Aus Treue gegen die Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

Pinchas, der Sohn Jair, ein armer, aber redlicher Mann, wohnte in einer Stadt gegen Mittag.

Es kamen Männer zu ihm, die ihm einige Scheffel Getreide aufzuheben gaben; sie vergaßen aber, es abzuholen, und reiseten weg.

Pinchas ließ das Getreide alle Jahr säen, ernten und in die Scheune sammeln.

Nach sieben Jahren kamen die Männer wieder, und foderten ihr Getreide. Pinchas erkannte sie bald, und sprach zu ihnen: Kommt und nehmet eure Schätze, die der Herr euch gesegnet hat; sehet, da habt ihr das Eure!

Simeon, der Sohn Schetach, kaufte von einem Ismaeliten einen Esel. Sein Sohn ward gewahr, daß am Halse des Esels ein Edelstein hing, und sprach zum Vater: Vater, der Segen des Himmels macht reich!

Nicht also, mein Sohn! antwortete Simeon; den Esel habe ich gekauft, aber den Edelstein nicht, und gab ihn dem frohen Ismaeliten wieder.

Aus der Treue gegen Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

3. Der Lohn der zukünftigen Welt.

Wäge nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: Dies Gebot ist groß, darum will ichs halten, denn sein Lohn wird groß sein. — Gott hat dem Menschen nicht geoffenbaret, welches der Lohn eines jeden Werkes sein werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein. Er ließ einem Jeden seine Arbeit frei, und des Abends fragte er einen Jeden, woran er gearbeitet habe?

Jeder zeigte seinen Baum, seine Pflanze, — dieser den Feigenbaum, Jener den Oelbaum, Der die Zipresse, Der den Palmbaum.

Der Hausvater gab einem Jeden nach seiner Arbeit, und so ward sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzt. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte, so wäre seine Absicht nicht erreicht.

Ein frommer Weiser wurde gefragt: warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben?

Er antwortete: Weil ich die kleinste Pflicht wie die größte that, darum hat mich Gott also gesegnet.

4. Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten ihn nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen Haupt ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Alte waren zusammen, und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden?

Der Eine, ein Lehrer und Priester, sagte: Nie bekümmerte ich mich, wenn ich zu lehren ausging, um die Länge des Weges; nie war ich stolz auf meine Einsichten; nie lehrte ich Andern, was ich selbst zu thun nicht ernstlich entschlossen war, und nie hob ich die Hände auf zum Segen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte: darum bin ich so alt geworden.

Der Andere, ein Kaufmann, sagte: Nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen habe ich immer gern gegeben: darum bin ich so alt geworden.

Der Dritte, ein Richter des Volks, sagte: Nie nahm ich Geschenke; nie blieb ich auf meinem eigenen Sinne; nie sprach ich mit Wissen und Vorsatz ein ungerechtes Urtheil aus: darum bin ich so alt geworden.

Der älteste der Väter sprach: Es sagt das Sprichwort: die Jugend ist ein Kranz von Rosen, das Alter ein Kranz von Dornen; aber ihr, meine Kinder, seid auf unsern Häuptern die schönste Rosenkrone. —

Das Alter ist eine schöne Krone, man findet sie nur auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Weisheit.

5. Die Pflanzung des Weins.

Als Noa den ersten Weinberg gepflanzt hatte und ihn verließ, trat Satan zum Rebenstocke und sprach: ich will dich düngen, liebe Pflanze.

Schnell holte er drei Thiere herbei, ein Lamm, einen Löwen und eine Sau, und schlachtete sie nach einander über dem Weinstocke. Die Kraft ihres Blutes durchdrang denselben, und äußert sich noch in seinem Gewächse.

Wenn der Mensch einen Becher Weins trinkt, so ist er angenehm, milde und freundlich: das ist die Natur des Lammes; trinkt er deren zwei, so wird er ein Löwe, und spricht: wer ist mir gleich? und redet von gar mächtigen Dingen; thut er noch mehre hinzu, so verliert er den Verstand, und wälzt sich zuletzt im Kothe.

Darum sagen die Weisen: der Wein geht hinein, und der Verstand geht heraus; ingleichen: an dreierlei erkennt man einen Menschen, an seinem Becher, an seinem Zorne und an seinem Beutel. (Wie er mit dem Seinigen haushält, wie er sich in der Leidenschaft und beim Trunke geberdet.)

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Siebentes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Sechster Theil.

In der Reihe die vierzehnte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt.

Die große Höhle bei Castleton, in dem hohen Spitzberge (Peak) von Derbyshire.

Ich würde selbst glauben, daß ich geträumt hätte — sagte der Wanderer, welcher über das Meer her von Englands grünen Hügeln wieder zurückgekehrt war; er saß in einer kühlen, schattigen Laube, und der Vater und die Mutter des Hauses, und die Kinder um sie her, hörten gespannt seiner Erzählung zu —

Ich würde selbst glauben, daß es mir geträumt hätte, sagte er, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich vom hellen Mittage an bis zu Sonnenuntergang darin gewesen bin.

Worin denn? — riefen die Kleinen, welche um den Vater und die Mutter her saßen.

In der Höhle bei Castleton.

Und nun war Alles begierig, die Beschreibung von der Höhle bei Castleton zu hören.

Da es Abend ward, wollte der Wanderer seinen Stab weiter setzen, aber drei von den Kindern führten den Vater allein, als ob sie ihm heimlich etwas zu sagen hätten, und baten ihn, den Wanderer die Nacht über bei sich zu behalten; denn sie wünschten die Geschichte von der Höhle bei Castleton zu hören.

Der Wanderer blieb, und aß und trank, und nach der Mahlzeit führte ihn der Vater des Hauses in ein kleines Lusthaus in seinem Garten, wo sich Alles versammelte, um von der Höhle von Castleton zu hören. Und der erfreute

Wanderer hub in stiller Abenddämmerung seine Erzählung also an:

Hundert und siebzig Englische Meilen von London hatte ich schon zurückgelegt, manchen Berg erstiegen, und manches Thal durchwandert, als ich endlich an einem heitern Morgen mich dem Ziele meiner Reise näherte, und nun bald die herrlichen Wunder der Natur in dem Theile von England, welcher Derby heißt, erblicken sollte.

Die Berge, welche ich ersteigen mußte, wurden immer höher und steiler, und hinter ihnen erblickte ich immer wieder noch höhere Berge, welche aber nicht, so wie die unsrigen, mit Bäumen, sondern mit Gras oder mit Heidekraut bewachsen sind, so daß sie eine weit freiere Aussicht haben, und man in der Ferne die Kühe und Schafe darauf weiden siehet.

Als ich einen der höchsten dieser Berge erstiegen hatte, erblickte ich plötzlich vor mir ein reizendes Thal mit Bächen durchschnitten, und rund umher von hohen Bergen eingeschlossen. In diesem Thale nun lag Castleton, ein kleines Städtchen mit niedrigen Häusern.

Ein schmaler Weg, der sich an der Seite des Berges hinunterschlängelte, führte mich in das Thal hinab, bis in eine Straße von Castleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geschwind mein Mittagsmahl hielt, und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortsetzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier stand ich eine Weile, voll Bewunderung und Erstaunen über die entsetzliche Höhe des steilen Felsens, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüsch bewachsen, oben auf seinem Scheitel die zerfallenen

Mauern und Thürme eines alten Schlosses, das ehemahls auf diesem Felsen stand, und unten an seinem Fuße die ungeheure Öffnung zum Eingange in die Höhle, wo Alles stockfinster ist, wenn man auf einmahl aus dem hellen Mittagslichte hineinblickt.

Indem ich so voll Verwunderung dastand, bemerkte ich im dunklen Eingange der Höhle einen Mann von etwas rauhem Ansehen, der mich fragte, ob ich die Höhle sehen wolle?

Als ich dies bejahete, fragte er mich weiter, ob ich auch über die Flüsse gesetzt sein wolle? — und bestimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müsse.

Ich verstand mich gern dazu, und so sagte er, ich solle ihm nur dreist folgen, und wir traten zusammen in die Höhle.

Zur linken Seite, im Eingange der Höhle, lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des unterirdischen Orts spielten.

Der Weg ging etwas abschüssig hinunter, so daß sich der Tag, welcher durch die Öffnung beim Eingange hineinfiel, allmählig in Dämmerung verlor.

Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmahl zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirdisches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten, und vergnügt und fröhlich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten saßen.

Kaum hatten wir diese kleinen Häuser hinter uns zurückgelassen, so erblickte ich, hin und her zerstreut, eine Menge große Räder, worauf diese unterirdischen Bewohner der Höhle am Werkeltage Seile verfertigen, und sich auf diese Weise ihren Unterhalt verdienen.

So wie wir tiefer hinabgingen, schien die Öffnung, wodurch das Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm fast mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Strahlen durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die man in der Ferne aus den Hütten durch die Dämmerung aufsteigen sah.

Und nun schloß sich endlich das hohe Gewölbe des Felsens über uns, wie sich der Himmel an die Erde zu schließen scheint, und aus der Dämmerung ward Nacht, als wir an ein kleines Pförtchen kamen, das mein Führer aufmachte.

Ehe wir aber noch hineintraten, kam eine alte Frau aus einer der Hütten, mit zwei Lichtern in der Hand, auf uns zu, welche sie mir und meinem Führer gab, mit dem ich nun durch die Pforte hinabstieg, wo wir von dem erquickenden Tageslichte gänzlich Abschied nahmen.

Hier war der Felsen so niedrig, daß wir uns einige Schritte hin tief bücken mußten, um hindurch zu kommen; aber wie groß war mein Erstaunen, da wir uns nach diesem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmahl, so weit es bei dem dunkeln Scheine unserer Lichter möglich war, die entsetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes der Höhle übersah, wogegen die erste ungeheure Öffnung, durch welche wir schon gekommen waren, gar nicht mehr in Betracht kam.

Nachdem wir hier eine ganze Strecke, wie unter einem schwarzen, mitternächtlichen Himmel gewandert hatten, senkte sich endlich der Felsen allmählig wieder nieder, und wir befanden uns auf einmahl an einem ziemlich breiten Flusse,

welcher bei dem Flimmern unsrer Lichter, mitten in der Dunkelheit, einen wunderbaren Wiederschein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befestigt.

Mein Führer sagte mir, daß ich hineinsteigen, und mich ganz ausgestreckt darin niederlegen solle, weil in der Mitte des Flusses der Felsen das Wasser beinahe berühre.

Als ich mich niedergelegt hatte, stieg er selbst bis über den halben Leib ins Wasser, und zog das Boot nach sich.

Rund umher herrschte eine feierliche Todtenstille, und wie das Boot fortrückte, senkte sich der Felsen, wie eine dunkelgraue Wolke, immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Gesicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Brust in die Höhe halten konnte, so daß ich in meinem Boote, wie in einem beklommenen, dumpfigen Sarge lag, bis wir diese fürchterliche Enge zurückgelegt hatten, und sich der Felsen auf der andern Seite wieder in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenseitigen Ufer aussteigen ließ.

Unser Weg wurde nun bald auf einmahl weit und hoch, und dann wieder plötzlich niedrig und eng.

An beiden Seiten sahen wir im Vorbeigehen eine Menge großer und kleiner versteinerter Pflanzen und Thiere, bei welchen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehre Tage in der Höhle zubringen wollten.

Und so kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht so breit war, wie der erste, und wo man gleich das gegenseitige Ufer sehen konnte; über diesen trug mich mein Führer auf seinen Schultern hinüber, weil kein Boot zum Überfahren da war.

Von da aus gingen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein schmales Wässerchen kamen, das sich in der

Länge vor uns hin erstreckte, und uns zuletzt bis ganz ans Ende der Höhle führte.

Der Weg, den wir längs dem Ufer dieses kleinen Gewässers hingingen, war naß und schlüpfrig, und wurde zuweilen so schmal, daß man kaum einen Fuß vor den andern setzen konnte.

Dennoch aber wanderte ich mit Vergnügen an diesem unterirdischen Ufer hin, und ergetzte mich an der wunderbaren Gestalt aller Gegenstände um mich her, in diesem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmahl wie eine prächtige Musik von fern in meine Ohren tönte.

Ich blieb voll Verwunderung stehen, und fragte meinen Führer, was dies bedeute? worauf er mir antwortete, daß ich es bald sehen solle.

Allein, so wie wir fortgingen, verloren sich die harmonischen Töne, das Geräusch wurde schwächer, und lösete sich zuletzt in ein sanftes Rieseln herabfallender Regentropfen auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmahl wirklich einen Regen, oben aus einem Felsen, wie aus einer dicken Wolke herabströmen sah, dessen Tropfen, die jetzt im Scheine unserer Lichter flimmerten, eben jenes melodische Geräusch in der Ferne verursacht hatten.

Wir durften mit unsern Lichtern nicht zu nahe hineingehen, weil sie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöscht werden, und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden gesucht haben.

Wir setzten also unsern Weg längs dem Ufer des schmalen Gewässers fort, und sahn oft an den Seiten solche weite Öffnungen in der Felsenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir alle vorbeigingen,

bis mich mein Führer zu einer der prächtigsten Erscheinungen vorbereite, die wir jetzt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte weiter gegangen, so traten wir in einen majestätischen Tempel, mit prächtigen Bogen, die auf schönen Pfeilern ruheten, welche die Hand des künstlichsten Baumeisters gebildet zu haben schien.

Dieser unterirdische Tempel, woran keine Menschenhand gelegt war, schien mir, für den Augenblick, an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichsten Gebäude zu übertreffen.

Voll Ehrfurcht und Erstaunen sah ich hier in den innern Tiefen der Natur die Majestät des Schöpfers enthüllt, die ich in dieser feierlichen Stille und in diesem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle des Tempels verließ.

Wir näherten uns nun dem Ziele unsrer Reise.

Unser getreues Gewässer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo sich der Felsen noch zum letzten Mahle wölbt, und dann wieder niedersteigt, bis er mit der Flut zusammenstößt, und so die Höhle schließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter setzen kann.

Jetzt glaubte ich, würden wir den nächsten Weg wieder zurücknehmen; allein ich sollte noch mehr Beschwerlichkeiten erdulden, und noch schönere Auftritte sehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte sich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Öffnung einer hohen Felsenwand folgte.

Hier fragte er mich erst, ob ich mich entschließen wolle, eine ziemliche Strecke unter einem Felsen durchzukriechen, der, beinahe die Erde berühre? und als ich dies bejahete,

sagte er mir, ich solle ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und so krochen wir nun auf Händen und Füßen in nassem Sande fort, durch die Öffnung zwischen dem Felsen, die oft kaum groß genug war, sich mit dem Körper hindurch zu winden.

Als wir diesen beschwerlichen Weg vollendet hatten, sah ich in der Höhle einen steilen Hügel, der so hoch war, daß er sich oben, in dem höchsten Felsen, wie eine Wolke zu verlieren schien.

Dieser Hügel war so naß und schlüpfrig, daß ich sogleich hinstürzte, als ich nur den ersten Schritt hinauf thun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand, und sagte, ich solle ihm nur folgen, weil er schon wisse, festen Fuß zu fassen.

Wir stiegen nun eine solche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren solche Abgründe, daß mir noch schwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo sich der Hügel in den Felsen verliert, stellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich festen Fuß fassen konnte, und sagte mir, ich solle da nur ganz ruhig stehen bleiben. Indeß ging er selbst mit seinem Lichte den Hügel hinunter, und ließ mich ganz allein.

Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Gesichte, bis ich endlich nicht ihn, sondern sein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein schöner Stern empor zu steigen schien.

Nachdem ich mich eine Weile an diesem unbeschreiblich schönen Anblick ergetzt hatte, kam mein Führer zurück, und brachte mich den steilen, schlüpfrigen Hügel glücklich

wieder herunter, und als ich nun im Abgrunde stand, stieg er hinauf, und ließ sein Licht oben durch eine kleine Öffnung in den Felsen herunterschimmern, indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte; und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht durch dicke Wolken ein Stern herunterschimmerte; ein Anblick, der Alles an Schönheit übertraf, was ich je gesehen habe.

Nun war unsere Reise ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beschwerlichkeit durch unsern engen Weg wieder zurück.

Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor kurzen verlassen hatten, hörten aufs neue den Regenguß sanftrieselnd in der Nähe, und melodisch tönend in der Ferne, und kehrten über die stillen Flüsse und durch den weiten Raum der Höhle wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslichte Abschied genommen hatten, das wir nun nach einer solchen langen Dunkelheit wieder begrüßten.

In einer wunderbaren Mischung von Licht und Schatten zeigte sich nun Alles, wie in einer andern Welt.

Der Tag schien allmählig anzubrechen, und Nacht und Dunkel schwanden. In der Ferne sah man zuletzt den Rauch der Eingangshöhle, und dann die Höhle selber, und wie wir höher hinaufstiegen, sahn wir wieder die Knaben bei dem abgehauenen Stamme im Dämmerscheine, bis endlich die röthlichen Purpurstreifen des Himmels durch die Öffnung der Höhle schimmerten, und gerade indem wir hinausstiegen, die Sonne im Westen untersank.

Leonore und Scharlotte.

(Nachbars-Kinder, etwa 11 und 12 Jahr alt. Scharlotte mit einem Korbe am Arm und einer Gießkanne in der Hand, geht an Leonorens Gartenthür vorbei, wo diese sitzt und lies't.)

Scharlotte.

Siehe da, Leonore! Komm ein wenig mit mir.

Leonore (seufzend, indem sie aufsieht und Thränen im Auge hat). Ach, ich kann nicht!

Scharlotte. Du kannst nicht? und bist traurig? Was fehlt dir? (Sie geht näher zu ihr.)

Leonore. Ach, ich lese hier ein so schönes Buch!

Scharlotte. Pfui! das kann ja wol kein schönes Buch sein, das traurig macht?

Leonore. Nicht?

Scharlotte. Nein; denn alle Bücher, woraus meine Mutter mir vorliest, die machen mich vergnügt.

Leonore. Ach, kennst du den Siegwart nicht?

Scharlotte. Den armen Siewert? Ja wohl, da will ich eben hin. Sein kleiner Fritz ist jetzt krank; dem will ich allerlei zu essen bringen, was ihm dient.

Leonore. Du bist nicht klug! Den Siegwart, sage ich. Das ist das Buch, was ich lese. Und den kennst du nicht?

Scharlotte. Den Siegwart! Nein, davon habe ich nie gehört. Was ist denn das?

Leonore. Ach, das ist die Geschichte von zwei Leuten, die sich so heftig liebten, so heftig, und —

Scharlotte. Sich liebten? Nun das ist ja was Schönes; lieben wir uns nicht auch? Und ist das nicht schön? (Sie setzt sich zu ihr.)

Leonore. Ja, das ist eine ganz andere Liebe. Die ist so traurig, so traurig!

Charlotte. Die mag ich nicht leiden.

Leonore. Das macht, weil du das Buch nicht kennst. Komm, bleib bei mir, so will ich dir Alles erzählen. Es ist gar zu schön!

Charlotte. Damit ich auch so traurig würde? Nein, nein!

Leonore. Ach, du wirst gern mit mir weinen, höre nur —

Charlotte. Ja, wenn du mir's im Gehen erzählen willst; denn sieh, der kleine Fritz möchte hungerig sein, und den will ich erfreuen.

Leonore. O, mit deinem kleinen Fritz! Laß den Jungen warten, er wird so geschwind nicht todt hungern. Ich sollte auch diesen Nachmittag die kleinen H**s besuchen; sie baten mich gestern darum, die älteste ist krank; aber ich sagte, ich hätte Kopfweh, und —

Charlotte. So hast du ja gelogen!

Leonore. Ach, ich konnte mir nicht helfen; es ist eine gar zu schöne Geschichte, und ich wollte sie so gern auslesen.

Charlotte. Aber dauerte dich denn nicht die arme kranke H**?

Leonore. O, sie wird sich schon darein gefunden haben! Sie wissen doch nichts Anderes, als Kinderspiele.

Charlotte. Nun, zum Spielen und Lustigsein kommen wir ja auch zusammen, wenn wir fleißig gewesen sind. Und die kleinen H**s sind immer recht fleißig, und so gut, so gut! Sobald eine von uns Etwas fertig haben will, helfen sie nicht gleich? Und wenn eine von ihnen Etwas hat, das der andern gefällt; schenken sie's ihr nicht mit tausend Freuden?

Leonore. Fleißig, sagst du, wären sie? Und was machen sie denn? Spinnen, stricken, nähen, Unkraut ausgäten und so was, das jedes Bauermädchen auch kann, ja, das sieht man sie wol thun: aber wann hast du gesehen, daß eine von ihnen sich von ihrem Spinnrocken wegstahl, um, so wie ich, in der Einsamkeit eine rührende Geschichte zu lesen? Ich glaube, die plumpen Mädchen würden bei meinem Siegwart lachen können. (Sie sieht, daß Scharlotte einen Schmetterling fängt.) O ums Himmels Willen, was machst du da? (Sie hält die Hand vor die Augen.) Das arme Thier!

Scharlotte. Nun, was ists denn?

Leonore. Wie? daß du das arme Thierchen quälst!

Scharlotte. Quälst? Nein, ich will ihn ja nur besehen, wie er so schön ist. Sieh du selbst nur einmahl, ich bitte dich.

Leonore (hält noch immer die Hand vor die Augen). Nein, nein, ich kann das nicht ansehn! So laß ihn doch fliegen!

Scharlotte. Ja, wenn ich ihn erst recht betrachtet habe. O sieh doch, welch ein schönes Kleid ihm der liebe Gott gegeben hat! Weit, weit schönere Farben, als deine Mutter zu ihrer Stickerei hat!

Leonore. Was gehen mich die Farben an — nein!

Scharlotte. Und die untersten Flügel noch schöner! So sieh doch, ich bitte dich. Ich kann mich nicht satt daran sehn.

Leonore. Nein, sage ich dir; ich sehe nicht hin, bis du ihm die Freiheit gegeben hast.

Scharlotte. Nun gut, da fliegt er hin. Aber bist du nicht albern, daß du dich über so was Schönes, was der liebe Gott gemacht hat, nicht freuen magst? Das

ist tausendmahl besser, als in einem Buche lesen, wobei man weinen muß.

Leonore (nachdem sie die Augen geöffnet). Nun, das ist mir lieb, daß er fort ist. Das arme Thier!

Scharlotte. Du bist nicht gescheit! So warst du sonst nicht, ehe du die Bücher lasest. Pfui, in meinem Leben will ich so ein Buch nicht lesen, das so albern und so traurig macht! Wär's nicht besser, du gingest mit mir zu meinem armen Fritz? Da sollst du Freude sehn. Sieh hier (sie deckt den Korb auf) und dann was ich ihm noch mehr zugedacht habe! Ich habe ihm ein Hemde genäht, das liegt nun auf dem kleinen Bleichplatze hiebei an, und das will ich begießen, damit es hübsch weiß werde. Sonntag soll er's haben. So komm doch, damit du wieder fröhlich wirst. (Sie schleppt sie mit sich fort aus der Gartenthür).

Leonore. Ich kanns in keiner Krankenstube aushalten.

Scharlotte. Warum nicht?

Leonore. Ich werde so beklommen, als wenn ich eben die Krankheit hätte, die der Kranke hat.

Scharlotte. Also, wenn deine Mutter einmahl krank werden sollte, so kannst du ihr nicht zur Hand gehen?

Leonore. Nein, Scharlotte, das könnte ich nicht; ich könnte nicht vor ihr Bette kommen. Es ist mir unmöglich, ein Würmchen leiden zu sehen; und sollte meine eigene Mutter — Himmel! — wie wird mir? — Der bloße Gedanke macht mich fast ohnmächtig! — Ach! — Ach! es ahnet mir schon ein schreckliches Schicksal! Ich werde wol wie — die arme Sophie —

Scharlotte. Was schwatzest du da für Zeug! Komm, Grillenfängerinn! Nur ein paar Schritte; es wird dir

wohl thun. Sieh, da drüben steht Siewert's Haus. Der Fritz ist dir ein gar zu guter Junge! Und solltest nur sehen, wie er dem Vater hilft, so viel er kann! Der arme Alte hat je zuweilen — (Sie sieht sich auf ein Gepolter um, und sieht einen alten Mann niederstürzen, der schwer zu tragen hat, den Kopf in eine Pfütze.) O Gott! o Gott! (Sie läuft zu ihm hin.)

Leonore. O Himmel, was ist das! der Mann ist todt! Nein, das kann ich nicht ansehn! (Sie läuft in ihren Garten zurück.)

Scharlotte (zieht ihn am Arm). O Gott, Gott! Siewert, ist er todt? (Sie will den Korb von seinem Nacken heben, kann nicht, und fängt an, auszukramen, Eins nach dem Andern, was darin ist.) Siewert, ach Gott, lebt er noch! Wenn ich doch nur größer wäre! (Nun ist der Korb leer, sie hebt ihn ab.) So! (Sie faßt ihn an, ob sie ihn aufrichten kann.) Ach Gott, wenn doch der Kopf nur nicht im Sumpfe steckte! (Sie fühlt ihn an.) Er ist noch warm, es ist wol nur sein böser Schwindel. (Sie läuft nach ihrer Gießkanne.) Ach, ich weiß schon; ich will ihn begießen. (Sie nimmt die Gießkanne, und gießt ihm ins Gesicht, er fängt an, sich zu regen, und wälzt den Kopf heraus aus der Pfütze.)

Siewert. Oh!

Scharlotte. Ach, Gottlob, Gottlob, er lebt, er lebt! — Armer Siewert!

Siewert (fängt an, sich aufzurichten.) O Gott!

Scharlotte (die sich anstrengt, ihm zu helfen). Wenn ich ihm doch nur helfen könnte!

Siewert. Gutes, gutes Kind! Danke, danke! Nun will ich wol selbst — nun will ich wol — sie hat genug gethan! — Wenn sie mir nicht so bald Wasser ins Gesicht

gegossen hätte — wer weiß! — Und mein Korb; (er sieht sich um) lieber Gott! auch das? — Gott vergelts ihr!

Leonore (die fern herschleicht und über die Gartenhecke guckt). Ach, er lebt doch! O das ist gut! Aber wie er aussieht! Wie scheußlich! Nein, das kann ich unmöglich mit ansehen. (Sie läuft wieder fort.)

Scharlotte (ohne sich um sie zu bekümmern, packt dem Alten den Korb wieder ein, und nimmt etwas davon in ihre Schürze). Nun, Vater, kann er auch? Sonst bleibe ich hier beim Korbe, bis er das Andere nachholt.

Siewert. Nein, mein gutes Kind; es geht schon, es geht schon. — Gott vergelts ihr! (Er will ihr die Hand küssen, womit sie die Schürze hält.)

Scharlotte. Nein, Vater, ich gehe mit, und das hier will ich tragen.

Der sterbende Greis.

Eine Erzählung.

In einer Stadt in Deutschland nährte
Sich fromm und still ein alter Greis,
Von dem man wenig sah und hörte,
Durch seinen mühevollen Fleiß.
Ihm war das Los der Dürftigkeit beschieden;
Und dennoch leb't er so beglückt,
So sorgenfrei und so zufrieden,
Von seiner Armuth nicht gedrückt.
Jetzt hatt' er nur noch wenig Schritte
Auf seiner Lebensbahn zu thun;
Er war bereit, oft war's auch seine Bitte,
Nun bald im Grabe auszuruhn.

Als er einmahl die Sonne sinken sahe,
Rief er: Du, meines Lebens Abendroth,
Ist meine Nacht denn noch nicht nahe?
Wo bleibt mein letzter Freund, der Tod? —
So legt er sich in seiner Hütte nieder,
Mit einem Blick auf seinen Lebenslauf.
Um Mitternacht erwacht er wieder,
Ein Fieberschauer weckt ihn auf;
Das ist mein Freund! Bedeckt mich sanft, ihr Halme
Des Frühlings, ruft er hoffnungsvoll;
Mir däucht, ich fühle schon das süße Wehn der Palme,
Die droben mich umschatten soll. —
Mit frohem, dankenden Gebete
Erwartet er den nahen Tag.
Der Tag erscheint; die Morgenröthe
Scheint freundlich auf die Stelle, wo er lag.
Der fromme Greis führt' einen Knaben
Zur Tugend an; der kommt von ungefähr.
Tritt näher, spricht der Greis, bald sollst du mich begraben,
Bald hast du deinen alten Freund nicht mehr.
Ruf mir den Prediger jetzt her! —
Der Knabe weint, und ohn' ein Wort
Zu sagen, geht er weinend fort.

Der Priester kommt, und sieht auf einem Lager
Von Stroh den armen, alten Greis;
Die Wange, todtenbleich und mager,
Befeuchtet schon der kalte Schweiß.
Er faßt ihn bei der Hand, und fragt: Mein armer Alter,
Verlangt ihr keinen Arzt? — Ich bin nun achtzig Jahr,

Versetzt der Greis, und nur der Arzt im Himmel
war
Bis diese Stunde mein Erhalter.
Mein Führer führte mich nicht auf den Rosenanger,
Auf welchem Mancher Freude brach;
Mein stilles Leben war ein langer,
Ein heißer, saurer Erntetag;
Doch, wenn ich einen Blick auf jenen Rasen thue,
Der bald die müden Glieder deckt,
Dann fühl' ich auch, wie süß die Ruhe
Auf solchen Tag der Arbeit schmeckt.
Jetzt mäht der Schnitter eine Ähre,
Die schon so lange reifte, ab. —
Dem Prediger rollt Zähr' auf Zähre
Von seinem Angesicht herab. —
Herr Paster, fuhr er fort, mein Leben zittert
Nicht vor dem Schritt aus dieser Welt;
Ein Faden nur ist, der es hält,
Und der mir noch den Tod verbittert.
Zwar du, Gott! du wirst fernerhin,
Seufzt er, die Hände fromm gefalten,
Die Arme, wenn ich nicht mehr bin,
Auch ohne mich gewiß erhalten,
Für die ich oftmahls hier im Stillen
Um manches Erdengut dich bat;
Du sahst es, Gott! wie weh um ihrentwillen
Allein mir meine Armuth that.
Nur eine Bitte hab' ich noch
An Sie, Herr Paster, eh wir scheiden —
O sagt sie, guter Alter, sagt sie doch!
Erfüllen will ich sie mit Freuden! —
Sie wissen, sprach der Greis, beim Königsforst die Wei-
den,

Nur eine Stunde weit von hier,
Da liegt ein Jägerhaus — — Jetzt öffnet sich die Thür.
Von nicht ganz niedrem Stand', erscheinet
Ein armes Mädchen, welches weinet,
Mit einer Wehmuth im Gesicht,
Die schon für sie um Mitleid spricht. —
Mein Vater! jammert sie. — Vor Zittern ihrer Glieder,
Vor Schmerz, der fast das Herz ihr brach,
Verstummt sie hier, und sinkt am Lager nieder,
Auf dem der gute Alte lag. —
Ich kann dir fürder nichts gewähren!
Seufzt unser Greis. Sie schweigt, faßt seine Hand,
Und überströmet sie mit tausend Zähren;
Und als sie endlich sich ermannt,
Bringt sie die Wort' heraus: Sie ist verschieden!
Ach! meine Mutter, die bisher
Von euch ernährt ward, ist nicht mehr. —
Wohl! spricht der Greis, wohl ihr! sie ruh' in Frieden;
Nun wird der Tod mir nicht mehr schwer;
Ich folg' ihr nach. — Herr Paster, nun
Bedarf ich weiter nicht der Bitte;
Gott hat sie selbst versorgt. Nun sinke nur, du Hütte
Des Geistes! O, wie sanft will ich im Grabe ruhn! —
Und zu dem Mädchen sprach er: Gott wird für dich sorgen.
Leb' wohl! und sei des Lebens werth!
Wir sehn uns wieder, einst, an jenem großen Morgen
Wann der Belohner uns verklärt.
Hier nimm noch meinen letzten Segen! —
Er segnet sie. — Die Ewigkeit
Erwartet mich. Bleib du auf Gottes Wegen;

Das schöne Ziel dort ist nicht weit. —
Auch ihr verlaßt mich? weint das Mädchen; so erbarme
Du dich, o Gott im Himmel, mein!
Ein Vater war't ihr mir? und ach! jetzt soll ich arme
Verwais'te auch von euch verlassen sein?
Schwach sprach der Greis: Die Unschuld sei dein Erbe!
Bewahre sie, groß ist ihr Lohn!
Verlaß mich nun! Ich fühle, daß ich sterbe;
Der Tod ist nah an meinem Herzen schon.
Drauf wandt' er sein Gesicht und athmet' immer leiser,
Und endlich schloß er still sein Auge zu;
So still, so sanft entschläft ein Weiser,
Und Engel fördern ihn zur Ruh. —
Das Mädchen warf sich auf die werthe Leiche
Mit einem jammervollen Ach!
Und küßte tausendmahl das todtenbleiche
Gesicht, und weint' ihm ihren Dank noch nach.

Kind, sprach der Priester, laß ihn ruhn; er ist nun Erbe
Des Lohns, den er sich hier erwarb.
Gott gebe, daß auch ich des Todes sterbe,
Den dieser fromme Edle starb.
Wie hat er aber deinen Dank erworben?
Ein solcher alter, armer Mann! —
Mein Vater, weint das Mädchen, war gestorben,
Da nahm er unsrer Noth sich an.
Gott lohn' es ihm, was er für uns entbehrte!
Gott lohn' es ihm in einer bessern Welt!
Wo, wie er selbst mich oftmahls lehrte,
Die Tugend ihren Lohn erhält.
Mein Vater war der Pfarrer armer Bauern;
In ihre Hütte trug er Brot,

Und minderte, statt kalt sie zu bedauern,
So viel er konnte, ihre Noth.
Wir sahen ihn zu einer Zeit,
Da er uns noch so nöthig war, erblassen;
Was konnt' er uns, als Dürftigkeit,
Bei seiner Milde, hinterlassen?
Von jeder Art der Noth umringet, sahn wir, ach!
Nicht weit von uns das drohende Verderben.
Ich war noch Kind, und meine Mutter schwach
Und krank; wer sollte Brot erwerben?
Wir suchten Rettung; aber fanden
Kein liebevolles, edles Herz.
Zwo Schwestern meiner Mutter standen
Ganz fühllos da bei unserm Schmerz.
Auch einen Bruder hatte sie,
Der die Erbarmung für Betrübte,
Verlaßne predigt'; aber nie,
Trotz dem, daß er den Kristen sie
So dringend anempfahl, an seiner Schwester übte;
Kaum macht' ihm unsre Noth das Auge trüber.
Kurz Priester und Levit ging kalt vorüber;
Nur dieser arme alte Mann
— sie küßt ihn — nahm sich unser an;
Er war's, der uns durch sauren Schweiß ernährte;
Er brach sich selbst des Alters Pflege ab,
So, daß er auch das Bett entbehrte,
Und meiner Mutter, als sie kränker ward, es gab.
Sie weigerte sich zwar: Sollt' ich die Ruh' euch nehmen,
Die ihr so nöthig braucht? Vor Gott müßt ich mich schämen. —
Allein der gute Alte drang
Unwiderstehlich drauf, die Wohlthat anzunehmen.

Ich, sprach er, bin gesund, und Sie sind krank;
Und kann denn der zufriedne Frohe,
Ist seine Seele unbefleckt,
Nicht glücklich ruhn auf seinem Strohe,
Wenn gleich kein Federbett ihn deckt? —
Der fromme Greis! o süßer mög' er nun
Dafür in Gottes Palmenschatten ruhn!

Gott! rief der Prediger, verbände doch
Ein Bruder so des Bruders Wunden!
Solch einen Glauben hab' ich noch
In Israel nicht funden.
So fliehst du oftmahls aus der Mitte
Der lauten Welt, du stille Tugend, fort,
Und suchst in einer niedern Hütte
Dir einen stillern Zufluchtsort.

Ihr Jüngling' und ihr Mädchen, wer
Wünscht nicht, des Greises Tugend zu erreichen?
So fromm zu sein, so gut, wie er? —
So geht denn hin und thut desgleichen!

Das Veilchen.

In einem Garten, voller Kräuter,
Gewächs' und Bäum' und Blumen, stand
Ein Veilchen, wie die Tugend still und heiter,
Doch ganz versteckt und unbekannt.
Es hatt' erst einen Frühlingsmorgen,
Von Laube überhüllt, geblüht,
Und so bescheiden, so verborgen,
Daß sichs nur durch den Duft verrieth.

Stolz war daneben auf dem Beete
Die Tulpe auch herangereift,
So blühend, wie die frühe Röthe
Die hellen Morgenwolken streift.

Des Gärtners Karl kam in den Garten,
Ein Kind von etwa sieben Jahr,
Des kleinen Blumenbeets zu warten,
Das seiner Pfleg' empfohlen war.
Er sah die Tulp', und staunt' ein gutes Weilchen
Den hohen Glanz der Farben an.
Der Gärtner war ein weiser Mann;
Er winkte Karln: Sieh her, mein Sohn, ein Veilchen!
Nicht wahr, es blüht nicht halb so schön,
Wie jene Tulpe, die du dort gesehn?
Doch riech, wie süß das Veilchen düftet!
Mag auch die Tulpe schöner blühn;
Ich pflege gern, was stillen Nutzen stiftet,
Dem eitlen Glanze vorzuziehn.

Kind, lerne, was das Bild des Veilchens
Für Lebensweisheit in sich hält!
Sei in der Still' ein nützlich Theilchen
Der schönen großen Gotteswelt,
Und laß nur stille, edle Thaten,
Nicht prahlerische Eitelkeit,
Das Plätzchen, wo du lebst, verrathen!
Sei nützlich mit Bescheidenheit!

Geschichte

einer merkwürdigen Begebenheit, welche sich auf Cooks letzter Reise um die Welt ereignete.

Ich vermuthe, daß unter meinen jungen Lesern wol Keiner sein wird, der von dem erfahrensten Seemanne und Länderentdecker unserer Zeit, Cook, nicht schon etwas sollte gehört haben. Ich darf daher auch voraussetzen, daß die Erzählung einer merkwürdigen Begebenheit, die sich auf der letzten Reise dieses großen Mannes ereignete, einem Jeden unter ihnen willkommen sein werde. Hier ist sie:

Kapitän Cook segelte auf seiner dritten und letzten Reise um die Welt, von Neuseeland, welches meine jungen Freunde erst auf der Karte ansehen müssen, nordostwärts nach den Gesellschaftsinseln, welche noch um etwa funfzehn Grade jenseits der Linie in der großen Südsee liegen.

Von da richtete er seinen Lauf gerade gegen Norden, um zwischen Asien und Amerika so weit hinaufzufahren, als möglich, und dann zu versuchen, ob er nicht, entweder über Asien oder Amerika hin, wieder nach England zurückfahren könne.

Er hatte auf dieser Fahrt kaum die Linie durchschnitten — meine jungen Leser wissen, was das sagen will — als er eine Insel entdeckte, der er den Namen der Schildkröteninsel gab, weil das Gestade derselben sehr reich an dieser Thierart war, die den Seefahrenden eine eben so wohlschmeckende, als heilsame Speise gewährt. Die Art, wie man sie fängt, ist die leichteste von der Welt. Sie können bekanntlich nur sehr langsam kriechen; man erreicht sie daher bald, und dann braucht man sie nur auf den Rücken zu legen, so können sie nicht aus der Stelle.

Sobald die Schiffe vor Anker gekommen waren, gingen verschiedene Reisende und Matrosen ans Land, und kehrten gegen Abend mit einer ansehnlichen Beute von Schildkröten höchstvergnügt zurück. Einwohner hatte man nirgends wahrgenommen.

Man beschloß, diese Schildkrötenjagd am folgenden Tage fortzusetzen. Drei Offiziere und zwölf Seeleute ruderten also nach dem Strande, wohlversehen mit einem hinreichenden Vorrathe von Wasser und Lebensmitteln. Sie landeten bei einer Erdzunge, banden ihr Boot fest, und gingen nach derjenigen Stelle der Küste, wo die Schildkröten sich am häufigsten aufzuhalten pflegten.

Hier baueten sie in der Geschwindigkeit eine Hütte von Zweigen, um ihr Wasser vor der brennenden Sonnenhitze zu schützen, ruheten in dem Schatten derselben aus, und gingen dann gegen Abend an ihr Geschäft, indem sie sich in zwei verschiedene Haufen theilten und einen Ort bestimmten, bei dem sie am folgenden Morgen wieder zusammentreffen wollten.

Der Fang ging glücklich von Statten. Man kehrte die Nacht hindurch so viele und so große Schildkröten um, daß man das ganze Boot damit anfüllen konnte, und gegen Morgen verfügte Jeder sich nach dem verabredeten Sammelplatze.

Aber wie erschrak man, da man wahrnahm, daß zwei Offiziere, welche Abends zuvor auf die Vogeljagd ausgegangen waren, und ein dritter Mann, der sie begleitet hatte, sich nicht einfanden, und, so weit man sehen konnte, sich nirgends blicken ließen! Man konnte nicht umhin, zu vermuthen, daß diese Herren sich entweder verirrt haben müßten, oder daß irgend ein unglücklicher Zufall ihnen

begegnet sei. Es wurde beschlossen, sie unverzüglich aufzusuchen.

Zwei Matrosen, der eine ein Engländer, Namens Trecher, der andere ein Deutscher, genannt Bartel Lohmann, wurden dazu abgefertigt. Man versorgte sie mit hinlänglichem Wasser und Lebensmitteln, sowol für sich selbst, als auch für die Verirrten, falls sie dieselben finden sollten, und wartete hierauf mit Schmerzen auf ihre Zurückkunft. Allein vergebens!

Um aber meine jungen Leser wegen des Schicksals der Vermißten nicht länger in Ungewißheit zu lassen, will ich zuerst erzählen, was die eigentliche Ursache ihres Ausbleibens war. Sie hatten sich, wie gesagt, während der Schildkrötenjagd mit Vogelschießen belustigen wollen. In dieser Absicht waren sie in das Gehölz gegangen, und da hatten sie sich verirrt. Wie leicht dieses in einem Lande geschehen könne, welches vielleicht seit Erschaffung der Welt keine Einwohner hatte, werdet ihr, meine lieben Kinder, begreifen, wenn ihr, durch Hülfe eurer Einbildungskraft, euch die Beschaffenheit eines solchen Landes erst ein wenig ausmahlen wollt.

Stellt euch also eine buschige und waldige Gegend vor, welche noch nie ein menschlicher Fuß betreten hat. Denkt euch, wie geschwind und wie dicht da Alles in einander wachsen muß, indem kein Samenkorn vertreten, kein Strauchwerk abgebrochen, kein Baum gefällt wird. Jeder Fleck ist daselbst mit Busch oder Baum besetzt; nicht zwei Schritte kann man um sich sehen, und man ist genöthiget, wenn man weiter will, sich entweder erst einen Weg auszuhauen oder sich durchzuzwingen und durchzukriechen.

Nun stellt euch vor, daß Jemand, der in einem solchen

Dickicht sich befindet, nach und nach die Richtung verliert, in der er ausgegangen ist, und daß es nun vollends anfängt, Nacht zu werden, so werdet ihr begreifen, wie groß die Verlegenheit eines solchen Menschen sein müsse.

In offenen Gegenden kann man bei Tage sich nach dem Standorte der Sonne, oder nach einzelnen Gegenständen, des Nachts nach der Stellung des Mondes oder der Gestirne richten, um sich wieder zurecht zu finden. Beides aber fällt weg, wenn der Boden sowol, als auch die Luft über uns so dicht verwachsen sind, daß man weder den Himmel sehen, noch einzelne Gegenstände in einiger Entfernung unterscheiden kann.

Dies war also die mißliche Lage, worin die genannten Herren sich befanden, da sie bei Anbruch der Nacht gewahr wurden, daß sie die Richtung, in welcher sie zurückkehren mußten, um wieder zu ihren Leuten zu kommen, verloren hatten. Zur Vermehrung ihrer Furcht verbreitete sich bald nach dem Untergange der Sonne ein sehr dicker Nebel, der den ganzen Wald in nächtliche Dunkelheit hüllte.

Umsonst trachteten sie, sich aus dem dicken Gehölze herauszuarbeiten und die Küste zu erreichen; sie merkten bald, daß sie sich immer mehr darin vertieften, und beschlossen daher endlich, zu bleiben, wo sie waren, bis das wiederkehrende Licht des Tages ihnen vielleicht einen Ausweg zeige. Sie setzten sich hierauf bei einem Baume nieder, und ihre Ermattung war so groß, daß sie kurze Zeit hernach in den tiefsten Schlaf verfielen.

Allein dieser Zustand der Ruhe währte nicht lange. Sie fühlten sich bald von den empfindlichsten Schmerzen ergriffen, und fanden beim Erwachen, daß sie über und über mit Scharen schwarzer Ameisen bedeckt waren, deren

giftige und höchst schmerzhafte Stiche große Beulen und Blasen zurückließen. Ihre erste Bemühung war nunmehr, sich von diesem Ungeziefer zu befreien. Sie zogen sich also aus, und fegten mit den Flügeln der geschossenen Vögel die Ameisen ab. Als dieses geschehen war, zogen sie sich wieder an, und erneuerten darauf, wiewol vergeblich, ihre Versuche, die Küste zu erreichen. Je weiter sie gingen, desto mehr verirrten sie sich.

Da sie vor Schmerzen und Ermüdung nicht weiter kommen konnten, so lehnten sie sich an einen Baum, und erwarteten in dieser Stellung die Rückkehr des Tageslichtes. Wie langsam ihnen nun die Zeit verstrich! Jede Minute schien ihnen eine Stunde, jede Stunde eine ganze lange Nacht zu sein. Endlich brach die Morgenröthe hervor, aber ihr hoffnungsloser Zustand hörte damit noch nicht auf. Sie hatten nun zwar wieder Licht, allein, es diente ihnen fast zu weiter nichts, als daß der Eine des Andern Verunstaltung, die durch die Stiche des Ungeziefers verursacht war, erkennen konnte.

Jetzt machten sie sich wieder auf den Weg, aber ohne zu wissen, ob sie sich der Küste näherten, oder ob sie fortführen, sich von ihr zu entfernen. Zur Vergrößerung ihres Elends war der Boden, statt des Grases, häufig mit dicken Dornenstauden bewachsen, die ihnen bis an die Mitte des Leibes reichten. Die Hemden und Matrosenbeinkleider, die sie anhatten, waren dadurch bald in Stücken zerrissen; und nun zerfetzten die Dornen, bei jedem Schritte, den sie thaten, ihren nackten Leib. Hierzu kam eine ermattende, schwüle Sonnenhitze, welche den Rest ihrer Kräfte gänzlich aussog. Kurz, diese unglücklichen Leute waren

dem höchsten Grade des Leidens, sowol der Seele als auch des Körpers ausgesetzt.

Ungefähr um zehn Uhr des Morgens hörten sie, jedoch in großer Entfernung, den schwachen Knall der Kanonen, die auf dem Schiffe abgefeuert wurden, um sie auf den rechten Weg zu leiten. Allein sie waren nicht im Stande, die Gegend, von welcher der dumpfe Schall herkam, genau zu unterscheiden, und sie schlossen, zu ihrer großen Bestürzung, aus der Schwäche des Schalls auf die Größe der Entfernung, worin sie sich von dem Schiffe befinden müßten.

Dennoch verfielen sie nicht in verzweifelnde Unthätigkeit, sondern fuhren fort, unter den schmerzhaftesten Dornenstichen und schon halb verschmachtet vor Hitze und Durst, sich nach derjenigen Richtung hinzuarbeiten, in welcher sie das Ende ihres Jammers zu erreichen hofften. Endlich bemerkten sie eine Öffnung des Waldes, und mit der Freude eines zum Tode verurtheilten Menschen, dem seine Begnadigung angekündiget wird, eilten sie, diesen Strahl von Hoffnung aufzufangen.

Sie erreichten endlich wirklich das Ende des Waldes, aber noch nicht das Ende ihrer Leiden. Als sie mit Entzücken aus dem Gebüsche liefen, und in diesem Augenblicke einer unaussprechlichen Freude aller Schmerzen ihres zerfetzten, ganz mit Blut bedeckten Körpers vergaßen, bemerkten sie zu ihrer abermahligen großen Kränkung, daß sie noch weit von derjenigen Landzunge entfernt waren, auf der sie ihre Gefährten zurückgelassen hatten, und daß sie noch einen großen Umkreis um den Wald machen mußten, um dahin zu gelangen.

Bei dieser Entdeckung wäre beinahe Verzweiflung an die Stelle der Freude getreten, als sie auf einmahl tief im

Walde Etwas zu hören glaubten, welches der Stimme eines Menschen glich. Dieses wurde bald durch einen ähnlichen, nur schwächern Schall beantwortet. Sie vermutheten richtig, daß diese Töne von Leuten herrührten, die man ausgeschickt habe, um sie aufzusuchen, und sie bemüheten sich Alle, durch ein vereintes Geschrei zu antworten. Allein umsonst! Ihre Hälse waren so ausgetrocknet, daß sie mit der äußersten Anstrengung nur ein leises Gelispel hervorbringen konnten.

Wie sehr bedauerten sie jetzt, in der vergangenen Nacht ihren ganzen Vorrath von Pulver verschossen zu haben, um Nothzeichen zu geben! Sie durchsuchten indeß ihre Pulverbeutel, und brachten endlich noch einen einzigen schwachen Schuß zusammen. Dieser wurde abgefeuert; aber ohne Erfolg.

Ihr eigener Zustand war jetzt so unausstehlich geworden, daß sie nicht länger darin aushalten konnten. Seit Anbruch des Tages hatten sie ihre körperlichen Kräfte auf das schmerzhafteste angestrengt, um aus dem dornigen Gehölze, worin sie sich verwickelt fanden, herauszukommen; ihre Lebensgeister waren gänzlich erschöpft, und sie hatten nicht das Geringste zu ihrer Erquickung. Jetzt war ihr Weg zwar nicht mehr so verwachsen, aber dafür waren sie nun auch der brennenden Hitze der Sonne ausgesetzt, die ihnen einen unerträglichen Durst verursachte.

Diese dringende Noth bewog sie endlich, sich nach der Küste zu begeben, um irgend ein Erquickungsmittel zu suchen. Hier fanden sie, zu ihrem Troste, eine Schildkröte, die sie tödteten und darauf mit großer Gierigkeit ihr Blut aussogen. Durch diese schwache Labung ein wenig erquickt, suchten sie in einem hohlen Felsen Schutz ge-

gen die brennenden Sonnenstrahlen. Ein erfrischender Schlaf, welcher sie hier überfiel, verschaffte ihnen so viel neue Kräfte, daß sie den Weg von da bis nach der Hütte, dem bestimmten Sammelplatze auf der Erdzunge, unternehmen konnten.

Als sie endlich bei der Hütte ankamen, fanden sie dieselbe, zu ihrer großen Bekümmerniß, von ihren Leuten verlassen und von allen Arten von Lebensmitteln entblößt. Allein es währte nicht lange, so erblickten sie die Böte, welche zu ihrer Hülfe herbeieilten. Das Schiffsvolk und der Offizier, der sie anführte, hatten in der Hütte so lange gewartet, bis alle ihre Lebensmittel verzehrt waren; dann kehrten sie zu dem Schiffe zurück, um sich frischen Vorrath und neue Verhaltungsbefehle zu holen; jetzt kamen sie, mit allem Nöthigen versehen, wieder an.

Sie waren äußerst erstaunt, als sie drei so elende Geschöpfe vor sich sahn, welche über und über zerrissen und mit Blut gefärbt waren, und die von ihrer Kleidung kaum einen einzigen Lappen übrig behalten hatten, der breiter als ein Strumpfband war. Sie schrien nach Getränk, und man reichte ihnen, mit gehöriger Vorsicht, in kleinen Gaben etwas Wasser mit Rum vermischt. Dann brachte man sie in die Böte, um sie nach dem Schiffe zu führen.

Ihre erste Frage war: ob Jemand von der Gesellschaft nach ihnen sei ausgeschickt worden, und da dieses bejahet wurde, geriethen sie darüber in große Unruhe, und baten, daß man doch ja alle mögliche Mittel zur Rettung dieser Leute anwenden möge, weil sie Ursache hätten zu zweifeln, daß dieselben außerdem wieder zurückkehren würden. So wahr ist es, daß selbst erlebte Noth uns ge-

gen das Elend anderer Menschen empfindlicher macht, und daß daher die Widerwärtigkeiten des Lebens zwar ein bitteres, aber heilsames Arzeneimittel zur Veredelung unsers Herzens sind!

Die Leidenden fühlten kein geringes Vergnügen, als man ihnen versprach, alles Mögliche zu versuchen, um den Verirrten zu Hülfe zu kommen; und sie beschrieben Denjenigen, die zu diesem Ende ausgeschickt wurden, so gut sie konnten, den Ort, wo sie die Stimme gehört hatten, damit sie bei ihrem Nachsuchen sich dahin wenden möchten. Es war indeß schon zu spät am Tage, um mit einiger Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs zur Rettung dieser Unglücklichen etwas unternehmen zu können. Die Sache mußte also bis zum nächsten Morgen verschoben werden.

Es war eine Gesellschaft von zwanzig Mann, welche von dem Schiffe abgeschickt war, um die Offiziere aufzusuchen, und welche sich nunmehr auf den Weg machte, um die beiden verirrten Matrosen zu retten. Man beschloß, in einer langen Reihe auszugehen, doch so, daß der Eine dem Andern zurufen könne. Auf diese Weise hoffte man, die Verlorenen lebendig oder todt zuverlässig zu finden, und richtete hierauf den Marsch nach der bezeichneten Gegend hin.

Sechs Stunden hatten sie schon vergeblich gesucht, als sie auf einmahl unvermuthet den einen der beiden Verirrten, Bartel Lohmann, fanden. Der Zustand, worin sie ihn antrafen, war der erbärmlichste, den man sich denken kann. Sein Leib war gleichfalls auf die kläglichste Weise von Dornen zerrissen, seine Augen waren von den giftigen Stichen des Ungeziefers dergestalt verschwollen, daß er fast kein Tageslicht mehr sehen konnte, und die

brennende Sonnenhitze hatte ihn, aus Mangel einer Anfeuchtung des Mundes, sprachlos gemacht.

Er machte Zeichen, daß er Wasser verlange. Man reichte ihm etwas, aber er bezeigte sich beim Genusse desselben ganz unempfindlich. Er hatte schon alles Gefühl, sowol der Gefahr, als auch des elenden Zustandes, worin er sich befand, durchaus verloren.

Glücklicher Weise waren die Böte beider Schiffe den Suchenden nachgefahren, und lagen jetzt an derjenigen Küste, die diesem Orte die nächste war. Hätte man diese Vorsicht nicht gebraucht, so wäre der Mann umgekommen, ehe man durch andere Mittel ihn nach dem Zusammenkunftsplatze hätte schaffen können; denn er war so elend, daß man ihn mit der größten Mühe kaum bis zum nächsten Boote schaffen konnte.

Sobald er die Sprache wieder erlangt hatte, stattete er von den Abenteuern seiner Wanderschaft folgenden Bericht ab:

Er und sein Kamerad Trecher waren am ersten Tage ihrer Nachsuchung so weit gegangen, als sie kommen konnten. Entkräftet von der Beschwerlichkeit des Weges und von der Hitze des Tages, hatten sie sich endlich niedergesetzt, um sich zu erquicken und auszuruhen. Darüber waren sie Beide eingeschlafen, und als sie nach einiger Zeit wieder erwachten, fanden sie zu ihrer Bestürzung, daß es Nacht war.

Der Gedanke, ihre Pflicht versäumt zu haben, und die Furcht vor den Folgen dieses Vergehens, wirkten so stark auf ihr Gemüth, daß sie der heftigen Schmerzen, die ihnen von den Stichen der Ameisen verursacht wurden, darüber vergaßen, und sich wieder auf den Weg machten, ohne zu wissen, wohin sie gingen. Gegen Morgen gaben sie endlich die Hoffnung, die verirrten Offiziere zu finden, auf, und nun waren sie nur besorgt, wie sie selbst wieder zurückfinden sollten.

Nachdem sie lange gegangen und, so gut sie konnten, durch das Gebüsch gedrungen waren, bemerkten sie, daß, anstatt sich dem Zusammenkunftsorte zu nähern, sie sich immer weiter davon entfernten. Sie waren äußerst ermüdet und durchaus unschlüssig, was sie thun sollten. Fast war es ihnen gleichgültig, ob sie lebten oder stürben, und in dieser Lage des Gemüths setzten sie sich nieder, um ihre letzten Lebensmittel und ihren Grog (so nennen die Englischen Seeleute ein aus Wasser und Rum gemischtes Getränk) zu verzehren, und ihre Bürde dadurch zu erleichtern. Kaum hatten sie dies gethan, so überfiel sie abermahls ein tiefer Schlaf, aus welchem die Stiche des giftigen Ungeziefers, womit sie bald überdeckt waren, sie nicht zu ermuntern vermochten.

Als sie endlich erwachten, fanden sie sich wieder im Finstern; sie standen auf, wanderten umher, wie zuvor, jammerten über ihren hülflosen Zustand, und berathschlagten sich von Zeit zu Zeit, was sie thun sollten? Bald verfielen sie auf diesen, bald auf jenen Anschlag; aber wenn sie ihn näher beleuchteten, so sahen sie sich genöthigt, ihn wieder aufzugeben.

Sie erinnerten sich z. B., einmahl gehört zu haben, wie Robinson Krusoe viele Jahre lang auf einer einsamen Insel gelebt hätte, und sie faßten das Herz, sein Beispiel nachahmen zu wollen. Allein der Gedanke an die rauhe und unfruchtbare Gegend, worin sie sich befanden, und an den gänzlichen Mangel aller Nahrungsmittel, schreckte sie von der Ausführung dieses Vorhabens gar bald wieder ab.

Endlich fiel ihnen ein, auf einen der höchsten Bäume zu steigen, und zu versuchen, ob nicht irgendwo sich eine Anhöhe zeige, auf der sie das Land übersehen, und erfahren

könnten, ob es bewohnt sei, oder nicht. Dieser Einfall wurde ausgeführt, und da sie einen hohen Baum erklettert hatten, entdeckten sie gegen Südwesten hin einen Berg von beträchtlicher Höhe; allein sie bemerkten auch, daß sie, um dahin zu gehen, sich immer weiter von der Küste entfernen müßten.

Und nun waren ihre Meinungen getheilt. Trecher hielt es für rathsam, nach diesem Berge hinzugehen; Lohmann hingegen behauptete, daß es vernünftiger sei, wenn sie sich bemühten, die Küste zu erreichen. Da nun Jeder auf seiner Meinung bestand, und Keiner dem Andern nachgeben wollte, so wurden sie endlich eins, daß sie sich trennen wollten, um ihr Heil auf demjenigen Wege zu versuchen, welcher Jedem der beste zu sein schien.

Dies geschah; Jeder trat seinen eignen Weg an, und Lohmann ging so lange fort, bis ihn sein Gesicht verließ und er alles Gefühl verloren hatte. In diesem Zustande wurde er nun, wie wir gehört haben, gefunden.

Jetzt überlegte die Gesellschaft, ob sie Trechern seinem Schicksale überlassen, oder ihre Nachforschungen fortsetzen sollte? Die Menschlichkeit des Offiziers, welcher den Trupp anführte, behielt endlich die Oberhand, und auf sein Zureden wurde beschlossen, nicht eher nachzulassen, bis sie den Unglücklichen todt oder lebendig würden gefunden haben.

Sie machten sich also, sobald Lohmann nach den Böten geschafft und dem Wundarzte übergeben war, wieder auf den Weg, und zwar abermahls in einer langen Reihe, indem sie von Zeit zu Zeit einander zuriefen, mit Glocken läuteten und Trommeln schlugen, sowol deßwegen, damit sie sich nicht selbst von einander verirren möchten, als auch, um den Verlornen, falls er noch am Leben wäre, ein Zei=

chen von ihrer Annäherung zu geben. Anfangs waren Alle gutes Muths und ertrugen die vielfältigen Beschwerlichkeiten, welchen sie ausgesetzt waren, mit großer Standhaftigkeit; aber nach Verlauf einiger Stunden fühlten sie sich sämmtlich so erschöpft, daß sie schlechterdings Halt machen mußten, um erst auszuruhen und einige Erfrischungen zu genießen.

Sobald dieses geschehen war, setzten sie ihre Nachforschungen fort; aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Es zeigte sich nirgends die geringste Spur von einem durch diese dichtverwachsene Gegend gedrungenen Menschen, ungeachtet Trecher und sein Gefährte bei der Trennung eins geworden waren, daß Jeder seinen Weg mit abgebrochenen Zweigen bezeichnen sollte, um sich im Fall der Noth einander wiederfinden zu können.

Dies benahm ihnen endlich den Muth, und Wenige hatten Lust, eine Arbeit fortzusetzen, die mit so vieler Mühe und mit so wenig Hoffnung eines glücklichen Erfolgs verbunden war.

Die Offiziere bestanden indeß fest auf ihrem Vorhaben. Sie erinnerten sich jetzt des Mittels, in die Ferne zu schauen, welches Trecher selbst ersonnen hatte, nämlich auf den höchsten Baum, welcher in der Nähe war, zu steigen, um den Berg zu suchen, den er gesehen haben wollte, und nach dem er wahrscheinlicher Weise hingegangen war. Dieses wurde sogleich ausgeführt.

In einem Augenblicke saß ein Matrose auf jedem hohen Baum in der Nähe, und Alle sahen die Anhöhe, die nicht weit von dem Orte zu sein schien, wo sie vorher ausgeruht und sich erfrischt hatten. Es wurde also beschlossen, sich sogleich auf den Weg zu machen, um dahin zu

gehen. Aber dieses war nicht so leicht, als es anfangs zu sein schien.

Denn als sie eben glaubten, dicht dabei zu sein, trafen sie auf eine Lache, das heißt, auf ein stehendes Wasser oder einen kleinen Landsee, wodurch ihr Fortgang unterbrochen wurde. Sie sahn sich also genöthiget, längs dem Ufer hinzugehen, und da fanden sie das Gerippe eines Thiers, welches, seiner Länge und Bauart nach, von einem Alligator*) zu sein schien. Indem sie dabei stillstanden, glaubten sie in dem niedergetretenen Grase die Tritte eines großen Thiers zu bemerken, welches vor kurzem da vorbeigegangen war.

Dies erregte die Neugierde der ganzen Gesellschaft, die sich einbildete, daß irgend ein Ungeheuer, gegen welches man auf seiner Hut sein müsse, die Lache bewohne. Das Wasser derselben war so salzig, wie Seewasser, und sie war rund umher an den Ufern mit einer Art von Rohr bewachsen, welches Mannshöhe hatte. Alle Versuche, auf dem Wege durch dieses Rohr weiter vorzudringen, schienen ihnen jetzt vergeblich zu sein, und da sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf einem andern Wege nicht glücklicher zu sein hoffen durften, so beschlossen sie endlich, ihr Vorhaben aufzugeben und zu den Böten zurückzukehren.

Aber da es schon spät am Tage war, so faßten sie den Vorsatz, sich, wo möglich, nach einer noch etwas fernern Anhöhe durchzuarbeiten, um allda zu übernachten, und alsdann mit Anbruch des Tages ihren Rückweg anzutreten. Durch ausdauernde Anstrengung erreichten sie ihren Zweck. Sie kamen bei dem Hügel an, und bemerkten mit Vergnügen, daß das Land in dieser Gegend ein ganz anderes Ansehn gewann.

*) Eine Art von Krokodill in Amerika.

Bis jetzt hatte es ihrem Auge nichts, als ein wildes, beinahe undurchdringliches Dickicht dargestellt; aber indem sie die Anhöhe erstiegen, zeigte sich ihnen eine Aussicht, welche ungemein anmuthig und mahlerisch war.

Hier beschlossen sie, in einem angenehmen Wäldchen, welches die Natur zu einem Ruheplatz bestimmt zu haben schien, die Nacht zuzubringen. Die Gesellschaft war jetzt versammelt, und die Offiziere gaben Befehl, daß man einige Hütten von Strauchwerk errichte, um sich darunter vor den Abenddünsten zu verbergen. Einige mußten Brennholz zusammentragen, um auf einem nahen Hügel ein Feuer anzuzünden, welches den Leuten in den Böten zum Zeichen diene, daß die Partei ihre Nachforschungen noch nicht eingestellt habe.

Beides war jetzt geschehen; man stellte eine Schildwache bei das Feuer, um es zu unterhalten, und eine andere bei die Hütten, in welchen die übrigen sich zur Ruhe begaben. Man genoß hierauf eines erquickenden Schlafs bis gegen Mitternacht, da ein plötzlicher Lärm Alle wieder weckte. Ein schreckliches Ungeheuer von entsetzlicher Größe hatte die beim Feuer angestellte Schildwache überfallen, und war eben in Begriff gewesen, sie zu ergreifen und zu verschlingen, als sie ihm noch durch einen Sprung entkam, und nun zu den Hütten floh, um Lärm zu machen. Der Mann betheuerte, daß es wenigstens zweimahl so groß, als ein Elephant, gewesen sei.

Der Anblick dieses Menschen, den das Entsetzen ganz entstellt hatte, seine sonst bekannte Herzhaftigkeit, die feierliche Art, mit der er die Wahrheit seiner Aussage bezeugte, und die Erinnerung an das große Gerippe und an die im Grase entdeckten Fußtritte des Ungeheuers ließen keinen Zweifel übrig, daß er die Wahrheit sage. Die Gefahr schien groß und fürchterlich; allein man hielt es für das sicherste, ihr beherzt entgegen zu gehen.

Ein Sergeant, ein Untersteuermann, ein Büchsenschmied, die verjagte Schildwache und noch ein Seesoldat, als die Beherztesten unter Allen, erboten sich, das Abenteuer zu bestehen, und machten sich auf den Weg, indem sie paarweise in geschlossener Ordnung gingen. Als sie sich dem Feuer näherten, guckte die Schildwache hinter dem Büchsenschmiede hervor, und sah das Ungeheuer durch den Rauch noch größer, als vorher, worauf er sogleich der Vorderlinie das Wort gab, niederzuknien und Feuer zu geben.

Zum Glück hatte der Büchsenschmied, der ein sehr unerschrockener Mann war, sich vorgenommen, sein Feuer so lange zu sparen, bis er den Feind recht nahe haben werde. Er ging also dreist vor, und da er scharf durch den Rauch und die Flamme blickte, schien ihm das Ungeheuer von menschlicher Gestalt zu sein. Er rief ihm zu; aber es erfolgte keine Antwort. Er trat hierauf noch etwas näher, und — wie groß war sein Erstaunen, als er den nämlichen Thomas Trecher in ihm erkannte, den sie so lange vergeblich gesucht hatten!

Er kroch auf allen Vieren; denn seine Füße waren so voller Blasen, daß er nicht mehr stehen konnte, und sein Hals war so ausgetrocknet, daß es ihm unmöglich war, einen Laut hervorzubringen. Es ist schwer zu bestimmen, was bei dieser Entdeckung größer war, ihre Freude, ihre Verwunderung, oder ihr Gelächter.

Sie bemüheten sich ohne Zeitverlust, dem Unglücklichen beizustehn. Einige liefen nach den Hütten, um die Neuigkeit zu erzählen, und ihm etwas zur Erquickung zu holen, indeß die Andern ihm einige Linderung zu verschaffen suchten, indem sie ihn in ihren Armen aufrecht hielten.

In einigen Augenblicken war er von der ganzen Ge-

sellschaft umgeben; Einige waren begierig, seine Geschichte zu erfahren, und Alle wollten ihm Hülfe leisten. Die Offiziere insbesondere brachten ihm Herzstärkungen, die sie ihm nur sparsam gaben, bis er die Sprache wiedererlangt hatte.

Es war ein sehr beweglicher Anblick, ihn vom Kopfe bis zu den Füßen mit Beulen bedeckt zu sehen, welche die giftigen Stiche der Mücken verursacht hatten. Diese hatten ein so unleidliches Jucken erregt, daß sein ganzes Blut von dem beständigen Reiben entzündet war.

Als man ihn mit Öl beschmiert hatte, nahm die Heftigkeit der schmerzhaften Empfindung etwas ab. Man gab ihm oft Thee, mit etwas Branntwein vermischt, zu trinken, wodurch er nach und nach die Sprache wiedererlangte; aber einige Tage gingen vorbei, ehe er den vollkommenen Gebrauch des Verstandes wiederbekam.

Sobald er durch behutsam gereichte Erfrischungen sich so weit wieder erholt hatte, daß man hoffen durfte, sein Leben zu erhalten, wurde er nach den Hütten getragen und auf ein Lager gelegt. Des Morgens hatte das Fieber nachgelassen; aber nun entstand die Frage, wie sie ihn in diesem schwachen Zustande über zwölf Englische Meilen weit durch ein Land schaffen sollten, in welchem jeder gesunde Fußgänger Mühe hatte, sich für seine eigene Person durchzuarbeiten?

Indeß Leuten, welche ihre Kräfte geübt haben und dabei von warmer Menschenliebe beseelt werden, ist nichts unmöglich, sobald es darauf ankommt, einem Unglücklichen Hülfe zu leisten. Einer aus der Gesellschaft erinnerte sich, daß er als Knabe mit seinen Schulfreunden zuweilen Tragsessel aus Binsen gemacht habe, und er glaubte, es werde ihm noch jetzt gelingen, einen solchen Sessel von biegsamen

Reisern zu flechten. Der Versuch wurde augenblicklich angestellt, und er gelang.

Sie machten sich also auf den Weg, bekämpften herzhaft alle die beschwerlichen Hindernisse, die wir schon kennen, und erreichten endlich gegen Abend äußerst ermattet das Gestade. Hier fanden sie zu ihrer großen Freude das Boot, welches auf sie gewartet hatte.

Nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, begaben sie sich nach dem Schiffe. Trecher ward der Sorgfalt des Wundarztes übergeben, und erholte sich nach und nach; aber es vergingen einige Wochen, bevor er seine gewöhnliche Arbeit wieder verrichten konnte.

Wozu ich diese Geschichte erzählt habe? Dazu, ihr jungen Leser, wozu ich euch schon so manche andere erzählte, damit ihr lernen möget, welchen Zufällen das menschliche Leben unterworfen ist, und wie sehr man daher Ursache hat, von früher Jugend an seine körperlichen und geistigen Kräfte in Ertragung jedes kleinen Ungemachs zu üben, um sich auf größeres vorzubereiten. Wehe dem, der diese Lehre in der Jugend vernachlässiget, und sie dann erst in Ausübung bringen will, wenn unvermeidliche Noth ihn dazu zwingt!

Nachrichten

von dem unglücklichen Ende des berühmten Länder-Entdeckers Cook.

Indem ich euch, meine jungen Leser, die vorstehende merkwürdige Begebenheit aus der Cookschen letzten Entdeckungsreise erzählte, fiel mir ein, daß eine Nachricht von dem traurigen Ende dieses großen Seefahrers wol auch eine unter-

haltende und dabei nicht unnütze Unterhaltung für euch abgeben könnte. Ich beschloß daher, das Merkwürdigste von Dem, was bis jetzt davon bekannt geworden ist, auszuheben, und es euch in folgender Erzählung mitzutheilen.

Von der Schildkröteninsel hatte Cook seinen Lauf gegen Norden gerichtet, um zu versuchen, ob man über Asien oder über Amerika hin nach Europa segeln könne. Dieser Versuch schlug fehl; denn da er bis zum 71sten Grade der nördlichen Breite hinaufgesegelt war, fand er das ganze Meer dergestalt mit Eis bedeckt, daß es unmöglich war, weiter vorzubringen. Man mußte also umkehren.

Cook hatte auf seiner Hinreise eine Anzahl sehr fruchtbarer und sehr bevölkerter Inseln entdeckt, und sie mit dem Namen der Sandwichsinseln belegt. Sie liegen von den Gesellschaftsinseln nordwärts, zwischen dem zwanzigsten und vier und zwanzigsten Grade nördlicher Breite. Die Bewohner derselben schienen sehr gutartige und friedliche Geschöpfe zu sein; es wurde daher beschlossen, zu ihnen zurückzukehren, theils um die Schiffe daselbst auszubessern, theils um neue Lebensmittel einzunehmen.

Jetzt waren beide von Cook befehligte Schiffe, die Resolution und die Discovery, bei der größten dieser Inseln, welche in der Landessprache Owahihi heißt, vor Anker gekommen, und von nun an mag, statt meiner, Derjenige reden, der uns diese Nachrichten mitgetheilt hat, und welcher ein Augenzeuge der Begebenheiten war, die er hier selbst erzählen wird. Er hat sich nicht genannt; aber man vermuthet, daß es einer der Unterwundärzte auf der Discovery gewesen sei.

»Kaum lagen wir vor Anker, als ein Sohn des Königs dieser Insel herankam, und nach einigen Zeremo-

nien, welche Friedenszeichen sein sollten, bei uns an Bord stieg.«

»Er brachte ein gebratenes Schwein, einige zubereitete Brotfrüchte, und einen sonderbaren Mantel von rothen Federn zum Geschenk für unsern Befehlshaber mit.*) Wir gaben ihm dagegen einige Äxte, Spiegel, Armbänder und andere ihm in die Augen fallende Kleinigkeiten. Hierauf sandten wir ihn, nebst seinem Gefolge, in unserm Boote an den Kapitän Cook.«

Hier wurde er mit Schiffsmusik bewillkommnet, und so gut bewirthet, als die Verfassung des Schiffes es erlaubte. Kapitän Cook zeigte ihm auch die schlechte Beschaffenheit desselben, und ersuchte ihn um den freien Gebrauch einer Strecke Landes, um daselbst seine Gezelte aufzurichten und seine Geräthschaften aufzubewahren.«

»Der junge Prinz bewilligte dies sogleich, zeigte aber an, daß sein Vater abwesend und in einen Krieg mit dem Könige der benachbarten Insel Mahwi verwickelt sei. Er werde in zehn Tagen wieder kommen, weil man eben an dem Frieden arbeite; dennoch könnten wir Alles ans Land bringen, und der verlangte Platz solle tabuhd, das ist, zu unserm Gebrauche bezeichnet werden, daß die Eingebornen uns nicht stören oder beunruhigen möchten.«

»Beide Befehlshaber nahmen den Vorschlag an, und begleiteten ihn nach dem Wohnplatze der Eingebornen, wo sie ihre Zelte aufzurichten wünschten. Hier wurden ihnen einige freie unbewohnte Plätze angewiesen. Die Grenzen derselben bezeichnete man durch eingerammte Pfähle und durch Taue, welche man um dieselben herumziehen ließ,

*) Dieser Befehlshaber der Discovery war Kapitän Clarke.

innerhalb welchen den Eingebornen bei schwerer Strafe verboten wurde, sich betreten zu lassen.«

»Nun ließen wir Alles, was wir ans Land haben wollten, aus den Schiffen bringen, unsere Zelte, die Schmieden, Masten, Segel, das Tauwerk, unsere Wasserfässer, Brot, Mehl, Pulver, kurz Alles, was nachgesehen, getrocknet und ausgebessert werden mußte. Die Eingebornen, die sich bei Tausenden versammelt hatten, hielten sich dabei ungemein ruhig, und legten uns nicht das mindeste Hinderniß in den Weg. Im Gegentheil überließ man uns gern einige leere Häuser, um unsere Kranken darin bis zu ihrer Wiedergenesung zu verpflegen. Überhaupt wurden Fremde nie mit größerer Gastfreundlichkeit aufgenommen, als wir.«

»Den andern Morgen kamen sehr eilfertig sechs große doppelte Kriegsfahrzeuge in dem Hafen an, jedes von wenigstens dreißig Rudern, und in jedem derselben saßen an sechzig nackte Indier. Wie sie sich unsern Schiffen näherten, machten wir unsere Kanonen schußfertig, die Seesoldaten mußten unters Gewehr treten, und Jedermann ging an seinen Posten.«

»Die Zahl der Wilden vermehrte sich zusehends; man zählte in kurzen mehr als hundert Fahrzeuge, welche unsere Schiffe umgaben, und in welchen mehr als tausend Indier waren. Allein, anstatt einen Angriff auf uns zu thun, fingen sie einen freundschaftlichen Handel mit uns an. Sie hatten Schweine, Brotfrucht und andere Landesgüter an Bord, die sie uns gegen Europäische Kleinigkeiten überließen.«

»Dieser Handel hatte eine kurze Zeit gedauert, als eine unsichtbare Hand einen Stein in unsere Kajütenfenster

warf. Wir ließen durch die Wache Acht geben, und binnen einer halben Stunde wurde ein anderer Stein nach den Matrosen geworfen, welche außerhalb des Schiffes auf einem Gerüste standen, und mit Kalfatern*) beschäftigt waren. Der Thäter wurde entdeckt und ergriffen.«

»Kapitän Cook ließ ihn hierauf im Angesichte des Prinzen, der übrigen Häupter des Volks und der ganzen Versammlung an Bord seines Schiffes bringen, anbinden, und mit funfzig Hieben bestrafen. Dies setzte Alle in so große Furcht, daß in wenig Minuten kein Einziger mehr zu sehen war. Allein noch ehe der Tag zu Ende ging, kehrten Alle zu ihrem Handel zurück.«

»Manche haben den Kapitän Cook wegen seiner bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesenen Strenge gegen die Indier getadelt; er war es aber nicht bloß gegen sie, sondern auch gegen alle seine Leute. Keinem von diesen ging der geringste Fehler ungestraft hin. Wurde einer derselben überführt, daß er einen Wilden gemißhandelt, oder an dem Eigenthume desselben sich vergriffen hatte, so ließ er ihn sicher in Gegenwart der Indier eben so hart bestrafen. Durch diese unparteiische Ausübung der Gerechtigkeit bekamen die Indier einen so hohen Begriff von seiner Weisheit und Macht, daß sie ihm gleiche Ehre, wie ihrem Ethu-a, oder guten Gotte, erwiesen.«

»Alles ging nunmehr nach Wunsch, und wir lebten mit den Wilden in der größten Eintracht. Wenn die Vornehmen sahn, daß ihre Leute sich schlecht betrugen, oder den Verordnungen zuwiderhandelten, so zeigten sie

---

*) Kalfatern heißt, die Ritzen des Schiffs mit Werg ausstopfen, und darauf mit Theer überschmieren.

es selber an, und überlieferten sie uns zur Strafe. Sie waren so dienstfertig und gefällig, daß sie, da es uns an Brennholze gebrach, uns sogar die hölzerne Einfassung ihres Morai oder Begräbnißplatzes überließen."

„Nach einigen Tagen sahn wir den alten König von seiner Kriegsfahrt zurückkommen und in den Hafen einlaufen Ihn begleiteten über 150 große Kriegskähne. Er selbst befand sich in einem prächtigen Fahrzeuge, an dessen beiden Enden zwei Götzenbilder von männlicher Gestalt und ungeheurer Größe angebracht waren, welche Mäntel von vielfarbigen Federn umhatten. Sie nennen diese Bilder E-ah-tu-a oder Kriegsgötter, und ohne sie wird niemahls ein Gefecht angefangen."

Sobald sie ans Land gekommen waren, wurden die Kähne ans Ufer gezogen. Sie stellten sich hierauf in Kriegsordnung, und zogen, unter Anführung des Königs, gliederweise nach ihrem Opferplatze, der etwa funfzig Ellen von unserm Zelte entfernt war. Wie sie aber den Platz durch grüne Büsche abgezeichnet fanden, welche unsere Grenzen anzeigten, gingen sie mit ihren Götzen um denselben herum, bis sie auf dem Morai ankamen, wo die Götzenbilder aufgestellt und die Waffen niedergelegt wurden."

„Nach dieser Feierlichkeit verfügte sich der König, von den Vornehmsten seines Volkes begleitet, an Bord der Resolution. Sobald er ins Schiff trat, fiel er, zum Zeichen der tiefsten Verehrung, auf sein Antlitz, und sein Gefolge mit ihm. Hierauf hielt er eine Rede, die Keiner von uns verstand, und übergab dem Kapitän drei Schweine, nach ihrer Kochkunst zubereitet. Ihm ward dafür ein Halsband von verschiedenen Schnüren bunter Glaskorallen um den Hals gethan. Auch beschenkte ihn der Kapitän mit zwei Spie-

geln, einem großen Trinkgeschirre von Glas, einigen Nägeln und andern Kleinigkeiten."

„Er nahm dies Alles mit großem Vergnügen an, und schickte alsobald einen Boten ans Land, der mit einigen großen Schweinen, und mit so vielen Kokosnüssen, Brotfrüchten und Zuckerrohr zurückkehrte, als unser Boot nur immer fassen konnte."

„Er blieb wol eine Stunde auf dem Verdecke, und bewunderte den Bau des Schiffs. Nachher wurde er in die Kajüte geführt, wo man ihm Wein anbot, den er aber nicht trinken wollte. Überhaupt weigerte er sich, etwas Anderes zu genießen, als Brotfrucht."

„Den andern Tag gingen unsere beiden Befehlshaber, in Begleitung ihrer Offiziere, ans Land, um dem Könige ihren Gegenbesuch zu machen. Sie wurden auf das Ehrerbietigste empfangen, und mußten sich mit Sr. Majestät zu Tische setzen."

„Nach vollbrachter Mahlzeit hing der König dem Kapitän Cook einen Indischen Mantel um, und führte ihn an den Ort ihrer gottesdienstlichen Versammlungen, wo sein Haupt mit einem Kranze grüner Platanenblätter bekränzt wurde. Hierauf setzte man ihn auf eine Art von Thron, und ein Priester in buntem Gewande hielt eine lange Rede an ihn. Diese wurde mit einem feierlichen Gesange beschlossen, in welchen die ganze Versammlung einstimmte. Nach geendigtem Gesange fielen Alle dem Kapitän zu Füßen, und der König sagte zu ihm, das nebenstehende Gebäude sei von nun an das seinige, er selbst ihr E-a-thu-nu-eh, das heißt, ihre Gottheit."

„Von dieser Zeit an bekam des Kapitäns Pinasse immer einen Anführer von den Wilden, auf dessen Befehl alle andere Eingeborne in ihren Kähnen, so oft Herr Cook vorbei-

fuhr, sich niederwerfen und so lange in ehrerbietiger Stille liegen bleiben mußten, bis er vorüber war. Dies thaten sie auch von selbst, wenn der Kapitän allein war. Überdas hatte der ihm zugeordnete Begleiter den Befehl, ihn jedes Mahl, so oft er ans Land kam, nach dem ihm angewiesenen Hause auf dem Begräbnißplatze zu führen, welches die Matrosen Cook's Altar zu nennen pflegten.«

»Eines Tages lud der König die Kapitäne beider Schiffe, nebst den Offizieren ein, ein Heivah, das heißt in ihrer Sprache, ein Schauspiel, anzusehn, das von seiner eigenen Familie aufgeführt werden sollte. Die Einladung wurde angenommen, und wir gingen ans Land.«

»Hier empfingen uns viele Oberhäupter der Völkerschaft, und führten uns in ehrerbietiger Stille nach dem zu der Abendfeierlichkeit bestimmten Platze. Aber die Schauspieler befriedigten unsere Erwartung schlecht. Sie beschlossen die Vorstellung mit einem kaum erträglichen Gesange, in welchen der König mit seinem ganzen Hofstaate mit einstimmte.«

»Kapitän Cook gab hierauf dem Könige zu verstehen, daß er, mit seiner Erlaubniß, ein Feuerwerk geben werde, welches ihn zwar nicht erschrecken, aber doch in die größte Verwunderung setzen solle. Der König erlaubte dieses gern, und die Artilleristen erhielten Befehl, sobald es werde dunkel geworden sein, ihre Künste sehen zu lassen.«

»Es waren einige tausend Zuschauer versammelt; aber kaum stieg die erste Rakete in die Luft, so fingen die Meisten an, davonzulaufen und sich zu verbergen. In einigen Minuten war fast nur noch der König mit seinem Gefolge da. Wie die zweite Rakete in die Luft stieg, hörten wir überall Wehklagen und Jammern, und als die Wasser-

raketen anfingen zu spielen, wollte der König auch fort. Man mußte also einhalten.«

»Cook gab hierauf dem Könige zu verstehen, daß wir mit dem ersten günstigen Winde wieder absegeln würden. Diese Nachricht verursachte eine allgemeine Betrübniß. Man suchte auf die rührendste Weise uns zu bewegen, unsern Aufenthalt zu verlängern; allein sobald ein günstiger Wind aufsprang, folgten wir unserer weitern Bestimmung, und gingen unter Segel.«

»Wir richteten unsern Lauf nach einer nicht weit von da gelegenen Insel Manwih, weil wir gehört hatten, daß daselbst ein guter Hafen und treffliches Wasser zu finden seien. Allein wir segelten noch nicht lange, als der König, der noch nicht Abschied von uns genommen, und unsere Abreise nicht so nahe geglaubt hatte, uns in einem Boote nacheilte, von seinem Prinzen begleitet. Er brachte uns noch zehn große Schweine, Brotfrucht, viel Vögel, nebst Kokosnüssen, Zuckerrohr, Platanen, und eine kleine Schildkröte mit. Letztere war eine große Seltenheit auf dieser Insel.«

»Unter des Königs Gefolge war auch ein alter Priester, der dem Kapitän Clarke immer große Zuneigung bewiesen hatte, auch dafür nicht unbelohnt geblieben war. Es war schon spät, als sie unser Schiff erreichten; ihr Aufenthalt an Bord währte daher auch nur einige Stunden. Der alte Priester erhielt indeß Erlaubniß, bei uns zu bleiben, bis wir ihn auf einer benachbarten Insel ans Land setzen würden.«

»Am andern Tage hatten wir die Küste noch im Gesicht. Gegen Abend geriethen wir unvermuthet in einen starken Strom, der uns gerade auf die Küste zuführte, und uns besorgt machte, daß wir auf Klippen gerathen und scheitern möchten. Mitten unter der Bestürzung

worein hiebei Jedermann gerathen war, ersah der alte Priester seine Gelegenheit, nahm ein Stück Seidenzeug, welches in der Kajüte lag, sprang damit über Bord und erreichte mit seiner Beute das Land.«

»Unser Unwille über diesen schlechten Streich eines Freundes verwandelte sich am folgenden Tage in die angenehmste Verwunderung über die Gerechtigkeit des Königs. Denn da wir fortfuhren, uns in der Nähe der Küste aufzuhalten, erblickten wir plötzlich einen auf uns zueilenden großen Kahn, und in demselben den alten König selbst, nebst seinen gewöhnlichen Begleitern, die den diebischen Priester an Hand und Fuß gebunden brachten. Sie überlieferten ihn dem Kapitän, indem sie eine Fürbitte wegen seines Verbrechens einlegten.«

»Der König hatte ihn bloß auf den Argwohn binden lassen, daß das Stück Seide, welches er bei sich hatte, vielleicht vom Schiffe gestohlen sei. Eine merkwürdige Probe von Indischer Gerechtigkeitsliebe und Edelmuth, die da verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.«

»Der Kapitän erwiederte dieses gerechte Verfahren durch eine großmüthige Begnadigung des Missethäters. Er that noch mehr; mit dem wiedergebrachten Stücke Seidenzeug machte er dem Könige ein Geschenk, und dieser fuhr darauf vergnügt zurück nach dem Gestade.«

»Bald darauf wurden wir von einem heftigen Sturme mit Hagel und Regenschauer überfallen. Wir hatten daher unglaubliche Mühe, uns vom Lande abzuhalten, und verloren die Resolution aus dem Gesichte.«

»Der Sturm wüthete vier Tage lang, und beide Schiffe schwebten in der äußersten Gefahr. Die Resolution hatte am meisten gelitten. Erst am fünften Tage

konnten wir uns wieder mit ihr vereinigen, und da fanden wir ihren Zustand so gefährlich, daß wir uns glücklich schätzen mußten, noch in der Nähe des Hafens zu sein, von dem wir ausgelaufen waren.«

»Sobald wir denselben mit genauer Noth erreicht hatten, erneuerten unsere alten Bekannten ihre Besuche, und brachten uns Schweine, Brotfrucht und andere Lebensgüter, ohne Bezahlung dafür zu verlangen. Auch der alte König und sein Gefolge fanden sich wieder ein, und äußerten ihre Freude über unsere Zurückkunft.«

»Diese gegenseitigen Freundschaftsbezeigungen dauerten fort. Allein am folgenden Abend kam ein großer Kahn auf uns zu, mit sechzig bewaffneten Kriegsleuten bemannt. Diese hatten wenig oder gar keine Lebensmittel bei sich, und schienen nichts Gutes im Schilde zu führen. Unser Kapitän beorderte daher sogleich Jeden an seinen Posten und ließ die Kanonen zum Schuß fertig machen.«

»Nach etwa einer Stunde ruderten diese Leute weiter, ohne etwas Feindliches unternommen zu haben. Wir nahmen aber auf einem hohen Berge einen andern zahlreichen Haufen wahr, welcher Steine sammelte, und die ganze Nacht hindurch sahn wir Feuer und Lichter brennen. Dies Alles schien uns verdächtig zu sein.«

»Unser Argwohn bestätigte sich; denn am folgenden Tage sahen wir abermahls eine große Menge von Eingebornen versammelt, welche anfingen, von der abschüssigen Seite des Berges Steine herabrollen zu lassen, um unsere Schiffe zu beschädigen. Unser Kapitän befahl daher, mit Kanonen unter sie zu feuern, und in einigen Minuten war der ganze Schwarm verschwunden.«

»Den Nachmittag kam der König an Bord der Resolution, beschwerte sich bei dem Kapitän Cook, daß wir zwei seiner Leute getödtet hätten, und versicherte dabei, sie hätten nicht die mindeste Absicht gehabt, uns zu schaden. Er blieb hierauf einige Stunden an Bord, und beschäftigte sich, der Arbeit unserer Waffenschmiede zuzusehen. Beim Abschiede bat er noch, ihm eine Pahahi zu schmieden, das heißt, eine Art von Dolch, etwa zwei Fuß lang, dessen sie sich bei ihren Gefechten in der Nähe bedienen. Man erfüllte seine Bitte, ohne die traurige Folge zu ahnen, welche diese Bereitwilligkeit für uns haben würde.«

»Von dieser Zeit an wurden die Eingebornen immer unruhiger, und stahlen uns Alles weg, was sie erreichen konnten. Wir ließen zuweilen auf sie feuern, allein dies machte sie nur immer verwegener. Einer, der eine Schmiedezange gestohlen hatte, wurde vom Kapitän Cook und einigen Seesoldaten eingeholt. Aber seine Landsleute, die seine Gefahr sahen, eilten haufenweise herbei, um ihn zu befreien, wodurch er Gelegenheit fand, zu entwischen. Anstatt ihn auszuliefern, fing man an, noch einige Gewaltthätigkeiten an unsern Leuten auszuüben, wodurch diese genöthiget wurden, sich zurückzuziehen.«

»Kapitän Cook schickte hierauf eine Gesandtschaft an den König, um ihn von diesem Vorfall zu benachrichtigen und auf die Auslieferung des Verbrechers zu dringen. Allein es gefiel seiner Indischen Majestät, diesmahl eine andere Miene anzunehmen; der Gesandte wurde sehr übel behandelt, und hatte endlich Ursache, sich Glück zu wünschen, mit einer guten Tracht Schläge davon gekommen zu sein. Die Eingebornen hatten sich überhaupt gänzlich geändert, und wurden von Tage zu Tage beschwerlicher. Auch er-

fuhren wir von einigen Weibspersonen, daß man damit umgehe, einen Angriff auf unsere Schiffe zu thun.«

»Eines Morgens fanden wir unser großes Boot abgeschnitten, und dieser Vorfall schien die erhaltene Nachricht zu bestätigen. Beide Befehlshaber kamen also an Bord der Resolution zusammen, um sich zu berathschlagen. Alle anwesende Offiziere waren der Meinung, daß man den König greifen, und ihn so lange an Bord behalten müsse, bis das Boot zurückgegeben sei.«

»In dieser Absicht ging Kapitän Cook am andern Morgen mit zwanzig Seesoldaten ans Land. Er bemerkte, daß die Kriegsleute unter den Eingebornen ihren kriegerischen Schmuck angelegt hatten, und sich von allen Seiten her versammelten. Auch fand er das Betragen ihrer Oberhäupter gar sehr verändert. Allein er kehrte sich daran nicht, sondern ging, nebst dem Lieutenant Philipps, einem Unteroffizier und zehn Gemeinen, gerade nach des Königs Wohnung.«

»Sie fanden ihn nebst zwölf Oberhäuptern auf der Erde sitzen; aber alle standen in großer Bestürzung auf, als der Kapitän mit seinen Leuten hineintrat. Dieser wandte sich sehr freundlich an den König, versicherte, daß man ihm und den Seinigen nichts zu Leide thun wolle, und daß man bloß um die Zurückgabe des gestohlenen Boots, und um die Bestrafung Derer bitte, welche sich der größten Beleidigungen gegen sie schuldig gemacht hätten. Er ersuchte hierauf den König, daß er so lange mit an Bord kommen möchte, bis seine Befehle hierüber vollzogen wären.«

»Dieser bezeigte seine Bereitwilligkeit, den Dieb aufzusuchen und bestrafen zu lassen, aber auch zugleich seine Abgeneigtheit, sich selbst Leuten anzuvertrauen, die so ungewöhnliche Grausamkeit gegen sein Volk ausgeübt hätten.«

»Man antwortete: das ungestüme Betragen seiner Leute und ihre wiederholten Räubereien hätten eine ungewöhnliche Strenge nöthig gemacht; aber man würde mit eben so großer Schärfe jede Beleidigung ahnden, deren sich das Schiffsvolk gegen den geringsten seiner Unterthanen erlaubte. Man bäte ihn, nur Vertrauen zu uns zu haben, und unser Schiff auf eine Zeit lang zu seiner Wohnung zu wählen, um durch seine Gegenwart die stündlichen Räubereien seiner Leute zu verhindern.«

»Der König wollte nun wirklich schon in diesen Antrag willigen, allein die Vornehmen, welche anders dachten, suchten sich nach und nach wegzuschleichen, bis die Wache sie daran verhinderte. Innerhalb einer halben Stunde war der König fertig, zu uns an Bord zu gehen; aber unterdeß hatten so viel Wilde sich versammelt, daß die ganze Küste davon wimmelte.«

»Diese wurden immer ausgelassener, und fingen sogar an, die Wache zu beleidigen. Kapitän Cook gab daher Befehl, Platz zu machen, und, wenn sie sich widersetzen sollten, darunter zu feuern.«

»Lieutenant Philipps, der die Wache kommandirte, suchte diesen Befehl ins Werk zu richten, und die Eingebornen öffneten hierauf eine lange Gasse, um den König und seine Begleiter durchzulassen. So gelangte man endlich zum Gestade.«

»Allein kaum waren sie daselbst angekommen, so hörte man ein Geschrei: Tu-ti (so nannten sie unsern Befehlshaber) wolle den König wegführen, um ihn umzubringen! Augenblicklich brachen einige ihrer Krieger durch das Gedränge, und fielen die Wache mit Keulen an. Ein altes Weib breitete zu gleicher Zeit ein Tuch zwischen Cook und

dem Könige aus, und gab zu verstehen, daß man den letzten nicht darüber bringen solle.«

»Cook kehrte sich hieran nicht, sondern faßte den König bei der Hand, um ihn mit sich fortzureißen. In dem Augenblicke wollte einer der wilden Krieger ihm einen Streich versetzen; allein er kam ihm zuvor, und schoß ihn auf der Stelle nieder.«

»Seine Flinte war zweiläufig, und er war in Begriff, mit dem zweiten Schusse einen andern zu erlegen, als ein Wilder mit aufgehobener Keule hervorsprang, und ihn so nachdrücklich auf den Kopf traf, daß er betäubt zu Boden stürzte. Kaum war er gefallen, so erhielt er mit eben dem Pahahi, welches unsere Waffenschmiede auf des Königs Bitten verfertigt hatten, einen so mächtigen Stoß durch die Schulter, daß die Spitze aus der Brust wieder hervorkam.«

»Unsere Schiffskanonen und die Seesoldaten, welche in den Böten geblieben waren, gaben zu gleicher Zeit Feuer; allein obgleich das Gemetzel unter den Wilden groß war, so behaupteten sie dennoch ihren Platz, und schleppten endlich die Leichen der Erschlagenen als Siegeszeichen mit sich fort.«

»So beschloß der größte Seefahrer, der wol nie seines Gleichen hatte, sein verdienstvolles Leben. Drei Mahl hatte er eine Schar muthiger Britten glücklich um die Welt geführt, und unsere Erdbeschreibung und Völkerkenntniß mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert: und nun mußte er, nach tausend glücklich überwundenen Gefahren, seinen muthigen Geist unter der Hand eines Wilden von eben dem Volke aushauchen, welches ihn kurze Zeit vorher vergöttert hatte.«

»Außer dem Kapitän waren zwar noch vier Mann von den Unsrigen gefallen; allein die Wuth der Wilden schien nur den Kapitän zum Gegenstande gehabt zu haben.

Denn sobald sie seinen Leichnam in Sicherheit gebracht hatten, entflohen sie, ohne sich um die übrigen erschlagenen Engländer weiter zu bekümmern.«

»Unsere Lage war jezt äusserst mißlich. Die Resolution lag noch immer ohne Mast und sehr baufällig vor Anker. Die Wilden brauchten nur Mittel zu finden, unsere Ankertaue abzuschneiden, so wurden die Schiffe auf den Strand getrieben, und wir waren ohne Rettung verloren.«

»Diesem Unglücke vorzubeugen, mußte unsere Hauptsorge auf eine baldige Ausbesserung der Schiffe gerichtet werden, und dazu wurde erfodert, daß wir — es koste nun auch was es wolle — festen Fuß auf dem Lande zu fassen suchten. — Hiezu durfte keine Zeit versäumt werden.«

»Wir zogen daher alle unsere Macht zusammen, versahen uns mit Waffen, und wagten einen kühnen Versuch, unser Vorhaben auszuführen. Wir landeten unter Bedeckung unserer Kanonen, rückten mit aufgepflanzten Bajonetten vor, und besezten den Begräbnißplaz, der auf einer ansehnlichen Höhe stand, und uns dadurch grossen Vortheil über die Wilden verschaffte.«

»Diese wagten gleichwol verschiedene Anfälle auf uns, um uns von diesem Platze zu vertreiben; allein sie wurden jedesmahl mit Verlust zurückgeschlagen. Es wurden ihrer dabei mehr als dreißig erschossen; wir hingegen verloren keinen einzigen Mann, nur daß einige von uns durch ihre Schleudersteine verwundet wurden.«

»Gern hätten wir den Leichnam unsers geliebten Anführers gehabt, um ihm die lezte Ehre zu erweisen. Es wurde daher eine Partei mit einer weissen Friedensfahne abgesandt, um sich denselben auszubitten. Diese stieß auf einen Mann von Ansehn, der ihr mit einem grossen

Trupp entgegenkam. Man sagte ihm unser Anliegen, allein er gab zur Antwort:«

»Ihre Krieger seien so eben hinter dem Berge beschäftiget, die Getödteten zu zerschneiden, um sie zu verzehren, wenn indeß Tati (so nannten sie den Kapitän Clarke) zu ihnen kommen wolle, so würden sie ihm den noch unverzehrten Theil des Kapitäns Tuti überliefern.«

»Die geringe Zahl unserer Leute, in Vergleichung mit der Menge der Feinde, und die Besorgniß einer verrätherischen Absicht bewogen unsern Anführer, diese Einladung auszuschlagen.«

»Nicht lange nachher kamen verschiedene Anführer der Wilden zum Vorschein, deren einer unsers getödteten Kapitäns Hirschfänger trug, den er drohend über dem Kopfe schwang. Andre zeigten gleichfalls ihre von den Erschlagenen gemachte Beute. Der eine hatte eine Jacke, der andere ein Hemde, der dritte ein Paar Schifferhosen angezogen, und Alle schienen uns mit ihren Siegeszeichen Hohn zu sprechen. Klugheit und Menschenliebe bewogen uns, diesen Trotz nicht zu achten, sondern uns lediglich in den Schranken der Vertheidigung zu halten.«

»Gegen Abend sahen wir von den Schiffen, in einer ziemlichen Entfernung, einen Kahn mit acht oder neun Indiern, welche auf uns zuruderten. Wie sie näher kamen, bemerkten wir, daß einer von ihnen den Hut unsers ermordeten Anführers trug. Dieser schien uns zu drohen, indem er allerlei wunderbare Geberden machte; allein es zeigte sich nachher, daß wir seine Zeichensprache unrecht verstanden hatten.«

»Es wurde eine Kanone auf ihn abgefeuert, wodurch er eine Wunde an der Lende bekam. Nichtsdestoweniger ruderte der Kahn dicht ans Schiff, und alle darin befind-

lichen Indier riefen mit lauter Stimme: Tuti! Tuti! Jedermann war neugierig, zu wissen, was sie damit sagen wollten; sie wurden also an Bord gelassen.«

»Hier überreichte der Verwundete ein Stück Fleisch, sorgfältig in ein Tuch gewickelt, und er versicherte uns, es sei ein Stück aus dem Dickbeine unsers Anführers. Er habe es sehen abschneiden, glaube aber, daß das übrige schon verzehrt sei.«

»Wir ließen ihn hierauf nach dem Schiffswundarzte bringen, seine Wunde zu verbinden, und fuhren unterdeß fort, uns sorgfältig nach den übrigen Theilen des Kapitäns zu erkundigen. Allein er blieb bei seiner ersten Aussage. Sobald seine Wunde verbunden war, setzten wir ihn nebst seinen Gefährten wieder in Freiheit.«

»Das Fleisch unsers getödteten Kapitäns wurde in eine Kiste gethan, und mit vieler Feierlichkeit in die Tiefe des Meers gelassen.«

»Einige Tage hernach wurden beide Schiffe näher an die Küste gebracht, um die Böte zu decken, welche frisches Wasser einholen sollten. Bei diesem Geschäfte liefen die Einwohner haufenweise zusammen, und ließen eine schwarze Fahne wehen, die wir für ein Kriegeszeichen hielten. Es wurden daher einige Kanonen abgefeuert, um sie zu zerstreuen, wodurch des Königs zweiter Sohn sein Leben und eine arme alte Frau einen Arm verlor. Dies machte auf die Einwohner einen solchen Eindruck, daß wir diesen und den folgenden Tag unsere Geschäfte ungehindert treiben konnten.«

»Allein nach einigen Tagen fingen die Unruhen von neuen an. Steine, deren einige ein Pfund schwer waren, flogen von allen Seiten her, wie ein Hagel, auf unsere Matrosen, welche Wasser einnahmen. Einige dieser Steine

geweichter Zwiebeln seine Abendmahlzeit zu halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, sah ich mit einigem Erstaunen, daß es Bacchides von Athen war, dem kurz zuvor, ehe ich die Stadt zum letzten Mahle verließ, ein Vermögen von wenigstens achthundert Attischen Talenten von einem alten reichen Vater, dessen einziger Sohn zu sein er das Glück hatte, erblich zugefallen war.

Wie treffe ich hier den glücklichen Bacchides an? und so allein bei einer so kärglichen Mahlzeit? — sagte ich.

Glücklich! Ach, rief er seufzend, die Zeit ist vorbei, Diogenes; denn du bist es, wenn mich anders meine Augen nicht täuschen.

Ich wünsche, daß sie dich nie mehr getäuscht haben mögen, versetzte ich.

Du kommst sehr gelegen; ich wollte dich aufsuchen; denn ich komme von Athen, mich in deine Schule zu begeben.

So hast du eine vergebliche Reise gemacht, denn ich habe keine Schule.

Ich werde also dein erster Schüler sein. Ich will von dir lernen, wie du es machst, um in diesem dürftigen Zustande, worin du schon so viele Jahre lebtest, glücklich zu sein.

Und wozu wolltest du diese Wissenschaft nützen?

Wozu? — Ich dächte, mein bloßer Anblick sollte diese Frage beantworten.

Ich sehe wol, daß einige Veränderung in deinen Umständen vorgegangen sein muß.

Eine sehr große, eine sehr große! Du kanntest mich noch, da ich Häuser, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz, genug hatte, um mich von dem größesten Theile meiner Mitbürger beneidet zu sehen.

Ohne Zweifel hattest du auch Bildsäulen, Gemählde,

Persische Tapeten, goldene Trinkgefäße, schöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantomimen —

Das hatte ich Alles, und besser als Jemand zu Athen.

Ich bedaure es.

Ich finde nichts dabei zu bedauern, als daß ich es nicht mehr habe.

Beides. Aber durch was für Unglücksfälle —

Ich will dir die Wahrheit gestehen, Diogenes, keine Unglücksfälle, — Pracht, Aufwand, Feste, Gastmähler, haben mein Vermögen aufgezehrt. Zehn glückliche Jahre — wie kann ich ohne Verzweiflung an Das denken, was ich jetzt bin! — zehn glückliche Jahre brachte ich ununterbrochen mit Komus und Bacchus und mit allen Göttern der Freude zu.

Und diese freundlichen Götter halfen dir in zehn Jahren ein Vermögen von achthundert Talenten verschlingen?

Wenn es noch einmahl so viel gewesen wäre, ich würde, mit ihnen, Mittel gefunden haben, es gegen Freude und Ausschweifungen zu vertauschen. Ich gestehe es, ich war ein unbesonnener Mensch, ich dachte nicht an die Zukunft.

Und jetzt, da du gezwungen bist, an sie zu denken, was sind deine Anschläge?

Ich habe keine, Diogenes, ich weiß mir nicht zu helfen.

Du wirst dir doch mit so vielem ausgeworfenen Gelde, so vielen Festen und Gastmählern, Freunde gemacht haben?

Freunde, so viel du willst, — aber seitdem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich Niemand mehr.

Das hättest du in der Akademie, oder, weil du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Gesellschaft warst, von zwanzig ehemahligen Glücklichen, welche sich bei dir

eingefunden haben werden, lernen können, ohne es auf die Erfahrung ankommen zu lassen. — Doch ich will die Vorwürfe, die du dir vermuthlich selbst machst, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage ist: was wir nun anfangen? Du würdest doch zufrieden sein, wenn dir irgend eine wohlthätige Gottheit dein verlornes Vermögen wieder gäbe?

Welch eine Frage! — Zum Unglück kenne ich kein so freigebiges Wesen.

Du irrest, Bacchides! der Fleiß ist dieser hülfreiche Gott; Arbeit und Mäßigkeit sind ergiebige und unerschöpfliche Goldgruben, in welchen der ärmste Sohn der Erde graben darf, so viel er will.

Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes; und wenn ich wollte, so kann ich nicht. Alle Arten von Arbeit wollen gelernt sein, und ich — ich habe nichts gelernt.

Ich will zugeben, daß du keine Kunst verstehest, die dich nähren könnte? aber du hast Verstand, du kannst reden; widme dich der Republik; bewirb dich um das Vertrauen der Athener.

Du scherzest gar zu bitter, Diogenes. Wie wollte ich die Athener überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte, einem Menschen anzuvertrauen, der sein eigen Erbgut nicht zu erhalten gewußt hat?

Es dürfte schwer halten — —

Zudem muß man eine Menge Dinge wissen, um die ich mich nicht bekümmert habe, wenn man den Staatsmann machen will.

In deinen Umständen wenigstens; ohne Vermögen

ist freilich ordentlicher Weise kein ander Mittel, sich emporzuschwingen, als Verdienste. Wir wollen diesen Vorschlag aufgeben. Aber du kannst ja Kriegsdienste nehmen.

Als Gemeiner? — lieber wollte ich mich auf eine Ruderbank vermiethen; als Offizier? — dazu gehört Geld, oder Unterstützung, oder persönliches Verdienst.

Nun, dann gestehe ich dir, daß ich am Ende meiner Anschläge bin.

Du hast das Alles nicht vonnöthen, wenn du mir nur lehren willst, wie du es machst, um in eben so dürftigen Umständen, als die meinigen sind, so glücklich zu sein, wie du es wenigstens zu sein scheinst.

Ich bin es in der That, Bacchides; aber laß dir sagen, daß du irrest, wenn du mich in dürftigen Umständen glaubst. Hierin betrügt dich der Schein. Ich bin reich, reicher, denke ich, als der König von Persien — denn ich bedarf so wenig, daß ich Das, was ich bedarf, allenthalben finde, und ich werde nicht gewahr, daß mir etwas mangle. Die Genügsamkeit erhält mich so gesund und stark, wie du mich siehest. Oft reiße ich, aus Mitleiden, oder úm mir Bewegung zu geben, dem schwitzenden Sklaven die Mühle aus der Hand, und mahle für ihn.

Sonderbarer Mann!

Du glaubst nicht, Bacchides, wie viel darauf ankommt, daß das Werkzeug, worauf unsere Seele spielen soll, wohl gestimmt sei. Gesund am Leibe, gesund am Gemüthe, gesund im Kopfe, ohne Leidenschaften, ohne Anhänglichkeit an Dinge, die an sich selbst keinen Werth haben, die uns der Zufall rauben kann: sollt' ich nicht glücklich sein? Ist nicht die ganze Natur mein, in sofern ich sie genieße? Welch eine Quelle von Genuß liegt nur allein in dem

Mitgefühle bei Dem, was Andern Frohes oder Trauriges widerfährt! Ich besorge, du kennst diese Quelle nicht, Bacchides — und zu alle dem habe ich einen Freund.

Indessen lebst du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet, und wohnst, wie man sagt, in einem Fasse.

Wenn du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer, und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; denn für zwei ist meine Tonne zu enge. Es ist zwar in der That nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben, aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeit darin, dürre Baumblätter zum Lager, und einen breiten platten Stein zum Tische.

Ich nehme dein Anerbieten an, in der Hoffnung, daß du großmüthig genug sein werdest, einem Unglücklichen das Geheimniß nicht zu versagen, das du besitzen mußt, um dir einbilden zu können, daß du reich und glücklich seist.

Du sprichst so, als ob du dir einbildest, ich trage Zaubermittel bei mir, welche diese Kraft hätten. Um dir nicht zu schmeicheln, Bacchides, mein Geheimniß ist das einfältigste Ding von der Welt, aber es läßt sich so leicht nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich lehren, aber um ihre Wahrheit zu fühlen, wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu sein, wie ich, muß die Natur uns eine gewisse Anlage gegeben haben, die du vielleicht nicht hast. — Doch, machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es dir bei mir; gut! wo nicht, so wird uns der Zufall vielleicht einen andern Ausweg zeigen.

Die erste Nacht, die mein Gast und Schüler in meiner Grotte zubrachte, konnte er keinen Schlaf finden. Man merkte wol, daß der Mensch auf weichem Polster und Schwanenfedern zu liegen gewohnt war.

Eine Nachtigall sang zum Entzücken nicht weit von unserer Höhle. Höre, sagte ich, die freundliche Sängerinn, welch ein schönes Schlaflied sie singt! — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bei Dem, was er hörte.

Des folgenden Morgens nahmen wir ein leichtes Frühstück von Brombeeren, die wir im Gebüsche pflückten; ich gab ihm ein wenig Brot aus meiner Tasche dazu. Er fand mein Frühstück in der That sehr leicht, und dachte mit Seufzen an die Mahlzeiten seines glücklichen Zustandes, und an die wenige Wahrscheinlichkeit, auf den Abend eine bessere zu finden, als sein Frühstück war.

Ich fing an, mit ihm zu vernünfteln; ich bewies ihm, daß ein Mensch in allen Umständen der glücklichste von der Welt sein könne, sobald er wolle. Er schien mir aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich, aber sie überzeugten ihn nicht.

Unter diesen Gesprächen kamen wir wieder bis ins Gebüsch, worin er sich verlor, ohne daß meine Augen ihn je wieder gesehn haben.

Der arme Mann! Er wünschte des Segens zu genießen, den die Weisheit mit sich führt, und hatte doch nicht das Herz, sich von ihr leiten zu lassen. Der arme, bedauernswürdige Mann!

Der Affe und der Bär.

Ein Aff' und Bär, zwei nahe Vettern,
Gleich groß, gleich näschig und gleich alt,
Auch gleich geschickt im kühnen Klettern,
Durchstrichen eifrig Feld und Wald,
Um ihrer Magen Zorn zu stillen.

Der Bär ging langsam, traurig, krumm,
Gleich einem Schuldner, und fing Grillen;
Der Affe sah sich munter um;
Der Hunger macht ihm leichte Glieder;
Ein Luftsprung kostet ihm nicht viel.
Jetzt sieht er auf, jetzt vor sich nieder;
Ein Affe lebt und stirbt im Spiel.

Was nützen diese Fleischergänge?
Rief, hier der Affe mit Verdruß:
Wenn ich auf einen Baum mich schwänge,
Darauf sich Alles zeigen muß,
So dürften wir nicht länger suchen.
Sofort bemerkt' er einen Baum,
Die Königinn der hohen Buchen;
Er stieg hinauf, man sah ihn kaum.

Drauf setzt' er sich, beroch das Wetter,
Guckt' endlich nieder in den Wald:
O Vetter, schrie er, lieber Vetter,
Du bist ja wie ein Zwerg gestalt't!
Was ist dir immer widerfahren?
Du bist kaum einer Erbse groß,
Da wir sonst gleicher Länge waren.

O Vetterchen, dich hör' ich bloß,
Antwortete der Bär erbittert;
Und nun ward das Gezänke scharf,
Bis, da sie endlich ausgewittert,
Der Affe sich herunterwarf.

Wie nun? rief Petz, sobald er unten;
Wie nun? versetzt der Pavian;
Warst du denn oben? Und du unten?
Sie sahen sich verwundernd an.
Du bist ein Bär; — Und du ein Affe,
Fiel Aff' und Bär einander ein;
Hier ist nichts, das uns Nutzen schaffe,
Die Buche muß bezaubert sein.

* * *

Wenn du einmahl an Ehren steigst,
Und deinen Freunden und Verwandten,
Die dich als ihres Gleichen kannten,
Ein fremdes, stolzes Antlitz zeigst,
So geh' in dich, und untersuche
Der Fabel Sinn, er weist auf dich;
Denn, glaube mir nur sicherlich,
Du bist das Äffchen auf der Buche!

Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster, reis'ten über Land,
Um anderswo ihr Glück zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild,
Die Straße ward mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Jetzt sahn sie ungefähr zurücke,
Es folgte Jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

Du holst uns diesmahl, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein. Doch diese sprach:
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.

Der Wandersmann und die Sonnenuhr.

Bei einer Sonnenuhr blieb einst ein Wandrer stehn;
Die Morgensonne schien; die Uhr wies auf halb achte.
Der Mann sprach: es ist früh, ich will bis Mittags gehn.
Indem er sich darauf bedachte,
So kam ein dickes Wolkenheer;
Die Sonne ward verhüllt. Der Wandersmann sah wieder
Nach seiner Sonnenuhr, und rieb die Augenlieder:
Die Uhr wies keine Stunde mehr.

O, sprach er, falsches Ding, das an das Glück sich bindet!

Hinweg mit einem solchen Freund,
Der mir so lange dient, als mir die Sonne scheint,
Und wenn sie nicht mehr scheint, verschwindet!

Sadi,

eine Geschichte für junge Prinzen.

Sadi, ein gütiger König, reisete einst verkleidet in seinen Staaten umher, um seine glücklichen Unterthanen in dem Genusse ihrer Freude zu belauschen. Man hatte ihm nämlich gesagt, daß alle seine Unterthanen durch ihn die glücklichsten Menschen geworden wären.

In einer von dem Hofe nicht sehr entfernten Stadt erblickte er unter einem Haufen gefesselter Sklaven eine Frau, deren sanfte und traurige Miene ihn rührte. Sie war an einen mit Steinen beladenen Karren gespannt, und hielt eben, von ihrer Last entkräftet, ein wenig stille.

Allmächtiger, rief sie, ende dies Elend! und sank halb ohnmächtig nieder.

Hurtig, faule Madam! erscholl ein Donnerton aus der Kehle eines Zuchtmeisters, der seine Knotenpeitsche fürchterlich über das zitternde Weib schwang.

Halt! rief Sadi, und reichte ein Goldstück hin; ich will mit der Unglücklichen reden. — Was habt ihr verbrochen, arme Frau?

Ach! erwiederte sie, giebt es noch Menschen, die mein Jammer rührt? — Die Geschichte unsers Elends, edler Fremdling, ist kurz. Wir verarmten, mein Mann und ich, durch Betrüger und Unglück, und konnten den Kopfschatz

nicht länger bezahlen. Schon schliefen wir mit vier Kindern auf der Erde. Nur ein Teppich war übrig, auf welchem mein fünftes Kind tödtlich krank darniederlag; und die Ungeheuer kamen und fanden nichts weiter zu pfänden, und rissen dem Knaben die armselige Decke weg. Mein Mann, in seiner Verzweiflung, ergriff den Gerichtsdiener, und warf ihn zu Boden. Das ist todeswürdig! schrien die Richter, und mein Mann ist zur ewigen Arbeit verdammt.

Und ihr?

Ich arbeite für ihn, denn er ist kränklich und schwach, damit man ihm erlaube, neue Kräfte zu sammeln. Er war in Gefahr, unter der Peitsche zu sterben. — Ach! konnte unser reicher König denn meinen Teppich nicht entbehren?

Tröstet euch, gute Frau! rief Sadi, und wandte sich schnell weg; denn er war seiner Bewegung nicht Meister. Ach! seufzte er bei sich selbst, ist das das Glück meiner Unterthanen, wovon man mir so viel vorgelogen hat?

Er eilte zum Statthalter.

Ich bin ein Kaufmann, gnädiger Herr, und finde hier unter den Sklaven den Verwandten eines meiner Freunde (er nannte den Namen des Sklaven); ist er für Geld loszukaufen?

Er ist ein Aufrührer, antwortete Mussolim, der eigentlich gespießt zu werden verdient — aber, wenn ihr mir den Werth der Arbeit seines Lebens bezahlt, so mag es darum sein. Der Verdienst der Sklaven ist ein Theil meiner Besoldung, und ich kann in meiner Lage nichts missen.

Sadi sprach weiter: man sagt aber, daß der König die Strenge nicht liebe.

Auch ich, erwiederte der Statthalter, bin eben kein Freund von Strafen; aber es ist zuweilen ein Beispiel nöthig. Die Einkünfte dieser Stadt sind der königlichen Küche angewiesen; der Küchenmeister, ein Mann von Einfluß, fodert Geld, und wer klug ist, erhält sich Freunde bei Hofe.

Sadi zahlte das Geld, und rief, indem er ging: Und wer ist euer Freund, ihr Verlassenen? — Eure unbemerkten blutigen Thränen habe ich als Leckerbissen verzehrt!

Sadi ging, und wandte die kräftigsten Mittel an, um zu verhüten, daß die Leckerbissen seiner Tafel nicht mehr mit den blutigen Thränen seiner Unterthanen erkauft werden durften.

Diogen.

Als mit der Leuchte Diogen,
Um einen Menschen auszuspüren,
Durch alle Gassen von Athen
Umherzog, stieß ihm an den Thüren
Des Tempels der Barmherzigkeit
Ein Priester auf.

Herr! eine Gabe,
Rief Diogen, nur einen Deut,
Daß ich mein schwaches Alter labe! —
Mein Segen gnüge dir, mein Sohn!
Versetzt der Pfaff, und schleicht davon.

Der Pilger trat vor einen Laden
Mit Kränzen, Fächern und Pomaden,
Und sprach zu einem schönen Weib':
Ihr kauft so viel zum Zeitvertreib,
Madam, o laßt euch eines Armen,
Der bald vor Hunger stirbt, erbarmen!

Mich jammert, Alter, deine Noth;
Da, kaufe dir ein Gerstenbrot!
Sie sprachs; gab drauf im Augenblicke
Ein ganzes Dutzend Silberstücke
Für einen Taschenspiegel hin.
Der Weise kratzt sich in den Haaren,
Und geht.

Der Prinz von Salamin
Kam eben in die Stadt gefahren;
Diogenes lief zu ihm hin.
Er hing sich an den goldnen Wagen:
Halt, Sohn der Götter, höre mich! —
Fort, Schlingel, hieß es, packe dich,
Sonst lass' ich dich zu Tode schlagen!

Ein Sklave, der von ferne stand,
Sprang auf, und riß mit wilder Hitze
Den Alten weg, und seine Hand
Warf ihm zwei Heller in die Mütze.

Ihr Götter, rief der weise Mann,
Mehr, als ein König geben kann,
Gab dieser mir! Nun sterb' ich gerne!
Er weint' und löschte die Laterne.

Morgenlied.

Es flieht die Nacht,
Ich bin erwacht
Und seh den Morgen glühen;
Nun siegt das Licht,
Der Nebel bricht,
Die düstern Schatten fliehen.

Allweit und breit
Hielt Dunkelheit
Und Schlaf die Welt umfangen;
Und sieh! es tagt;
Die Welt erwacht,
Es glühn des Himmels Wangen.

O Gott, durch dich
Erwacht' auch ich
Von süßem Labeschlummer;
Von dir bewacht,
Entfloh die Nacht
Ohn' allen Harm und Kummer.

Was von dir kommt,
O Vater, frommt,
Ist lauter Lieb' und Segen.
Der Finsterniß
Rufst du; gewiß,
Auch Finsterniß ist Segen.

O, ich empfand,
Wie deine Hand
Mich väterlich bedeckte!

Und deine Kraft,
Die Alles schafft,
Ists, die mich wieder weckte.

Ach, lehre mich
In Allem dich,
Du großer Vater, finden!
Und, daß du da
Und dort mir nah,
Das schütze mich vor Sünden.

Bruchstück eines Gesprächs
über die Frage:
Was ist ein Edelmann?
Allen jungen Edelleuten gewidmet.

Herr von Saalbader.

— Zum Henker, was ist denn ein Edelmann?

Asmus.

Es war in einem Lande ein Mann, der sich durch hohen Sinn, durch Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Großmuth über alle seines Gleichen erhob, und um alle seine Nachbaren verdient machte. Dieser Zirkel aber war nur klein, und weiter hin kannte man ihn nicht, so sehr man sein bedurfte. Da nannte der Landesherr diesen Edlen öffentlich seinen Angehörigen, und stempelte ihn vor dem ganzen Lande als einen Mann, bei dem Niemand je gefährdet sei, dem sich ein Jeder, Mann oder Weib, mit Leib und Seele sicher anvertrauen könne. Und das ganze Land dankte dem Landesherrn, und liebte den neuen Edelmann.

Und weil der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, und

der Sohn eines edlen Mannes hoffentlich auch ein edler Mann sein wird, so stempelte der Landesherr in solchem Vertrauen sein ganzes Geschlecht in ihm mit, legte ihm auch etwas an Land und Leuten zu, wie Eisenfeil an den Magneten, daß seine wohlthätige Natur, bis er ihn etwa selbst gebrauchte, daran zu thun und zu zehren hätte.

Hr. v. Saalbader.

Auf diese Weise könnte ja ein Bürgerlicher ein edler Mann sein.

Asmus.

Haben Sie daran je gezweifelt?

Hr. v. Saalbader.

Ich will sagen: es kann Einer edel sein, und noch nicht adelig.

Asmus.

Nicht allein das, sondern es kann auch Einer noch adelig sein, und nicht mehr edel; denn, bis der Landesherr den Stempel wieder tilgt, muß Jedermann, aus Achtung für den Landesherrn, den Edelmann als einen edlen Mann ehren, er mags sein, oder nicht.

Hr. v. Saalbader.

Immer besser! So wäre also der Adel nur ein Kopfputz, der wieder abgenommen werden kann!

Asmus.

Natürlich! das geschieht ja auch in der Welt. Warum wird einem Edelmann auf dem Blutgerüste sein Wappen zerschlagen? Der Landesherr kann ja unmöglich einen Edelmann strafen; darum nimmt er zuvor sein Wort zurück, und tilgt seinen Stempel wieder.

Hr. v. Saalbader.

Am Ende hätte also ein Edelmann vor dem bürgerlichen edlen Manne nichts voraus?

Asmus.

Sehr Vieles. Dieser muß sich erst Achtung und Vertrauen erwerben, und gilt doch nur immer, wo man ihn kennt, bleibt doch nur Privatgut; der Edelmann gilt überall, ist gangbare Münze unter dem Ansehen des Landesherrn, ist öffentliches Gut, daran alle Menschen ein Recht und zu dem sie alle Vertrauen haben.

Hr. v. Saalbader.

Und Ahnen und Alter der Familie, die wären dann gar nichts?

Asmus.

Sehr Vieles; oder rechnen Sie das wenig, wenn ein Geschlecht von Vater auf Sohn viele hundert Jahre hindurch die Liebe und Freude der Menschen und ein Segen der ganzen Gegend gewesen ist?

Hr. v. Saalbader (zu seiner Mutter).

Mais, chère Maman, vous, qu'en jugez-vous? et ce philosophe, comment vous plaît-il?

Fr. v. Saalbader.

J'enrage, je frémis d'indignation, et je vous défends de l'honorer dérechef de vos réponses. Il parle comme un perroquet, comme un harang, comme un —

Asmus.

Gnädige Frau, ich vermuthe aus Ihren Reden, daß Sie unwillig sind. Es wäre mir sehr leid, wenn ich Sie beleidigt hätte, und ich wollte Sie gerne wieder um Vergebung bitten. Aber ich habe weder Ihren Sohn, noch Ihren Adel beleidigt, habe Sie auch nicht beleidigen wollen. Und so werde ich mich am Ende über Ihren Unwillen trösten müssen; es wäre mir aber doch lieber, wenn Sie nicht unwillig wären.

Es ist das erste Mahl, daß ich die Ehre habe, Sie

zu sehen, und vermuthlich werde ich diese Ehre nicht wieder haben; besinnen Sie sich, gnädige Frau! Ich ehre Ihren Stand, und wenn Sie ihn auch so ehrten, es würde Ihnen ein gut Theil besser zu Muthe sein, als Ihnen jetzt ist. Und mich dünkt, Sie sollten darum nicht zürnen, daß ich Ihnen das wol gönnte. — —

Ein Beispiel von einem ungerechten Argwohn, und von der Ehrlichkeit eines Juden.

In einem Landhause wurde ein kleiner lederner Beutel vermißt, worin ein Dukaten, eine halbe Pistole und einige Zweigroschenstücke sich befanden.

Weil kein Mensch in das Zimmer gekommen war, als die Magd, die es gekehrt hatte, so fiel der Verdacht auf sie. Man befragte sie; aber sie versicherte aufs heiligste, daß sie nichts davon wisse.

Kurz darauf kam ein silberner Kaffeelöffel weg, und bald nachher noch einer. Nun glaubte man, nicht mehr zweifeln zu dürfen, daß ein geheimer Dieb im Hause sei, und weil der Verdacht noch immer auf der Magd ruhete, so wurde sie fortgeschafft.

In eben dem Hause hielt man eine Ziege, welche bei der Hausfrau so wohl angeschrieben war, daß sie sogar die Erlaubniß hatte, in ihrem Zimmer umherzulaufen. Einige Monate nach der Entwendung der obgenannten Sachen fing diese an zu kränkeln und so wenig Milch zu geben, daß es nicht mehr der Mühe werth zu sein schien, sie länger zu behalten. Sie wurde also um ein geringes Geld an einen Juden verkauft, und von ihm geschlachtet.

Beim Reinigen der Eingeweide fanden sich im Magen der Ziege nicht allein die beiden silbernen Löffel, sondern auch der lederne Beutel mit den Gold- und Silbermünzen. Der Beutel war ganz eingeschrumpft und mit zähem Schleime überzogen. Und was that nun der Jude?

Behielt er etwa Geld und Löffel für sich, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen? Oder ging er etwa zu einem Rechtsgelehrten, um sich zu erkundigen, ob nicht Alles, was die Ziege bei sich gehabt habe, sein erkauftes Eigenthum sei?

Nein! Der ehrliche Jude folgte allein der Stimme seines Gewissens, stellte den ganzen Schatz der vorigen Eigenthümerin der Ziege wieder zu, und rettete dadurch die verkannte Unschuld der Magd von einem Verdachte, welcher eben so unverdient als kränkend war.

Merkt euch, Kinder, diese Geschichte, weil sie die doppelte Wahrheit lehrt: daß es unter den Gliedern einer jeden Religionspartei redliche und gewissenhafte Menschen giebt, und — daß man im Argwöhnen nie zu behutsam sein kann.

Verurtheile einen Menschen nicht auf seine Gesichtsbildung.

Der Herzog von S., einer der reichsten Pärs von Großbritannien, war in London gewesen, und reisete auf eins von seinen nahen Landgütern zurück. Er hatte Niemand bei sich, als den Kutscher und einen Bedienten.

Er war noch nicht sechs Meilen weit von der Hauptstadt, und fuhr eben durch ein kleines Gehölz, als plötzlich sein Wagen von sechs Räubern zu Pferde umringt wurde.

Zwei machten den Kutscher fest, zwei den Bedienten, und zwei besetzten die Schläge des Wagens, und hielten Jeder dem Lord eine Pistole auf die Brust.

Ihre Brieftasche, Milord! sagte der eine von den Räubern, der ein abscheuliches Gesicht hatte.

Der Herzog griff in die Tasche, zog eine schwere Börse heraus, und reichte sie hin.

Haben Sie die Gnade, Milord! Ihre Brieftasche! sagte der Räuber, der mit der linken Hand die Börse wog, und mit der rechten den Hahn der Pistole spannte.

Milord blieb kalt, zog die Brieftasche heraus und gab sie hin.

Der Räuber durchsuchte die Brieftasche, und Milord besah unterdessen gelassen des Räubers Angesicht. Solche kleine starre Augen, eine so verschobene Nase, solche verzehrte Wangen, einen so grinsenden Mund und ein solches Vorgebirge von Kinn hatte der Herzog in seinem Leben nicht gesehen.

Der Räuber nahm einige Papiere aus der Brieftasche, und gab sie dann dem Herzoge zurück.

Glückliche Reise, Milord! rief er, und sprengte mit seinen Helfershelfern nach London zu.

Der Herzog kam zu Hause, untersuchte seine Brieftasche, in welcher er zweitausend fünfhundert Pfund an Banknoten gehabt hatte, und fand, wider sein Vermuthen, noch fünfhundert Pfund. Er wunderte sich über die Bescheidenheit des Räubers, und so oft er den Vorfall seinen Freunden erzählte, pflegte er hinzuzusetzen:

Ich gäbe den Augenblick noch hundert Pfund, wenn ihr den Kerl gesehen hättet. Denn so kenntlich, als den, hat die Natur keinen Menschen zum Straßenräuber ausgezeichnet.

Er hatte die ganze Geschichte schon vergessen, und war

zwei Jahre darauf in London, als er eines Morgens mit der Pennypost*) folgenden Brief erhielt:

Milord!

Ich bin ein armer Deutscher Jude. Der Fürst, dessen Unterthan ich war, sog uns das Blut aus, damit er Hirsche hetzen und ihr Blut seinen Hunden zu lecken geben könnte.

Ich ging mit fünf andern Juden nach Großbritannien, um mein Leben zu fristen. Unterweges ward ich krank, und das Fahrzeug, das uns vom Schiffe ans Land bringen sollte, wurde vom Sturme umgeworfen.

Ein Mann, den ich in meinem Leben nicht gesehen hatte, stand am Ufer, sprang in die See, und rettete mich mit Lebensgefahr. Er brachte mich in sein Haus, ließ mich warten und pflegen, und hielt mir einen Arzt. Es war ein Wollearbeiter, der zwölf lebendige Kinder hatte.

Ich wurde gesund, und er verlangte nichts von mir, als daß ich ihn bisweilen besuchen solle.

Einige Zeit hernach kam ich wieder zu ihm, und fand ihn sehr traurig. Die Amerikanischen Unruhen waren ausgebrochen; er hatte für achttausend Pfund Waare nach Boston geschickt, und die Kaufleute von Boston waren gewissenlos genug, sich den ausgebrochenen Krieg zu Nutze zu machen, und wollten nicht bezahlen. Er gestand mir, daß in vier Wochen ein Wechsel auf ihn fällig sei, den er nicht zahlen könne, und daß er verloren sei, wenn er ihn nicht zahle.

---

*) Die Pfennigspost (jetzt Zweipfennigspost genannt, weil sie sich jetzt zwei Pfennige für den Brief bezahlen läßt), eine Postanstalt in London, wodurch man Briefe und Päckchen, in der Stadt selbst, aus einer Straße in die andere bestellen läßt.

Gern hätte ich ihm geholfen, aber ich war es nicht im Stande. Ich überlegte, daß ich ihm mein Leben zu danken habe, und beschloß, es ihm aufzuopfern.

Ich nahm die fünf Juden zu mir, die mir aus Deutschland gefolgt waren, und die mich Alle liebten, wie ich sie. Wir legten uns zusammen an die Straße, die Sie vorbeifahren mußten, Milord; und Sie wissen vielleicht noch, was Ihnen begegnet ist.

Ich nahm aus Ihrer Brieftasche zweitausend Pfund, und in Ihrer Börse waren hundert und zehn. Hierauf schrieb ich einen Brief unter unbekanntem Namen, schickte dem Manne die zweitausend und funfzig Pfund, die er brauchte, und sagte ihm: ich werde es wieder verlangen, sobald ich wisse, daß ers habe.

Dadurch rettete ich damahls den Mann; aber die Amerikaner zahlten auch nachher nicht, und er starb vor acht Tagen ohne Vermögen.

Zum Glück gewann ich an dem nämlichen Tage viertausend Pfund in der Staatslotterie; und hier schicke ich Ihnen, Milord, mit Zinsen zurück, was ich Ihnen geraubt habe.

Sie werden tausend Pfund darüber finden; diese geruhen Sie der F** schen Familie in S** zu schicken. Haben Sie die Gnade, sich bei dieser Gelegenheit nach einem armen Juden zu erkundigen, der ehemals von ihr gewartet worden ist.

Mit dem Überreste gehe ich, nebst meinen Glaubensgenossen, nach Deutschland zurück, und will noch einmahl versuchen, ob man uns da leben läßt.

Ich schwöre Ihnen noch bei dem Gotte meiner Väter, daß keine von unsern Pistolen geladen war, als wir Sie anfielen, Milord, und daß keiner von unsern Hirschfängern aus der Scheide ging.

Ersparen Sie sich vergebliche Nachforschungen. Wenn Sie diesen Brief erhalten, sind wir schon einige Tage übers Meer. Der Gott meiner Väter erhalte Sie! —

Der Herzog ließ sich nach der Familie des Wollearbeiters und nach dem Juden erkundigen. Kein Wort im Briefe war erdichtet. Der Herzog schickte der Familie Alles, was in dem Briefe des Juden lag, und versorgte sie noch obenein.

Hundert Pfund gebe ich, sagte der Herzog oft, Dem, der mir das Gesicht des häßlichen Juden schafft, und tausend Dem, der mir den häßlichen Juden selber bringt.

Der Hund des Armen.

Ein großer Mann, der in Paris lange auf vornehmen Fuße gelebt hatte, gerieth durch unerwartete Unglücksfälle auf einmahl in die tiefste Dürftigkeit.

Er sah sich also genöthiget, sich aus der großen Welt zurückzuziehn, und sich in einem entfernten Theile dieser unermeßlichen Stadt in die Einsamkeit zu begeben.

Hier hatte er nichts, als was ihm die Almosenkasse der Kirche zuwarf. Er bekam wöchentlich so viel Brot, als für einen Menschen zureicht; dennoch mußte er zuletzt mehr begehren.

Hierauf ließ ihn der Pfarrer vor sich fodern. — Er kam.

Leben Sie für sich allein? fragte der Pfarrer. — Mit Wem sollte ich denn noch leben? Ich bin unglücklich; daß ichs bin, das sehen Sie; denn ich bitte ja um Almosen, und bin von der ganzen Welt verlassen.

Nun, versetzte der Pfarrer, wenn Sie allein leben, warum verlangen Sie denn mehr Brot, als für Sie allein nöthig ist?

Der arme Mann gerieth über diese Frage in große Verlegenheit, und mußte endlich gestehen, daß er einen Hund habe.

Der Pfarrer bat ihn, zu bedenken, daß er nur der Austheiler des Brots für Arme sei; es sei also nothwendig, daß er den Hund abschaffe.

Ach, ehrwürdiger Herr, sagte der Unglückliche mit Thränen in den Augen, wenn ich den Hund nicht mehr haben darf, wer wird mich dann lieben?

Der gute Pfarrer empfand inniges Mitleiden, griff nach seiner Börse, und gab sie ihm mit diesen Worten: Da, nehmen Sie; Brot kann ich Ihnen nur für Ihre Person, aber Das, was mein ist, auch für Ihren Freund geben.

Kartoffellied.

Pasteten hin, Pasteten her,
  Was kümmern uns Pasteten?
Die Kumme hier ist auch nicht leer,
Und schmeckt so gut, als **bonne chère** *)
  Von Fröschen und von Kröten.

Und viel Pastet und Leckerbrot
  Verderben Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth;
Sie kochen uns viel eher todt;
  Ihr Herren, laßt euch sagen.

---

*) Leckerbissen.

Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Und weiß, wie Alabaster,
Sie däu'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

Ein Hofmarschall,

wie es ihrer wenige giebt.

Herr Hofmarschall, sagte eine würdige Deutsche Fürstinn, welche sich lieber einschränken, als Schulden machen wollte, gehen Sie das Verzeichniß meiner Hofbedienten durch, und bemerken Sie am Rande, welche ich am bequemsten entbehren kann.

Der Hofmarschall setzte seine Finger in Arbeit, und zeichnete so viele überflüssige Hofbedienten aus, daß die Fürstinn, wenn sie alle diese Leute verabschiedete, nicht nur ihre Schulden bezahlen, sondern auch noch alle Jahr ein ansehnliches Kapital für sich erübrigen konnte.

Gut, sagte sie, alle diese Herren und Damen, welche keine wichtige Beschäftigung haben, an meinem Hofe müßig zu gehn, sollen ihrer Dienste entlassen sein.

Das verhüte der Himmel, antwortete der brave Hofmarschall, denn ich habe nur bemerkt, welche Personen Ihrer Durchlaucht entbehrlich sind; aber unter allen diesen Personen ist keine einzige, welche Ihrer, meine gnädigste Fürstinn, entbehren könnte!

Und wie kann ich, in meiner Lage — ?

Sehr wohl, gnädigste Fürstinn; denn ich habe zwei Personen übersehen, deren Gehalt den Gehalt aller der Unglücklichen aufwiegt, welchen Sie die Entlassung bestimmt haben. Sie sind Ihnen so entbehrlich, als irgend

eine von den benannten, und der Unterschied zwischen beiden ist bloß der, daß Jene nicht unglücklich sind, wenn sie nur aus Ihren Diensten — aber nicht aus Ihrer Gnade entlassen werden; Diese hingegen ein unvermeidliches Opfer werden, sobald Sie ihnen das Eine oder das Andere entziehen. Beide Personen schmeicheln sich mit Ihrer auszeichnenden Huld, und es kommt bloß darauf an, diese schweigen zu lassen, damit sie nichts, als die Stimme der Gerechtigkeit hören.

Und diese Personen wären?

Ich selbst, durchlauchtigste Fürstinn, und die Oberhofmeisterinn. — Wir haben uns Beide vereint, unterthänigst um unsere Entlassung zu bitten. Wir haben Vermögen genug, um ohne Gehalt zu leben, und unsere Dienste sind Ihnen völlig entbehrlich. Warum sollten wir bleiben, um Andere zu verdrängen, welche mit Ihren Stellen zugleich ihren Unterhalt verlieren würden?

Ein Lied,

hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht süß, noch sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's;
Er krankt und kränkelt nimmer,
Weiß nichts von Nachtschweiß, noch Vapeurs*),
Und schläft im kalten Zimmer.

*) Blähungen.

Er zieht sein Hemd im Freien an,
Und läßts vorher nicht wärmen,
Und spottet über Flüss' im Zahn,
Und Grimmen in Gedärmen;

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiß er sich nichts zu machen,
Haßt warmen Drang und warmen Klang,
Und alle warme Sachen.

Doch, wenn die Füchse bellen sehr,
Wenns Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht,
Und Teich' und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
Dann will er todt sich lachen.

Sein Schloß von Eis liegt weit hinaus,
Beim Nordpol, an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da ist er denn bald dort, bald hier,
Gut Regiment zu führen;
Und, wenn er durchzieht, stehen wir,
Und sehn ihn an, und frieren.

Anekdote
von einer erziehungslustigen Katze.

Man hat dem armen Katzengeschlechte so viel Böses nachgesagt, daß ich mich recht freue, auch einmahl etwas zu seinem Lobe bekannt machen zu können.

In meinem Hause lebten noch vor acht Wochen zwei Katzen von sehr ungleicher Gemüthsart. Die eine, schön gezeichnet, mit kaffeebraunen Flecken auf schneeweißem Grunde, war die Faulheit und Naschhaftigkeit selbst; die andere, in schlichtem grauen Pelze, ohne alle Verbrämung, ist noch jetzt das Schrecken der Mäuse, und ein Muster treuer, emsiger und guter Katzen. Jene hieß man die Bunte, diese wurde ehemahls die Graue, und wird jetzt die Pflegemutter genannt.

Die Bunte hatte ihren Wohnsitz in der Küche aufgeschlagen. Da lag sie, wie eine Staatsdame, hingestreckt auf ihrem Lotterbette von Säcken, oder was sich sonst eben zu ihrer Bequemlichkeit darbot, und rührte nicht Hand, nicht Fuß, es mußte denn sein, daß die Köchinn sich entfernte und etwas Naschbares zurückließ. Dann war sie flink darüber her; und kam die Köchinn zurück, so fand sie leere Töpfe. Mäuse zu fangen, war ihr viel zu mühsam.

Die Graue hingegen war überall, wo Mäuse waren, und wußte sie so geschickt zu fangen, daß Haus, Scheune und Garten in kurzer Zeit fast ganz davon befreit wurden. Daß sie daneben etwas ihr nicht Gegebenes genascht hätte, habe ich nie in Erfahrung gebracht.

Natürlicher Weise liebte Jedermann im Hause diese graue, und haßte jene bunte Katze. Es wurde Gericht gehalten, und einstimmig beschlossen, die Bunte, als eine

Erzdiebinn, und als eine Last des Hauses, solle sterben. Aber da die Zeit herannahete, daß sie Junge zur Welt bringen sollte, so wurde die Vollziehung dieses Todesurtheils bis auf weiter ausgesetzt.

Jetzt waren die Jungen da, und nun zeigte sich die Verschiedenheit der Gemüthsarten beider Kätzen in einem noch helleren Lichte. Die unnatürliche Mutter schien sich wenig aus ihren Kindern zu machen. Nahm man ihr eins, so ließ sie es geschehen, ohne sich von der Stelle zu bewegen.

Die Graue hingegen, welche mit dieser jungen Brut in gar keinem Familienverhältnisse stand, war wie vernarrt in sie. Man sah sie gemeiniglich in einer gewissen Entfernung, den jungen Kätzchen gegenüber, liegen, die Augen unverwandt und mit einer Art von zärtlicher Freude und Sehnsucht auf sie geheftet. Hatte sie eine Maus gefangen, so ermangelte sie niemahls, dieselbe den geliebten Jungen vorzulegen, ungeachtet diese noch keinen Gebrauch davon zu machen wußten. Nicht genug; sie entwandte sogar, wenn die Mutter sich entfernt hatte, zu wiederholten Mahlen ein Junges, schleppte es in einen entlegenen und verborgenen Winkel des Hauses, und litt lieber Hunger und Durst, als daß sie es verlassen hätte. Man hatte Mühe, sie damit auszukundschaften.

Jetzt waren die Jungen alt genug, um der bösen Mutter entbehren zu können. Man beschloß also eins derselben aufzuziehen, die übrigen zu verschenken, und die Alte zu ersäufen. Dieser Beschluß wurde ausgeführt.

Von dem Augenblicke an war die Graue von der übriggebliebenen jungen Katze unzertrennlich. Sie nahm das Lager der Ersäuften ein, bot ihrem Pflegekinde die Zitzen

dar, und ließ sie so lange daran saugen, bis endlich — wirklich Milch erfolgte. Nun ward sie ganz Mutter; nun verließ sie ihr angenommenes Kind nicht einen Augenblick.

Es war ein rührendes Vergnügen, zu sehen, mit welchem innigen Wohlgefallen sie mit der Kleinen spielte, mit welcher zärtlichen Mutterliebe sie ihrem eigenen Munde die lieblichsten Leckerbissen entzog, und sie ihrem Pflegekinde gab, und mit welcher ängstlichen Unruhe sie Denjenigen beobachtete, der es anrührte, oder von der Erde hob. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich versichere, daß eine menschliche Mutter schwerlich stärker an ihrem leiblichen Kinde hängen kann, als diese Katze an einem Kätzchen hing, welches sie nicht geboren hatte.

Sobald die Junge laufen konnte, führte ihre mütterliche Freundinn und Erzieherinn sie bald aus auf den Mäusefang, und bald auf die Vogeljagd im Garten, um ihr zu lehren, wie man sich geschickt dabei zu nehmen habe. Oft habe ich mit Vergnügen dem Unterrichte, den sie ihr im Klettern gab, beigewohnt. Sie schien anfangs recht mit Absicht einen der krümmsten Bäume ausgesucht zu haben, um die ersten Übungen so leicht als möglich zu machen. Einen solchen Baum erkletterte sie dann zuerst mit rückwärts gewandtem Kopfe und unter wiederholtem Miauen, um ihre Schülerinn zur Nachfolge einzuladen. Wenn sie ihre Absicht erreicht hatte, sprang sie plötzlich herab, setzte sich an den Fuß des Baumes, und gaffte hinauf, gleichsam als ob sie beobachten wolle, wie die Kleine ihre Sachen mache. Dabei wurde unter wiederholtem Auf- und Abspringen so viel geschäkert, daß die Junge diese Übung mehr für ein bloßes Spiel, als für einen Unterricht halten mußte.

Noch jetzt, nachdem das Kätzchen schon mehre Monate

alt und beinahe erwachsen ist, sind Beide unzertrennlich, und ihre gegenseitige Anhänglichkeit an einander scheint noch gar nicht vermindert zu sein. Die Alte wird seitdem, unter dem wohlverdienten Namen der Pflegemutter, neugierigen Reisenden als eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten von Trittow gezeigt.

Die Obsthändlerinn zu Paris.

Eine Obsthändlerinn zu Paris, Namens Meuthe, nährte sich und ihre zehn Kinder, die sie von achtzehn noch am Leben hatte, von ihrem kleinen Handel und dem geringen Verdienste ihres zwei und sechzigjährigen Mannes.

Diese Meuthe hatte eine ledige Schwester von schlechten Sitten, die ihr nicht gut war, weil sie ihr oft Vermahnungen gab. Diese böse Schwester starb, und hinterließ einen fünfjährigen Knaben, vermachte aber ihr ganzes Vermögen, welches in 40,000 Livres bestand, einer wohlhabenden Bäckerinn.

Dies schmerzte die Meuthe, und sie sprach hierüber mit einem Anwalt, der ihr aber sagte, daß kein Mittel wider diese Ungerechtigkeit vorhanden sei. Bei dieser Gelegenheit hielt sie das Kind ihrer Schwester bei der Hand, umarmte es, und sagte mit bewegter Stimme:

Nun gut, diesen Nachlaß meiner Schwester wird mir wol Niemand streitig machen; ich nehme ihn also zu mir, weil ich weiß, daß die Bäckerinn, um seiner los zu werden, ihn bald ins Spittel schicken würde.

Der Anwalt stellte ihr vor, daß es ihr, bei der Last ihrer eigenen zehn Kinder, schwer fallen werde, auch dieses zu ernähren.

Aber, sagte Meuthe, es ist ja nicht seine Schuld, daß er auf die Welt gekommen ist. Er will auch leben, und Gott wird schon helfen.

Sie nahm den Knaben mit nach Hause, und behandelte ihn eben so, wie ihre Kinder.

Diese Geschichte wurde neulich in einer der Pariser Zeitschriften bekannt gemacht, und es fanden sich sogleich viele Menschenfreunde, die, durch diese schöne That gerührt, Geldgeschenke an die Verfasser der Zeitschrift sandten, um sie der Meuthe zuzustellen. In jeder Nummer des Blattes wurde eines neuen Wohlthäters erwähnt. Allein die glänzendste Belohnung wurde der guten Meuthe den 22. Februar dieses Jahrs zu Theil, wie hier folgt:

Eine gewisse Gesellschaft zu Paris gab an diesem Tage ein prächtiges Fest. Die Versammlung bestand aus mehr als 100 Personen von beiderlei Geschlecht und vom ersten Range.

Nachdem Alle versammelt waren, ging ein Vorhang auf; man erblickte die gute Meuthe auf einem Throne, ihre zehn Kinder standen um sie herum, der verwaisete Knabe saß zu ihren Füßen.

Diese ganze rührende Druffel war auf Kosten der Gesellschaft, welche das Fest gab, gekleidet worden. — Ein Mitglied derselben hielt eine Rede, worin er das ganze Schauspiel, welches man vor sich hatte, erklärte. Eine der anwesenden Damen setzte der Meuthe eine Bürgerkrone auf, und eine andere überreichte ihr einen Beutel voll Geld. Die Gesellschaft nahm den Knaben an Kindes Statt an, und sorgte für seine Erziehung. Alle Anwesende waren bis zu Thränen gerührt.

Kinder, wenn ich euch mein aufrichtiges Urtheil über diese Geschichte sagen soll, so gestehe ich zwar, daß ich Das, was die gute Meuthe that, für ausnehmend schön und großmüthig halte; auch gefällt es mir sehr, daß in dem lustigen Paris noch Menschenfreunde gefunden wurden, welche die gute That der Meuthe rührte, und welche ihr dafür Freude zu machen suchten; aber daß sie das mit so vieler Feierlichkeit und so prunkhaft thaten, daß sie die gutmüthige Person, die in der Einfalt ihres Herzens vielleicht sich gar nicht einfallen ließ, daß sie etwas so außerordentlich Schönes und Lobenswürdiges gethan habe, zu einer Bühnenheldinn machten, sie zur Schau ausstellten, und dadurch die bescheidene, ehrgeizlose Einfalt ihres bis dahin guten Herzens vielleicht auf immer tödteten: das hat mir ganz und gar nicht gefallen wollen, und ich hoffe, es wird euch beim Lesen dieser Geschichte eben so gegangen sein.

Der Wandersmann und der Kolibri.

Ein Mensch, der sich die Welt nie überdrüssig sah,
Der hinter Nubien, zu London und Surate,
In Lappland, Tripoli und Japan Brüder hatte,
Kam endlich nach Amerika.

Dergleichen lange Fahrt pflegt Schiffer abzumatten:
Er warf sich unter einen Baum,
Um unter dessen kühlen Schatten
Ein wenig auszuruhn; allein er schlummert kaum,
Als ihn ein stark Geräusch erwecket,
Davon er keinen Grund entdecket.

Indem er um sich sieht, so fliegt ein Vögelein
Aus dem belaubten Ast, in dessen bunten Flügeln
Sich Gold und Iris-Farben*) spiegeln.
Der Vogel selbst war wunderfein,
Und kaum von Maienkäfers Dicke.

Kannst du so rauschen, o du Mücke!
Rief hier der Wandersmann. Ja, sprach der Kolibri,
Hierüber darfst du dich nicht härmen.
Es heißt bei Menschen, wie beim Vieh:
Der Kleinste macht den größten Lärmen.

Der Löwe und der Wolf.

Am Fuß der wüsten Partherfelder
Schlug König Löw' und Meister Bär
Den Richtstuhl auf; das Volk der Wälder
Stand nach der Ordnung um sie her.

Die Kuh erschien zuerst, und klagte
Der Thiere strengem Oberhaupt,
Ihr Kind, das Kalb, hab', eh' es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sah umher, zu hören,
Wem sonst davon was wissend sei.
Ich, sprach der Wolf, kann heilig schwören,
Herr König, ich war nicht dabei.

Und wer verklagt dich? sprach der König.
Verleumder, fiel ihm Jener ein;
Ich bin jetzt krank und esse wenig,
Und kann es nicht gewesen sein.

---

*) Regenbogen-Farben.

Schweig! rief der Löwe; das Gewissen
Läßt einen Buben nirgends ruhn;
Du hast der Kuh ihr Kalb zerrissen,
Der Bär soll dir desgleichen thun.

So starb der Wolf, und wie man saget,
Verrieth sein Bauch, was er gethan. —
Wer sich entschuldigt, eh' man klaget,
Der giebt sich selbst als Thäter an.

Ein Kriegslied und ein Friedenslied, künftigen Regenten gewidmet.

1. Kriegslied, im Jahre 1778.

'S ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!
's ist, leider! Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen,
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlag'nen zu mir kämen,
Und vor mir weinten? — was,

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb todt
Im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnoth? —

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun Alle elend, Alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöthen
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hülf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist, leider! Krieg — und ich begehre
Nicht Schuld daran zu sein!

---

2. Friedenslied, im Jahre 1779.

Die Kaiserinn und Friederich,
Nach manchem Kampf und Siege,
Entzweiten endlich wieder sich,
Und rüsteten zum Kriege;

Und zogen muthig aus ins Feld,
Und hatten stolze Heere,
Schier zu erfechten eine Welt,
Und Heldenruhm und Ehre. —

Da fühlten Beide, groß und gut,
Die Menschenvater-Würde,
Und wie viel Elend, wie viel Blut,
Der Krieg noch kosten würde;

Und dachten, wie doch Alles gar
Vergänglich sei hienieden,
Und sahen an ihr graues Haar,
Und machten wieder Frieden.

Das freut mich recht in meinem Sinn!
Ich bin wol nur fast wenig;
Doch rühm' ich drob die Kaiserinn,
Und rühm' den alten König.

Denn das ist recht und wohlgethan,
Ist gut und fürstlich=bieder!
Und jeder arme Unterthan
Schöpft neuen Odem wieder.

Ach, Heldenruhm und Ehr' ist Wahn!
Schrei' sich der Schmeichler heiser;
Die Güte ziemt dem großen Mann,
Nicht eitle Lorbeerreiser.

Hübsch menschlich, gut und edel sein,
Vollherzig zum Erbarmen,
Ein Vater Aller, Groß und Klein,
Der Reichen und der Armen:

Das machet selig, machet reich,
Wie die Apostel schreiben,
Ihr guten Fürsten, und wird Euch
Nicht unbelohnet bleiben.

Gott wird Euch Ruhm und Ehr' und Macht
Die Hüll' und Fülle geben,
Ein fröhlich Herz bei Tag und Nacht,
Und Fried' und langes Leben.

Und kommt die Stunde dann, davon
Wir frei nicht kommen mögen,
Euch schlecht und recht, ohn' eine Kron',
Hin in den Sarg zu legen:

So wird der Tod Euch freundlich sein,
Euch sanft und bald hinrücken,
Und es wird Euer Leichenstein
Im Grabe Euch nicht drücken.

Und wie die Kinder wollen wir,
Die Großen mit den Kleinen,
Um Euch an Eures Grabes Thür
Von ganzem Herzen weinen. —

Nun! segne Gott, von oben an,
Die Theil am Frieden nahmen!
Gott segne jeden Ehrenmann,
Und straf die Schmeichler! Amen!

Aus dem Rosengarten des Persischen Dichters Sadi.

Ich war in einem Schiffe und sah einen Kahn, der auf uns zukam.

Als er uns bald erreicht hatte, borst er, und zwei Brüder, die er getragen, sanken ins Wasser.

Ein Reicher, der bei mir war, versprach hundert Goldstücke Dem, der sie retten würde.

Ein Matrose warf sich ins Wasser, und rettete Einen davon, der Andere ertrank.

Warum, sagte ich, rettetest du diesen; der Andere war ja mehr in Gefahr?

Das ist wahr, antwortete er mir, aber Einen konnte ich nur erhalten, und ich wollte diesem hier lieber helfen, als seinem Bruder.

Auf meiner Wallfahrt nach Mekka kam dieser junge Mann meinen Bedürfnissen zuvor; er gab mir eins seiner

Kameele, als das meinige völlig ermüdet war, und die ganze übrige Reise lebte ich von seinem Vorrathe.

Sein Bruder, ungestüm und wild, hat mich wie einen Sklaven behandelt, den man wegen Verbrechen züchtiget.

Der große Gott ist gerecht, sagte ich. Wer Gutes thut, thut sich Gutes; auf Den, der Übles thut, fällt das Übel selbst zurück.

Der Sultan Malkosas, berühmt durch alle Tugenden, die einen großen und guten König machen, that eine Wallfahrt zum Grabe des Propheten, zur Zeit, als sein Bruder Nisus sich wider ihn empört hatte, und ihm mit seinem Heere entgegenzog.

Nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, sagte er zu seinem Visir: um was hast du denn Gott gebeten?

Beherrscher der Gläubigen, antwortete dieser, ich bat Gott, er möge dir Sieg wider deinen Bruder geben.

Das habe ich nicht von ihm gebeten, antwortete der Sultan; aber höre die Bitte, die ich an ihn gethan habe, und noch thue.

Mein Herr und Gott, wenn mein Bruder des Königreichs, das ich von dir habe, würdiger ist, als ich; wenn er das Glück der Muselmänner machen kann: so gieb ihm einen vollkommenen Sieg über mich, laß ihn herrschen und mich unterworfen sein. Bin ich dessen würdiger, so laß mich siegen, laß mich herrschen und ihn gehorchen.

Der weise Demokritus kam an den Hof des Darius, Königs von Persien, um ihn wegen des Verlustes seiner Gemahlinn zu trösten.

Anfangs wagte er es nicht, dem Könige vorzustellen,

daß die heftigsten und schmerzlichsten Gefühle nach und nach sich verringern und verschwinden.

Endlich einmahl versprach er ihm, die Königinn wieder ins Leben zurückzurufen.

Laß, o König, sprach er, in den Reichen, die Asien enthält, und die einen Theil deines großen Gebietes ausmachen, laß in diesen drei Menschen aufsuchen, die von den Streichen des Unglücks frei, die glücklich sind.

Ihr Name muß auf dem Grabmahle der Königinn eingegraben werden, und sogleich wirst du sie schöner, als jemahls, und ganz als die deinige wiedersehen.

Man suchte, man durchforschte alle Gegenden; kein vollkommen Glücklicher ward gefunden.

Hieraus nahm Demokritus Gelegenheit, den Schmerz des Darius zu stillen, und ihm zu zeigen, daß Glückseligkeit nicht bloß auf dieses Leben eingeschränkt sei, und daß der ganz Glückliche hienieden erst noch müsse geboren werden.

An die kleine Gräfinn Aline von N***, als sie drei Monate alt war.

Aline, liebes Mädchen!
Dich kümmert nicht,
Was heut' in unserm Städtchen
Man Neues spricht.

Ob heller oder trüber
Der Himmel war;
Du träumtest dich hinüber
Ins neue Jahr.

Nichts hilft zu deinen Freude
Du gutes Kind!
Ob wollen oder seiden
Die Windeln sind.

Du lägst in einer Hütte
Von Lehm und Stroh,
Nach armer Bauersitte,
Wohl oder froh.

Du wüchsest und erwachtest
Beim Finkenschlag,
Und blicktest auf, und lachtest
Dem Frühlingstag!

Dein Hälschen würde gelber
Im Sonnenstrahl;
Doch fühltest du dich selber
Im offnen Thal,

Und würdest nie vermissen
Der Höfe Tand,
Und brauchtest nie zu küssen
Nach Rang und Stand.

Ach! einstens, im Geräusche
Der großen Welt,
Bei täglichem Getäusche
Von Ehr' und Geld,

Da, wo von ganzem Herzen
Man selten lacht,
Und Trauren, so wie Scherzen,
Zur Kunst gemacht,

Wo, sonder Lust zu hören,
Ein Jeder fragt,
Ein Jeder Weisheitslehren,
Wie Mährchen, sagt,

Wo mancher Narr dem Thoren
Ins Auge blinkt,
Der anders sich geboren
Als Andre dünkt:

Aline, da behüte
Vor Modezier
Des Lebens reine Blüte
Der Himmel dir,

Um nimmer zu vergessen
Der Menschheit Los,
Wie du, auch du gesessen
Im Mutterschooß,

Was Zufall dir gegeben,
Und was Natur;
Wie Seelen sich erheben
Durch Wahrheit nur:

So wirst du Freude sehen,
Und immerdar
Voll süßer Träume gehen
Ins neue Jahr.

Der edelmüthige Landmann.

Eine wahre Geschichte.

In Meklenburg lebt ein Verwalter oder Meier, dort Holländer genannt.

Ehemahls wohnte er zu N*, in der Rostockschen Gegend, und besuchte von da aus seinen Schwager, der zu W*, unter dem Herrn von Y* wohnte.

Eines Abends saßen sie dort in vertraulichen Gesprächen vor der Thür, als ein kleines Mädchen im erbärmlichsten Anzuge vorbeiging.

Der Verwalter bemerkte sie und sagte zu seinem Schwager: Wie das Kind elend geht! Sogar das Hemd ist zerrissen. Ihr müßt doch auch schlechte Menschen im Dorfe haben; des Kindes Mutter muß ein recht faules, untüchtiges Weib sein.

Ach! es hat weder Vater noch Mutter mehr, antwortete der Schwager, und es sind noch zwei andere Kinder da, die dazu gehören. Seit einem Vierteljahre gehn die Kinder in der Irre umher; Niemand ist, der sich ihrer annimmt.

Wenn sie hungerig werden, setzen sie sich wol vor der Leute Thüren hin; giebt ihnen dann Jemand einen Bissen, so nehmen sie ihn mit Dank an; aber bitten mögen sie nicht, dazu sind sie zu ehrliebend.

Dies rührte vollends das Herz des guten Mannes.

Es ist unverantwortlich, sagte er, daß die armen Würmchen so verlassen sein sollen. Sie jammern mich herzlich, und ich muß euch nur gestehen, daß ich Lust habe, für sie zu sorgen und sie zu mir zu nehmen. So viel fällt immer nebenher ab, ein paar solche Kinder satt zu machen.

Nun stellte seine Schwester und ihr Mann ihm Alles vor, was sie konnten, um ihm diesen Entschluß auszureden.

Er habe, sagten sie, ja selbst Kinder; er kenne diese ja nicht; es sei noch ungewiß, was aus ihnen werden würde; wie, wenn sie nun nicht gut geriethen?

Bedenke doch, lieber Bruder, was deine Frau für Last davon haben wird; die Kinder sind in Schmutz und Unreinigkeit versunken u. s. w

Aber dem guten Manne war sein einmahl gefaßter edler Gedanke zu fest im Kopfe; er hörte kaum alle Einwürfe, geschweige daß er darauf antwortete.

Er brach auf, legte sich zu Bette, wohin ihn aber sein Entschluß begleitete, und ihn die ganze Nacht nicht schlafen ließ.

Am andern Morgen ließ er das älteste Mädchen rufen, das damahls zwölf Jahr alt war.

Wie ich höre, hast du keine Ältern mehr; und wie ich an deinem Anzuge sehe, so geht es dir wol nicht gut.

Ach! es geht uns sehr schlecht. —

Hast du denn keine Verwandte, die sich deiner annehmen? —

Ja, wir haben wol welche; die können sich aber mit uns nicht abgeben, da wir so arm sind. —

Nun, möchtest du wol mit mir reisen, und meine Tochter werden? —

Ach, wenn der Herr so gut sein wollte! —

Gut! Es bleibt dabei. Aber ich bin zu Pferde hier, ich kann dich und deinen Bruder (ein Kind von sieben Jahren) nicht gleich mit mir nehmen. Deine kleine Schwester aber, die ich gestern sah (sie war vier Jahr alt) will ich gleich mit auf meinem Pferde fortnehmen. Laß die

Kleine zu mir kommen, daß ich ein wenig bekannt mit ihr werde. —

Das Kind kam, und ward gleich so voll Vertrauens zu dem freundlichen Manne, daß es freudig mit ihm zog.

Mit dieser süßen Last beladen, kam er zu Hause an.

Die Frau fragte ihn: Vater, was ist das für ein Kind? — Das ist dein Kind, Frau, war die Antwort.

Nun erzählte er ihr kurz die Geschichte, wie er das Mädchen gestern Abend gesehen, ihre Armuth und Verlassenheit gehört, sich ihrer erbarmt, und sie mitgenommen habe, um sie seinen eigenen Kindern gleich zu halten.

Während der Erzählung hielt sich das Kind fest hinter ihm an seinem Kleide, und weinte.

Die Frau, die ein eben so gutes Herz hatte, als ihr Mann, zog es sanft zu sich, weinte mit dem Kinde, nahm es auf ihren Schooß, und tröstete es mit den Worten: Hat dir mein Mann versprochen, dein Vater zu sein, so will ich deine Mutter werden; weine nicht, mein Töchterchen! —

Aber, Frau, da sind noch zwei andere Kinder, Schwester und Bruder von diesem Mädchen, welchen es eben so geht. —

Nun, wenn du meinst, so reise hin und hole sie. —

Des folgenden Tages reis'te er also mit seinem Wagen ab, um die andern beiden Waisen gleichfalls zu holen.

In Gottes Namen fahre hin, sagte die gute Frau beim Abschiede, Gott wird uns wol Brot für sie geben.

Aber der Herr von Y* hatte unterdeß das Vorhaben des Verwalters erfahren, und wollte die Kinder nicht mit ihm ziehen lassen.

Er ließ ihn zu sich kommen, und gab ihm einen Verweis,

daß er schon, ohne die Erlaubniß des Gutsherrn zu suchen, das jüngste Mädchen fortgenommen habe. Ihr Vater (er war ein Schneider gewesen) ihr Vater, sagte der gnädige Herr, ist über 50 Thaler schuldig geblieben; für diese will ich die Kinder unterthänig *) machen.

Das gebe ich nicht zu, gnädiger Herr, rief der Verwalter; und wenn es auf weiter nichts, als auf die funfzig Thaler ankommt, so reise ich nach Hause und hole sie; denn die Kinder liegen mir zu sehr am Herzen.

Er ging, kam wieder, brachte das Geld, bezahlte die Schuld, und nahm die Kleinen mit sich.

Er pflegte hernach, wenn man ihn um seine Kinder befragte, zuweilen halb lachend zu sagen: ich habe zehn, sieben eigene Kinder, und drei habe ich mir gekauft.

Hier ist, was der ehrliche Mann im Jahre 1781 über seine angenommenen Kinder sagte: Gottlob, es hat mich und meine Frau noch nie gereuet. Es sind gute Kinder; ich habe sie wie die meinigen gehalten; auch ist unter ihnen und meinen eignen nie Zank gewesen.

So klein sie auch waren, als ich sie zu mir nahm, so wenig haben sie je eine harte Züchtigung nöthig gehabt.

Jetzt sind sie alle groß. Die Eine dient mir zu M. als Ausgeberinn, und führt mir da die Wirthschaft sehr ordentlich. Dies ist die Kleine, die vier Jahr alt war.

Den Sohn, einen verständigen jungen Menschen, habe ich bei mir, zu K. (wo der Verwalter jetzt wohnt); und das älteste Mädchen ist verheirathet. Sie hat einen Fischer zum Mann, und lebt sehr vergnügt.

Ich habe ihre Mitgabe besorgt, als wäre sie meine

*) Das heißt zu Leibeigenen machen.

leibliche Tochter gewesen. Sie hat schon zwei Kinder, und ich habe die Freude, daß sie mich Großvater nennen.

Eben der brave Mann nahm nachher auch seinen Schwager, der nach dem Tode seiner Frau in schlechte Umstände gerathen war, nebst einigen Kindern zu sich.

Denn, sagte er, als er's erzählte, ich war ihm ja der Nächste.

Nun sollte man zwar meinen, daß wir selbst Alles gebrauchten, was ich verdiene, und man glaubt auch nicht eher, etwas für Andere übrig zu haben, als bis man es versucht hat. Aber wenn man ordentlich und arbeitsam lebt, so bleibt immer Etwas übrig, was man abgeben kann.

Die Tabackspfeife.

Gott grüß' euch, Alter! — Schmeckt das Pfeifchen?
Zeigt her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen! —
Was wollt ihr für den Kopf? —

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen*)
Bei Belgrad**) abgewann.

---

*) Ein Basse, richtiger Pascha, ist ein hoher Kriegsbediente bei den Türken.

**) Eine Festung in der Europäischen Türkei, bei welcher 1716 die kaiserlichen Truppen, unter Anführung des Prinzen Eugen, einen großen Sieg über die Türken davontrugen.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn. —

Ein ander Mahl von euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euren Pfeifenkopf. —

Ich bin ein armer Kerl, und lebe
Von meinem Gnadensold,
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen *)
Den Hauptmann in die Brust.

Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel
(Er hätt' es auch gethan)
Und trug ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all' sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände,
Und blieb noch sterbend Held.

Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
Der dreimahl Plündrung litt;

---

*) Der beste Theil des ehemahligen Türkischen Fußvolks

So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich, auf der Streife,
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß. —

Ihr rührt mich, Freund, fast bis zu Zähren;
O sagt, wie hieß der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann. —

Man hieß ihn nur den tapfern Walther;
Dort lag sein Gut am Rhein. —
Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein!

Kommt, Freund, ihr sollt bei mir nun leben;
Vergesset eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walther's Reben,
Und eßt von Walther's Brot! —

Nun, topp; ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!

Zwölf brave Söhne.

Folgende Geschichte trug sich im vorigen Jahre zu London zu.

Es lebte daselbst — vermuthlich lebt er noch jetzt — ein fast hundertjähriger Mann, von Handwerk ein Schneider.

Dieser Mann hatte zwölf Söhne, die Alle Soldaten sind, und die in dem letzten Amerikanischen Kriege sich Alle brav gehalten haben.

Die Vorsehung hatte über ihr Leben gewacht, und neulich kamen sie Alle gesund und unversehrt zurück. Sie eilten, ihren alten Vater aufzusuchen.

Als sie bei ihm ankamen, fanden sie ihn in großer Dürftigkeit. Es fehlte ihm sogar an Brot.

Kein Brot! rief einer der Söhne aus (es war der jüngste von Allen) und er hat dem Vaterlande zwölf Vertheidiger gegeben! Das ist nicht recht! Ihm muß sogleich geholfen werden!

Aber wie? erwiederten die Andern.

Wie? ist denn kein Leihhaus *) hier?

Ein Leihhaus? — Ja; aber was kann uns das helfen, die wir nichts zu versetzen haben?

Wir hätten nichts? Hört, Brüder; unser Vater hat viele Jahre lang das Schneiderhandwerk getrieben, und stirbt jetzt Hungers, das beweiset seine Ehrlichkeit zur Genüge. Wir, seine Söhne, haben dem Vaterlande

*) In großen Städten pflegt ein Haus zu sein, wo man Geld geliehen bekommt, wenn man irgend eine Sache von Werth zum Unterpfande geben kann.

gedient, und Keiner darf sagen, daß wir unsere Ehre jemahls befleckt haben. Kommt, laßt uns unsere Ehre für ihn versetzen! Man wird uns, hoffe ich, doch wol funfzig Pfund *) auf ein solches Pfand leihen!

Die Brüder lächelten anfangs über diesen Einfall; endlich billigten sie ihn. Einer fertigte folgende Schuldverschreibung aus, und Alle unterschrieben sie:

»Zwölf Engländer, Söhne eines Schneiders, der in einem Alter von beinahe hundert Jahren in die äußerste Armuth gerathen ist, Alle Soldaten und Alle eifrig im Dienste des Königs und des Vaterlandes, bitten die Herren des Leihhauses um die Summe von funfzig Pfund, ihren armen unglücklichen Vater zu unterstützen. Zur Sicherheit darüber verpfänden sie ihre Ehre, und versprechen, besagte Summe nach Verlauf eines Jahres wieder zu bezahlen.«

Diese Verschreibung schickten sie nach dem Leihhause. Man zahlte ihnen die verlangten funfzig Pfund aus, zerriß den Zettel, und versprach, den Alten zu versorgen, so lange er lebe.

Kaum wurde diese Begebenheit bekannt, so liefen Vornehme und Geringe, Reiche und Arme hin, den Schneider zu sehen, und Keiner kam mit leerer Hand.

Der Schneider kam auf diese Art in so gute Umstände, daß er nun im Stande ist, seinen braven Söhnen ein kleines Vermögen zur Belohnung ihrer kindlichen Treue zu hinterlassen.

---

*) Dreihundert Thaler.

Eine seltene Begebenheit, am 18ten November 1783.

Die merkwürdige Geschichte, die ihr hier lesen werdet, ist an dem angezeigten Tage im Osnabrückischen vorgefallen. Derjenige, welcher Zeuge davon war, meldet sie mit folgenden Worten:

Vor einigen Wochen kam ein Mann, der in dem Dorfe D. eine kleine Bauerstelle bewohnt, in mein Haus, und bat mich, ihm einen Empfehlungsbrief zu schreiben, worin ich bezeuge, daß er ein ehrlicher Mann sei. Ich ließ mich mit ihm in folgendes Gespräch ein:

Ich.

Wem soll ich denn das schreiben?

Er.

Dem Herrn Amtmanne zu —— (er nannte einen Ort außer Landes) zu dem ich jetzt gehen wollte, wegen eines gewissen Anliegens.

Ich.

Darf ich dieses Anliegen wissen?

Er.

Warum nicht? Einer aus unserm Dorfe, der ehrliche —— ist dort ins Gefängniß gelegt worden, wegen einer Schlägerei, davon er wissen soll, und woran er ingeheim Antheil genommen zu haben beschuldiget wird. Ich halte den guten Mann für unschuldig, und böse Leute sind es, die ihn verdächtig gemacht haben.

Ich.

Nun?

Er.

Er ist nun schon acht Wochen dort im Lande, wohin er sich Geschäfte halber begeben hatte, im Gefängnisse fest gehalten, und weil ich den Mann wegen seine Redlichkeit werth halte, so habe ich ihn während der Zeit einige

Mahle besucht. Er lag leider! in einem kläglichen Diebsgefängnisse. Sein gutes Gewissen giebt ihm wol standhaften Muth, aber das ging mir doch sehr zu Herzen, als er so oft um seine Frau seufzte und sich nach seinen beiden krank liegenden Kindern ängstlich sehnte.

Ich.

Setzt euch doch auf den Stuhl da, und fahret fort.

Er.

Er sagte mir, daß er den lieben Gott nur darum bitte, daß er doch seine beiden Kinder so lange am Leben erhalten möge, bis er sie noch einmahl lebendig sehe. Allein nun habe ich, nach meiner Wiederkunft, die Kinder so elend krank gefunden, daß sie wol nicht einige Tage mehr überleben werden. Seine Frau mag ihm von dem Krankenlager nichts melden, weil sie fürchtet, daß Gram und Kummer ihren einsamen Mann auch bald zu Grabe bringen würden.

Ich.

Und was denkt ihr nun dabei zu thun?

Er.

Ich habe diese Nacht davor nicht schlafen können, weil mir das Herz zu sehr beschwert war. Daher habe ich beschlossen, hinzugehen, und dort an die Stelle des ehrlichen Mannes mich hinsetzen zu lassen, damit er aus der Beklemmung des Herzens komme, seine Kinder noch einmahl sehe, und, wenn es Gott gefällt, sie zur Erde bestatte. In was für Jammer würde der Mann kommen, wenn er hörte, daß seine Kinder nicht mehr am Leben wären, und vorher mit einander so Vieles gelitten hätten! — Ich will den Herrn Amtmann so lange bitten, bis er ihn an meiner Statt losgiebt. Ich wollte Sie nun freundlich bitten, mir einen Brief an den Herrn Amtmann mitzugeben, weil Sie doch mit ihm bekannt sind.

Ich.

Ihr seid ein braver Mann! Dafür habe ich euch immer gehalten, und diese Geschichte macht euch bei Gott und Menschen Ehre. Sogleich will ich den Brief fertig haben. Zuvor sollt ihr mit mir essen; denn es schmeckt mir besser, wenn ich davon weiter mit euch reden kann.

Er.

Noch eine Bitte: meine Frau habe ich beredet, daß sie mich hingehen läßt; allein sie weiß nicht, daß ich in einem Diebsbehältnisse sitzen werde. Sollte sie nun hernach davon hören, so wollte ich Sie bitten, es ihr auszureden, weil sie Ihnen am meisten glaubt.

Ich.

Gut, lieber Mann! — Nun, hier ist der Brief. Ich versichere euch, daß ihr an dem Herrn Amtmann einen braven Mann finden werdet. Ihr sagtet zu mir, daß ihr nicht hättet schlafen können; glaubt ihr auch, daß ihr im Gefängnisse Schlaf haben werdet?

Er.

Ja, das glaube ich gewiß eher. Denn meine Frau und Kinder sind gottlob! gesund, und was wird sich der Mann nicht freuen, bei seiner lieben Frau und seinen Kindern, wonach er Tag und Nacht sich so lange schon gesehnt hat! Und Gott ist ja bei mir im Gefängnisse.

Ich.

Das wird euch Gott vergelten. Ich habe in dem Briefe geschrieben, daß ich für euch Bürge bin, daß ihr nicht entweichet, bis der — wiederkommt und euch ablöset.

Er.

Sie sollen sehen, daß wir Beide ehrlich handeln, und ich danke Ihnen für das Vertrauen.

Ich.

So begleite euch Gott, und gebe euch ferner Muth zu eurer christlichen That!

Großer Gott! wer suchet in den niedrigen Hütten solche lautere, ungekünstelte, fromme Empfindlichkeit! Und solchen edlen Sinn findet man da oft.

Die Folge war, daß der Amtmann die Sache des Gefangenen sogleich untersuchte, und nach einigen Tagen kam er aus dem Gefängnisse zu den Seinigen.

Anekdote
vom Schultheiß Wengi.

Zur Zeit der Kirchenverbesserung war die Stadt Solothurn in der Schweiz, in Ansehung des Glaubens, getheilt; Einige hatten schon die Lehre des Calvin angenommen, Andere waren dem alten römisch-katholischen Glaubensbekenntnisse treu geblieben.

Nun waren die Reformirten einst in einem Hause versammelt, um über ihre Angelegenheiten zu rathschlagen. Unterdeß nahmen die Andern einige Kanonen aus dem Zeughause, und fingen an, auf das Haus, worin Jene versammelt waren, zu schießen.

Auf den ersten Knall sprang der katholische Schultheiß Wengi herzu, stellte sich vor das zweite zum Losschießen bereitete Stück, und sagte zu seinen Glaubensgenossen:

Wenn ihr Bürgerblut vergießen wollt, so vergießet meins; eher gebe ich nicht zu, daß ihr diese ehrlichen Leute, die eure und meine Brüder und Mitbürger sind, wenn sie schon anders denken, als wir, zu Grunde richtet.

Sie ließen darauf ab, und der Aufruhr war gestillt.

Zuruf an Jünglinge.

Was steht ihr am Wege
So müßig und träge
Zu Arbeit und Müh'?
Wer immer nur sinnet,
Und nimmer beginnet,
Der endet auch nie.

Drum weg mit dem Zaudern,
Drum weg mit dem Plaudern
Von Tugendgefühl!
Nicht bloß mit Empfinden,
Mit Handeln nur finden
Wir endlich das Ziel.

Schön ist es, zu lehren,
Die Tugend zu ehren,
Das Laster zu fliehn;
Doch schöner, wenn Saaten
Bald reifender Thaten
Den Wandrer umblühn.

Wenn Wonne mit Segen
Auf dornigen Wegen
Die Reis' ihm verkürzt,
Und Tugend, im Kleide
Der Unschuld, die Freude
Gedoppelt ihm würzt.

Das soll sie! Wir schwören,
Sie ewig zu ehren

Mit Thaten und Sinn!
Sie fest zu umfassen,
Und nimmer zu lassen
Um keinen Gewinn.

Vollendete blicken
Herab, mit Entzücken,
Auf unsern Entschluß,
Zu größeren Werken
Die Seele zu stärken
Durch himmlischen Kuß.

Auf! Hände in Hände!
Wir wallen behende
Und enden den Lauf!
Dann nehmen die Schatten
Des Himmels die matten
Vollendeten auf.

An eine empfindsame Romanenleserinn.

Härme dich doch so vergeblich nicht,
Armes Mädchen! trockne dir die Zähre
Von dem lieben Angesicht!
Was dein zartes Herzchen bricht,
Ist ja nur Schimäre,
Ist ja nur Gedicht!

Einen Mann, der, wie dein Held
Grandison, aus seiner Sphäre
Hoch hinauf zu Engeln hingestellt,
Immer sich in seine Tugend hüllt,

Findest du — ich wette Kopf und Kragen —
Nirgends in der ganzen Welt;
Und dein Siegwart, dessen Trauerbild,
Düster im Geleit der Klagen,
Immer dir vor Augen schwebt,
Hat auf dieser Erde nie gelebt.

Aber dennoch kannst du nicht genug
Weinen über Leiden,
Die er nimmermehr ertrug,
Und dich gar nicht satt am Kummer weiden,
Der am Ende dich verzehrt!

Sei klug,
Und versäume nicht, was schön und wahr,
Uns mit tausend Freuden zu erfüllen,
Unbegreiflich, herrlich, wunderbar
Hier geschaffen ist, um einer Fabel willen,
Die vielleicht ein guter Mann
Sich und seinem lieben Weibe
Zur Erbauung einst ersann,
Und alsdann, zum Zeitvertreibe
Blöder Müßiggänger, drucken ließ.

Aber denke dir die Welt auch nicht verkehrt,
Wie sie dir ein andres Büchlein zuckersüß
Von der falschen Seite kennen lehrt:
Freilich ist sie schön und voller Segen
Überall; allein deßwegen
Lange noch nicht so ein türkisch Paradies,
Wo die Menschen immer nur sich lieben,
Immer nur spazieren gehn,
Und, von überspannter Großmuth angetrieben,

Lauter edle Thaten üben,
Deren wir hier weni sehn.
Hier verschenken wir nicht so die Wechsel,
Wie der Dichter sie verspellt,
Dem, wie von der Futterbank der Häcksel,
Haufenweise gleich das liebe Geld
Nach Belieben aus der Feder fällt,
Unterdeß die Taschen leicht und dünne
Jedes Lüftchen hebt,
Und in seinem Beutel eine Spinne
Sorglich ihr Gewebe webt.
Aus Ostindien, das, flugs mit Tonnen
Goldes bei der Hand,
Scheue Armúth aus Romanen bannt,
Kam zu deiner Väter Zeit
Wol ein goldnes Bächlein hergeronnen,
Und ertränkte Deutsche Redlichkeit;
Aber lieber fleißig Flachs gesponnen,
Als noch jetzt auf Indien gehofft;
Denn das Bächlein fließt nicht mehr so oft!
Auch gewinnst du sicher nie,
Oder Wahrheit müßte trügen,
Gleich Quaternen in der Lotterie,
Wenn sie nicht ein Ungefähr dir zieht;
Kannst nicht stets an Silberbächen liegen,
Wo dich Blätterschlag und Nachtigallenlied
Sanft in süßen Schlummer wiegen;
Kannst nicht immer, ohne was zu thun,
Froh auf Rosenblättern ruhn.
Wer hier Freuden schmecken will, muß unverdrossen
Thätig sein, und ohn' Empfindelei,
Dicht an jenes angeschlossen,

Der Bestimmung, die ihm ward, getreu,
Ehrbar leben und das Bißchen Leiden,
Das uns öfter hinterdrein
Unsre Mängel schaffen, nicht so scheun.

Wähle denn nun zwischen Beiden:
Der Romanenwelt, die dich betrügt,
Und der wahren, die mit ihren Freuden
Jenen Traum bei weitem überwiegt.
Wähle weise; freue dich, und spare
Diese Thränen, bis einst viele Jahre
Froh verflossen sind, und dann —
Wovor lieber dich dein Gott bewahre! —
Einst der edle, gute Mann,
Der mit dir durch dieses Leben wallte,
Seinem Ende nah', die matte, kalte
Hand, von Todesbläße schon bedeckt,
Schwer und halb erstarrt der deinen
Noch zum letzten Mahl entgegenstreckt —
Dann — dann magst du weinen!

Willich,

oder der gute Haushälter.

In einer großen Handelsstadt lebte ein reicher Kaufmann, Namens Willich.

Ob derselbe gleich schon lange gestorben ist, so blüht doch sein Andenken noch beständig. Ja, man stellt ihm zu Ehren jährlich ein eigenes Fest an. Damit hat es folgende Bewandtniß:

Noch bei seinem Leben stiftete er ein Waisenhaus, worin arme Kinder erzogen und in allem Nothwendigen

unterrichtet werden. An dem Tage nun, wo dieses Haus gestiftet ist, wird allemahl dem verstorbenen Willich erst eine kurze Gedächtnißrede gehalten, worin die Waisenkinder an ihren Wohlthäter erinnert werden; alsdann dürfen sie sich mit allerlei unschuldigen Spielen ergetzen, und es wird dafür gesorgt, daß sie diesen Tag so vergnügt, als möglich, zubringen.

Aber ihr wollt gewiß mehr von diesem Willich wissen, der einen so guten Ruhm hinterlassen hat. Hört also von mir die kurze Lebensgeschichte dieses Mannes, und sucht ihm, so viel als möglich, in allen Stücken gleich zu werden.

Wenn ihr dann auch gleich kein Waisenhaus stiftet, wie er gethan hat, so werdet ihr doch den Vortheil davon haben, daß ihr gute und glückliche Menschen werdet.

Er war der einzige Sohn seiner Ältern, die ihn, von seiner frühesten Kindheit an, zur Ordnung und Sparsamkeit gewöhnten. Insbesondere hielten sie ihn immer dazu an, daß er seine Kleider und Bücher beständig in guter Ordnung halten mußte, und nichts von seinen Sachen muthwillig zu Grunde gehen lassen durfte.

Neben ihm erzog sein Vater noch den Sohn eines armen Verwandten, und wenn dieser zuweilen seine Sachen besser in Acht nahm, als der junge Willich, so bekam er gemeiniglich für Das, was er an Kleidern und Büchern durch seine Ordnung erspart hatte, ein neues Buch, eine neue Landkarte, oder was er sonst sich wol mochte gewünscht haben, zur Belohnung.

Karl, dies war der Vorname des jungen Willich, Karl, pflegte sein Vater dann wol zu sagen, gern machte ich dir jetzt auch so ein Geschenk, wie dein Vetter Fritz bekommen hat; aber für das Geld, wofür ich es dir hätte

kaufen wollen, muß ich dir nun einen neuen Rock anschaffen, weil du den vorigen muthwilliger Weise so sehr mit Dintenflecken beschmutzt hast, daß du ihn nun nicht mehr tragen kannst.

Dann bereute Karl seine Unordnung, und faßte den Vorsatz, sich zu bessern, welches er auch wirklich that, damit ihm sein Vetter Fritz, dem er sonst sehr gut war, nicht an Ordnung und Sparsamkeit übertreffen möge.

Spare was, so hast du was, pflegte der alte Willich wol zu sagen; aber wenn in dem Augenblicke ein Armer vor seine Thür kam, so sagte er: brich den Hungrigen dein Brot, und ging hinaus, und gab ihm gern nach seinem Vermögen.

Einige Leute, die ihn nicht kannten, hielten ihn, wegen seiner großen Sparsamkeit, für geizig; die ihn aber kannten, wußten wol, daß er nur deßwegen so sparsam war, um desto mehr Gutes zu thun.

Dieses that er aber im Stillen, daß es Niemand erfuhr, weil er nicht mit seinen Wohlthaten prahlen wollte.

Diese edle Denkart des alten redlichen Willich hatte auf Karln einen sehr starken Einfluß, und er nahm dieselbe mit jedem Tage immer mehr in seinen kleinen Handlungen an.

Er bekam wöchentlich etwas Taschengeld zu seinem Vergnügen. Nun war Einer unter seinen Mitschülern ein sehr ordentlicher und fleißiger junger Mensch, welcher seine ganze Freundschaft besaß. Dieser junge Mensch war aber so arm, daß er sich eins der nöthigsten Schulbücher nicht anschaffen konnte, und darüber im Lernen sehr zurückbleiben mußte.

Dies dauerte den guten Karl, besonders wenn er sei-

nen Freund so sitzen sah, und sein Nachbar ihn zuweilen nicht einmahl in sein Buch wollte mit einsehen lassen.

Nun war es gerade in der Obstzeit, und der alte Willich bemerkte seit einiger Zeit nicht, daß Karl sich Kirschen, die er sonst so gern aß, gekauft habe. Er verwunderte sich darüber, sagte ihm aber nichts, bis Karl zu ihm kam und sagte:

Lieber Vater, ich habe mir jetzt von meinem Taschengelde einen Gulden erspart, wollten Sie mir wol erlauben, daß ich dafür dem jungen Ernst ein Buch kaufen dürfte, das er nothwendig gebraucht und doch nicht anschaffen kann?

Er erhielt die Erlaubniß leicht von seinem Vater, welcher sich innerlich über die gute Gesinnung seines Sohns freute; er kaufte das Buch gleich, ließ es einbinden, und gab es den andern Tag seinem Freunde.

Dieser war vor Freuden außer sich, umarmte ihn, und dankte ihm auf das zärtlichste für das angenehme Geschenk.

Nun hatte Karl zwar diesen Sommer keine Kirschen gegessen, aber dafür hatte er das Vergnügen gehabt, seinem Freunde einen Dienst zu erzeigen. Oft hatten ihn seine Mitschüler auch für geizig gehalten, wenn sie sich Alle etwas kauften, und ihn auf keine Weise mit dazu bereden konnten. Hätten sie aber seine Absicht gewußt, so würden sie gewiß nicht so unbillig von ihm geurtheilt haben.

Noch eine Geschichte muß ich euch von Karl erzählen, woraus ihr wieder sehen werdet, daß er seinem Vater ganz nachahmte.

In Willich's Hause herrschte überall Ordnung und Sparsamkeit; Überfluß und Verschwendung suchte man auf alle Weise zu vermeiden. Daher wurden auch nur an hohen Festtagen Kuchen gebacken. Nun fügte es sich einmahl, daß der alte Willich von einigen seiner Anverwand-

ten besucht wurde, die ihre Kinder mitgebracht hatten. Diesen theilte er den Kuchen aus, und Karl bekam auch sein Stück, wie die Andern.

Er ging darauf mit seinen jungen Anverwandten in den Garten, wo ein Jeder sein Stück Kuchen aufaß. Nur er ließ von seinem die Hälfte übrig, um es sich bis auf den andern Morgen aufzusparen, weil er wußte, daß dann keiner mehr ausgetheilt wurde.

Die Andern lachten ihn darüber aus. Er sagte aber zu ihnen: diese zweite Hälfte des Kuchens würde mir heute nicht mehr so gut schmecken, als morgen, wo kein Kuchen mehr ausgetheilt wird; darum will ich sie mir aufheben.

Den andern Morgen war der letzte Festtag. Die Sonne schien so warm, und Karl stellte sich vor die Thür hin, um sein Stückchen Kuchen zu verzehren.

Indem sah er einen Knaben in zerrissenen Kleidern traurig die Straße herabkommen, welcher sich darauf, gerade dem Hause gegenüber, auf einen Stein hinsetzte, und Brotkrumen aus seiner Tasche suchte, um seinen Hunger zu stillen.

Lieber Gott! dachte Karl, ich esse jetzt Kuchen, und dieser arme Knabe hat am Festtage nicht einmahl Brot zu essen.

Ehe er sich noch lange bedachte, nahm er sein Stückchen Kuchen, das er sich so sorgfältig aufgespart hatte, lief hin, und gab es dem armen Knaben. Darauf lief er sogleich wieder ins Haus, und war so vergnügt, als ob ihm selber sein Kuchen noch so gut geschmeckt hätte.

Seine jungen Anverwandten, die nichts von dieser guten Handlung wußten, lachten ihn über seine Sparsamkeit aus; er schwieg aber, und kehrte sich nicht daran, weil er wol wußte, wozu es nützt, wenn man mäßig und sparsam ist.

Einstmahls bekam er von seinem Vater ein außeror-

dentliches Geschenk. Das war nämlich ein kleiner Schrank von Pappe mit vier Schublädchen.

Vor dem untersten standen die Worte: Für die gegenwärtigen Bedürfnisse; vor dem zweiten: Für die zukünftigen Bedürfnisse; vor dem dritten: Für die Armen, und vor dem vierten: Für Vergnügungen.

Dies Schränkchen, sagte der alte Willich, mußt du ja in Acht nehmen, und es als ein großes Kleinod aufbewahren, bis du groß wirst; denn es kann dich einmahl zu einem glücklichen und reichen Manne machen. Dies Schränkchen soll dir zum Sinnbilde dienen, daß du immer erst auf Das denken mußt, was du gegenwärtig nothwendig brauchst; dann auf Dasjenige, was du in der Zukunft nöthig haben wirst, und wenn du Beides hast, so suche das dritte Schublädchen in deinem Schränkchen vor, und erinnere dich der Armen; hast du nun diese bedacht, so kannst du auch wol das vierte Schublädchen ansehen und dir einmahl ein unschuldiges Vergnügen machen.

Diese Lehren prägten sich tief in das Herz des jungen Willich ein.

Oft, wenn er etwas Geld bekam, so wollte er es auf die Art, wie ihm sein Vater gesagt hatte, in die Schublädchen vertheilen; weil er aber sowol alle seine gegenwärtigen, als zukünftigen Bedürfnisse für jetzt von seinen Ältern erhielt, so mußte das erste und zweite Schublädchen noch leer bleiben, in das dritte und vierte aber pflegte er gemeiniglich sein Taschengeld zu vertheilen, so daß er nur die Hälfte zu seinem Vergnügen, und die andere für die Armen bestimmte.

So brachte er seine Kinderjahre zu. Er entschloß

sich alsdann, die Kaufmannschaft zu lernen, und in seinem funfzehnten Jahre trat er bei einem angesehenen Kaufmanne, der zugleich ein rechtschaffener Mann und ein Freund seines Vaters war, in die Lehre.

Hier bemühte er sich nun, alle die Lebensregeln anzuwenden, die sein Vater ihm so oft gegeben hatte. Er hielt beständig auf Ordnung und Reinlichkeit, wodurch er sich sehr beliebt machte.

Auch befliß er sich immer einer gewissenhaften Treue gegen seinen Herrn, und einer wahren und aufrichtigen Frömmigkeit gegen Gott.

Während der Zeit aber starben seine beiden Ältern, welche kurz vorher durch die Schuld eines Andern um ihr ganzes ansehnliches Vermögen gekommen waren, so daß sich der junge Willich nur bloß auf seinen eigenen Fleiß verlassen mußte, weil er nichts mehr zu hoffen hatte.

Er trug aber dieses anscheinende Unglück mit vieler Standhaftigkeit, und bei dem Schmerze über den Verlust seiner Ältern vergaß er den Verlust eines großen Vermögens, ob er es gleich damahls noch nicht wußte, daß dieser Verlust größtentheils die Quelle seines künftigen Glücks sein werde, weil dadurch eben seine ganze Thätigkeit desto stärker angefeuert werde.

An seine Ältern aber erinnerte er sich beständig mit inniger Wehmuth, und noch in seinem hohen Alter hat er oft bei ihrem Andenken Thränen der Dankbarkeit vergossen.

Als seine Lehrjahre vorbei waren, bekam er nun selber seine kleine Einnahme, und sogleich erinnerte er sich wieder an das Schränkchen, das ihm sein Vater gegeben hatte.

Zuerst legte er in das unterste Schublädchen das Geld zu demjenigen, was er gerade an Kleidern und Wäsche

am nothwendigsten gebrauchte, um anständig gekleidet zu sein.

Hiebei will ich euch sagen, Kinder, was anständig gekleidet sein heißt. Ihr wißt, es giebt verschiedene Stände in der Welt, und ein Jeder muß seinem Stande gemäß leben. Daher muß sich der Kaufmann nicht wie der Bauer kleiden, sonst kann er unter seines Gleichen nicht mit Anstande erscheinen, und es kommt so heraus, als ob er ein Sonderling sein wolle.

Freilich wäre es besser, wenn dieser Unterschied nicht so groß wäre, und wenn ein Jeder sich nur Das anschaffen dürfte, was er eigentlich nothwendig braucht. Aber da es nun einmahl so ist, so werden wir es wol nicht abändern, und müssen uns also in die Welt schicken.

Das that der junge Willich ebenfalls. Darum dachte er zuerst darauf, was er jetzt in seinem Stande nothwendig gebrauche.

Hätte er es nun wie Viele seiner Bekannten machen wollen, so wäre die andere Hälfte seiner Einnahme zum Vergnügen angewandt worden, und sowol das Schublädchen für die Armen, als das für die Zukunft, hätten leer ausgehen müssen.

Ein edler Gedanke aber, der bei ihm immer lebhafter wurde, ließ dies nicht zu.

Er erinnerte sich aus seinen Knabenjahren noch immer des Auftritts mit dem armen Jungen, der seiner Thür gegenüber auf dem Steine saß, und Brotkrumen aus der Tasche suchte, und dem er nachher noch sein Stück Kuchen gab.

Dabei fiel ihm immer die große Ungleichheit unter den Menschen ein, wie der Eine oft Alles im Überfluß, und der Andere nicht einmahl so viel hat, daß er seinen Hunger stillen kann.

Wenn er dieser Betrachtung nachhing, so konnte er oft bis zu Thränen gerührt werden, und wenn er zuweilen theure und wohlschmeckende Speisen genoß, so konnte er sich des Gedankens nicht erwehren: wer weiß, wie Viele jetzt in der Stadt sind, die gern mit der geringsten Kost fürlieb nehmen würden, wenn sie dieselbe nur haben könnten!

Dann stieg oft der Wunsch in seiner Seele auf: könntest du doch nur Etwas beitragen, diese traurige Ungleichheit unter den Menschen zu mildern, daß, wenn der Eine gleich Reichthum und Überfluß hätte, der Andere doch wenigstens nicht Mangel litte! —

Das machte ihm aber auch, bei seinem guten Herzen, oft vielen Kummer, wenn er sah, wie der Reiche das Wenige noch an sich raffte, was der Arme besaß, und damit noch nicht zufrieden war, sondern ihn überdas zur Sklavenarbeit zwang.

Dann gab er oft dem ersten Armen, den er sah, mehr, als er nach seinen Umständen geben konnte, und dann war es ihm doch immer, als ob er einen Tropfen Wasser in einen leck gewordenen Eimer gieße.

Er fühlte die allgemeine Noth, insbesondere in seiner Vaterstadt, wo ein großer Theil der ärmsten Einwohner ihre Kinder nicht erziehen konnte, so daß dieselben nothwendig verwildern mußten, und jeder Keim zum Guten erstickt wurde.

Willich dachte sich dabei alle die traurigen Folgen auf die Zukunft, und je älter er wurde, desto mehr nahm auch diese Empfindung bei ihm zu.

Dabei bildete sich nach und nach der Gedanke in seiner Seele: ich will streben, will arbeiten, um Etwas zu erwerben! — Vielleicht segnet mich Gott, daß ich Andere wieder glücklich machen kann. —

Und nun gab er für jetzt den Armen weniger, weil er doch einsah, daß er dadurch die Wunde nicht heile, sondern den Schmerz nur auf eine kurze Zeit lindere, der nachher desto stärker wieder ausbrechen werde.

Er richtete also seine gegenwärtigen Ausgaben so gering als möglich ein; was er jetzt den Armen gab, entzog er sich selbst an seinen Bedürfnissen; auf die erlaubtesten Vergnügungen, sobald sie mit Kosten verknüpft waren, that er vor der Hand Verzicht, und dachte jetzt bloß auf das Schublädchen für die Zukunft.

Nun hielt ihn Jedermann, außer wenigen Freunden, für geizig; er freute sich aber, daß er sich selber von einer bessern Seite kannte, als wovon ihn Andere beurtheilten, und so ging er immer seinen Gang fort, ohne sich durch die Urtheile der Menschen irre machen zu lassen.

Weil er in den letzten Jahren, als Buchhalter, eine ansehnliche Einnahme hatte, so ersparte er sich bald so viel, daß er selbst einen kleinen Handel anfangen konnte.

Nun diente ihm das kleine Schränkchen von seinem Vater wieder zur Richtschnur, wonach er sein erworbenes Kapital eintheilte.

Durch eine Heirath bekam er noch etwas Vermögen dazu, und nun legte er den größten Theil seines Geldes in die Schublade für die Zukunft, um noch mehr damit zu erwerben, weil er schon damahls in Gedanken mit dem großen Entwurfe umging, den er nachher wirklich ausführte.

Zu den täglichen Bedürfnissen an Essen, Trinken und Kleidern bestimmte er nicht mehr, als nothwendig erfordert wurde, und schränkte sich dabei so viel als möglich ein.

Die Armen bekamen weit mehr, als er für sein Vergnügen bestimmt hatte.

Überhaupt war die Schublade zum Vergnügen immer die kleinste, und wenn zuweilen die für die Armenkasse leer war, so wurde der Mangel aus jener wieder ersetzt.

Denn die kostbaren Vergnügungen vermied er gänzlich; ja, er konnte nicht einmahl gut bei Andern Theil daran nehmen, weil er immer dachte, daß dadurch einem großen Theile von Menschen Unrecht geschehe, die vielleicht während der Zeit im größten Elende schmachten müßten.

Weit lieber aber vergönnte er sich solche Vergnügungen, die die armen Leute auch genießen können, weil sie nichts kosten; und dabei war sein Herz immer ruhiger, weil es ihn dünkte, als ob er in dem Augenblicke für seinen Theil etwas zu der größern Gleichheit der Menschen beitrage, die er so innig wünschte.

Indessen verbesserten sich seine Umstände sehr merklich, weil das Geld, was er für die Zukunft bestimmt hatte, niemahls müßig liegen blieb, sondern sich beständig vermehrte, indem er Waaren dafür einkaufte, die er nachher mit rechtmäßigem Vortheile wieder verkaufte.

Niemahls aber ließ er sich verleiten, irgend einen unbilligen Vortheil zu nehmen, ob er gleich seinen Gewinnst zu einem sehr guten Endzwecke bestimmt hatte. Denn, sagte er, auf die Art nähme ich ja mit der einen Hand, was ich mit der andern geben wollte!

So wie nun sein Vermögen wuchs, bekam auch seine Armenkasse immer eine Zulage. Die Schublade zum Vergnügen blieb aber noch immer, wie sie war, und die zu täglichen Bedürfnissen blieb auch so.

Weil er jedoch seine Wohlthaten im Stillen erzeigte, und nicht damit prahlte, so wurde er wieder von vielen Menschen für geizig gehalten. — Sein Herz schwoll aber

Der Freude, Freund!
Drum nimm die Freude
Da, wo sie liegt,
Und sei vergnügt;
Nur unterscheide
Sehr wohl, ob's auch
Die Tugend leide.

Nie sei der Bauch
Nur deine Freude:
Muß just dein Wein,
Wenn andre hungern,
Weit her aus Ungern
Gereiset sein?
O, Liebster! nein.
Mehr als ein Magen,
Voll Allerlei,
Kann es behagen,
Ist das Gewissen
Von Schlangenbissen
Der Laster frei.
Was hilft's, sich mästen,
Bei Gallafesten;
Ach! aber, ach!
Der Geist bleibt schwach.
Dann schütteln Weise
Mit Spott den Kopf,
Und flüstern leise:
Der arme Tropf!
Wärst du beglückt,
Wenn mit dem Fette
Des Staats sich hätte
Dein Bauch gespickt,

Und wärst an Thaten,
Die Geist verrathen,
Ein armer Wicht?
Ich glaube nicht.

Drum laß dir rathen,
Und, sei's auch schwer,
Pflanz' schöne Thaten
Rund um dich her.
Sei kein Bedrücker!
Sei Menschenfreund!
Und ein Beglücker,
Wo Elend weint!
Der Tugend Lohn
Ist Seelenruh:
Religion
Führt dich ihm zu.
Wen die nicht leitet
Durch diese Welt
Den Weg, der gleitet
Gewiß und fällt;
Wer sie verläßt
Am Pilgerstabe,
Ach! den verläßt
Sie auch im Grabe.

Brauch deine Kräfte,
Von Selbstheit frei,
Einst im Geschäfte
Des Staates treu.
Doch dich zu heben —
Zu sehr sei nie
Das dein Bestreben;

Die Thorheit flieh!
Durch andre Schwingen,
Als nur durch sich,
Hinauf zu bringen,
Ist lächerlich.

Dem, der im Stillen
Den engen Kreis
Mit Thaten weiß
Ganz auszufüllen,
Winkt auch ein Preis;
Und wahre Freude
Umhüpft den Mann
Im Rosenkleide,
Der ihn gewann,
Macht sein Gewissen
An Wonne reich,
Ein hartes Kissen
Des Lagers weich.

Hebt dich zur Höhe
Verdienst hinan,
O! Freund! so stehe
Als Biedermann
Auf deiner Höhe;
Allein bedenke
Sehr ernst, wie schwer
Es Jedem ist,
Sich um die Bänke
Auf hohem Meer
Zu drehn mit List.
Besonders lenke
Mit Klugheit um

Des Schmeichlers Ränke,
Voll Trug, herum;
So steuerst du
Bei falschem Schimmer
Vorbei, und immer
Auf Wahrheit zu.
Dies Heiligthum
Entweihe nie!
O liebe sie,
Vor Gold und Ruhm
Mit ihrem Lohne,
Verläugne sie
Selbst vor dem Throne
Des Fürsten nie.
An dieser Klippe,
Und noch dazu
Wol hoch vergöttert,
Ist Biedermuth
Und Seelenruh,
Dies große Gut,
Schon oft zerschmettert.
Du aber stehe
Auf jeder Höhe,
Gleich Felsen still,
Der Wind umwehe
Dich, wie er will,
Und Wohlfahrt sprieße
Durch deine Hand,
Und Freude fließe
Von dir aufs Land;
Nicht um den Neid
Auf dich zu ziehen;
Durch Eitelkeit

Wird dein Bemühen
Sogleich entweiht.

Auch hab' ich nie
Es dir verschwiegen,
Daß ohne Müh'
Noch nicht erstiegen
Ein Hügel ist,
So klein auch ihn
Das Auge mißt.
Sie läßt auch kühn
Sich nicht erfliegen,
Die Anhöh' — nein!
Sie will erstiegen
Mit Mühe sein.
Drum, Liebster, fliehe
Du nie den Fleiß.
Zwar jenen Preis,
Der deine Mühe
So schön zuletzt,
Am Ziel, umkränzt,
Benetzet Schweiß:
Doch dieser Preis,
Je mehr benetzt,
Je mehr er glänzt.

Wo Weisheit blüht,
Die Flur benetze
Dein Schweiß allein!
Da sammle Schätze
Der Weisheit ein!
Und dann — dann gehe
Auf die, dein Los
Gewordne, Höhe,

Klein oder groß,
Mit Freuden los!

O, wenn ich dann
Auf deiner Höhe,
Als Biedermann,
Von fern dich sehe
Im Kranz der Ehre
So würdig stehn:
Dann soll die Zähre
Der Freud', o Freund,
Dir — dir geweint,
Mein Gott nur sehn!

Baharam.

Ein Königssohn aus Persien
War Baharam. Um seinen Erben
Nicht durch die Schmeichler zu verderben,
Ließ König Hormuz in Arabien
Durch einen Weisen ihn erziehen.
Der gab ihm Adel, nicht sein Blut,
Und lehrte seinen kühnen Muth
Vor nichts, als vor dem Laster, fliehen.

Schon war auf dieser wilden Flur
Der Prinz zum Purpur reif geworden,
Als er des Vaters Tod erfuhr.
Er macht sich auf, verläßt die Horden,
Und eilt auf den ererbten Thron.

Doch fern von seinem Vaterlande
Erwarteten Gefahr und Bande

Zwei Jahre lang den Königssohn.
Man glaubt ihn todt. Die Nation
Wählt einen andern Autokraten; [1])
Prinz Kesra war's.

Der herrschte schon
Ein Jahr in Hormuz weiten Staaten,
Als der befreite Baharam
Einst unverhofft nach Kasbin [2]) kam,
Und vor dem Schach [3]) und den Magnaten [4])
Der Ahnen Reich in Anspruch nahm.

Kein Krieg soll unser Recht entweihen,
Sprach er, der Thron sei Dem bestimmt,
Der zwischen zwei ergrimmten Leuen [5])
Das Diadem [6]) vom Kampfplatz nimmt.

Es ist, versetzt mit schlauem Witze
Der König, schon mein Eigenthum.
Du strebst nach Dem, was ich besitze.
Wohlan, so kämpfe du darum!

Das will ich! rief mit edler Hitze
Der Prinz, und wählt zum ernsten Fest
Den Tag, den Ort, die Ungeheuer,
Die man von Stund' an hungern läßt.

Der Tag erscheint. Das Abenteuer
Zog eine Welt zum Kampfplatz hin,

---

1) Selbstherrscher.

2) Ehemahls die Residenz der Könige von Persien, die jetzt zu Ispahan residiren.

3) Könige.

4) Großen des Reichs.

5) Löwen.

6) Die königliche Kopfbinde.

Auf dem in königlicher Feier
Auch Kesra sammt dem Hof erschien;
Versteht sich, außer den Staketen,
Auf einem marmornen Altan.

Beim ersten Schalle der Trompeten
Zeigt sich ein Herold auf dem Plan,
Und legt auf einem Purpurkissen
Die Krone zu des Prinzen Füßen,
Der in bescheidenem Gewand,
Mit einem Dolch an seiner Hüfte,
Still, wie ein Gott, im Kreise stand.

Jetzt tönt die Losung durch die Lüfte,
Und plötzlich stürzt das Leuenpaar
Mit dampfend aufgesperrtem Rachen,
Und mit dem Blick der Höllendrachen,
Von beiden Seiten auf ihn dar.
Das Volk bebt laut.
Mit kühner Seele
Jagt er dem ersten seinen Stahl
Ins Herz, und schnell, wie Schlag auf Strahl,
Umklammert er des andern Kehle,
Bis ihn sein ehrner Arm erstickt.
Dann setzet er die Königskrone
Sich auf das Haupt.
Heil, Heil dem Sohne
Des Hormuz! rief das Volk entzückt.
Und Kesra? Starr von Scham und Staunen
Lag er auf den Altan gebückt,
Bis ihn der Jubel der Posaunen
Und seines Volks Triumphgeschrei
Aus seinem schweren Traume weckte.

Er eilt mit festem Schritt herbei:
Sei König! rief er laut, und streckte
Die Arme nach dem Sieger aus;
Ich steige fröhlich von dem Throne,
Der dir gebührt! dein Heldenstrauß [1])
Erwarb dir mehr, als meine Krone —
Mein Herz.
So sprach der edle Feind;
Und ward, wie die Annalen [2]) melden,
Nicht nur der treuste Knecht des Helden!
Er ward und blieb sein treuster Freund.

Das Chamäleon [3]).

Zwei Wanderer vom Kennerhaufen
Begegneten sich vor Athen,
Nachdem sie manches Land durchlaufen
Und Alles in der Welt gesehn,
Vielleicht auch nichts gesehen hatten.

Sie warfen, matt vom langen Gehn,
Sich längs in einer Ulme Schatten,
Und schwatzten viel von Washington [4]),

---

[1]) Heldenkampf.

[2]) Jahrbücher.

[3]) Eine Art von Eidechsen, welche, von der Sonne beschienen, oder auch, nach neuern Bemerkungen, wenn sie zum Zorn gereizt werden, die Farbe zu verändern pflegen.

[4]) Wer kennt den Namen des Helden nicht, der den Amerikanern die Freiheit erfochten hat?

Von Hyder Ali [5]), den Maratten [6]),
Vom Basilisk [7]) und Skorpion,
Von Hottentotten [8]), Irokesen [9])
Und endlich vom Chamäleon.

Es ist ein sonderbares Wesen,
Rief Einer aus, halb Fisch, halb Molch [10]);
Sein Schwanz ist spitzig wie ein Dolch;
Im Gang ist gegen ihn die Schnecke
Ein Windspiel; seine Haut ist grün. —

Halt, Freund, die Haut ist karmosin!
Ich sah es lang' in einer Hecke,
Worin die Abendsonne schien.
Es schnappte Luft, denn andre Speise
Genießt es niemahls [11]).

Es ist grün,
Ich schwör' es, grün; auf meiner Reise
Nach Suez [12]) fand ich es im Gras.

---

5) Der berühmte Feind der Engländer in Ostindien, welcher nun gestorben ist.

6) Ein Volk in Ostindien.

7) Eine fabelhafte Art von Schlangen, von der die Alten Vieles, besonders auch dieses erdichtet haben, daß sie durch bloße Blicke vergiften könne.

8) Ein rohes Volk in Afrika.

9) Ein rohes Volk in Nordamerika.

10) Eine Art Eidechsen, welche schwarz und gelb gefärbt sind, und in Sümpfen wohnen.

11) Das glaubte man nämlich von diesem Thiere, bevor man bessere Beobachtungen darüber angestellt hatte. Jetzt weiß man, daß es von kleinem Geziefer lebt, aber auch wol zwei Monate ohne Nahrungsmittel aushalten kann.

12) Eine Stadt in Egipten, wovon die Erdenge zwischen Asien und Afrika den Namen führt.

Es ist doch karmosin!

Zum Teufel,

Ihr lügt! —

Ein Schurke sagt mir das!

Die Zänker hätten ohne Zweifel
Sich lahm und blutig demonstrirt,
Hätt' ihr Geschrei nicht einen dritten,
Betagten Mann herbeigeführt.

Ihr Herr'n, worüber wird gestritten? —
Freund, über das Chamäleon;
Könnt ihr uns seine Farbe sagen?

Ei, warum das nicht, lieber Sohn? —
Wir hätten bald uns drum geschlagen;
Mein Nachbar meint, es wäre grün,
Und ich behaupte, karmosin. —

Ha! lasset besser euch belehren,
Das Thier ist weder roth noch grün;
Schwarz ist es, schwarz, das kann ich schwören.
Ich habe gestern eins gekauft,
Und es beim Licht genau besehen.

Die beiden Streiter wollten gehen, —
Wenn ihr's nicht sehen wollt, so lauft;
Ich hab' es hier zum größten Glücke
In meinem Schnupftuch, sprach der Greis. —
Weis't her! — Er zog es aus der Ficke.
Und siehe da — das Thier war weiß!

So oft ihr, meine jungen Freunde, über Glaubenssachen streiten hört, so erinnert euch an diese Fabel.

So wie das Chamäleon unter gewissen Umständen die Farbe verändert, so erhält auch die Gotteslehre jedes Mahl ein anderes Ansehen in den Augen der Menschen, je nachdem Derjenige, welcher sie betrachtet, entweder in Konstantinopel, oder in Moskau, oder in Hamburg, oder in Berlin, oder in München geboren und erzogen worden ist. Jeder sieht sie aus einem andern Gesichtspunkte und in einem andern Lichte, als sein Nebenmann. Was Wunder, daß Jeder etwas Andres zu bemerken glaubt! Thöricht handeln Diejenigen, die ihre eigene Art zu sehen für die einzige wahre halten, sich deßwegen allein selig preisen, und alle andere Menschen, die über Glaubenssachen nicht gerade eben so wie sie denken, zu verdammen wagen.

Es fällt mir hiebei ein Mährchen ein, welches ich euch mit den Worten eines Dichters *) erzählen will:

Einsmahls kam ein Todter aus Mainz an die Pforte des Himmels,
Poltert' und rief: macht auf! Da schaute der heilige Petrus
Aus der geöffneten Thür hervor, und fragte: wer bist du?
»Ich bin ein katholischer Krist, des allein heilbringenden Glaubens!«
Setze dich dort auf die Bank, rief Petrus, wieder verschließend.
Hierauf kam ein Todter aus Genf an die Pforte des Himmels,
Poltert' und rief: macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.

*) Voß.

»Ich? ein kalvinischer Krist, des allein heilbringenden Glaubens!«
Dort auf die Bank! rief Petrus. Da kam auch ein Todter aus Hamburg,
Poltert' und rief: macht auf! Wer bist du? fragte der Jünger.
»Ich? ein lutherischer Krist, des allein heilbringenden Glaubens!«
Dort auf die Bank! rief Petrus. Nun saßen sie, schauten bewundernd
Sonnen und Mond' und Stern' in harmonischem Tanz, und vernahmen
Harfentön' und Gesäng', und athmeten Düfte des Himmels.
Und ihr Herz ward entzückt zum hellen Gesange: Wir glauben
All' an einen Gott! Da mit einmahl sprangen die Flügel
Rauschend auf, daß umher des Himmels Glanz durch den Aether
Leuchtete; Petrus erschien, und sprach mit freundlichem Lächeln:
Habt ihr euch nun besonnen, ihr thörichten Kinder? So kommt denn!

Salomo.

Eine Fabel.

An einem großen Jubelfest,
Da Salomo des Armen Thränen
Zu trocknen, das Verdienst zu krönen,
Gehör gab, und vom Nord und West

Sich alles Volk dem König nahte,
Trat auch der frömmste Mann im Staate,
Ein edler Greis, vor seinen Thron,
Und sprach:

Darf ich mich unterstehen,
Um eine Gnade dich zu flehen,
So bitt' ich dich für einen Sohn
Von deinem Bruder Absalon,
Der krank, verlassen und verachtet
In einem tiefen Kerker schmachtet.
Du weißt, ich bin sein Freund.

Dein Flehn
Las ich in deiner schönen Seele!
Kaum sah ich dich im Vorsaal stehn,
So gab ich ahnend die Befehle
Ihn zu befrein, sprach David's Sohn.
Und sprach es noch, so stürzte schon,
Des Gottgesalbten Hand zu küssen,
Der Jüngling sich zu seinen Füßen.
Ihr Klügler, die ihr das Gebet
Als ungereimt und eitel schmäht,
Weil Menschen Gottes Schluß nicht wenden;
Wie, wenn der Geber Jehovah
Von Ewigkeit die Menschen sah,
Mit freien, ausgestreckten Händen
Zu seiner Güte Thron sich nahn;
Wie, wenn er dann schon seinen Plan
Danach entwarf, und Das gewährte,
Was seiner Weisheit Zweck nicht störte:
So bleibt sein Schluß ja ewig stehn,
Und wäre doch nicht der gewesen,
Hätt er des Tugendhaften Flehn
Nicht in der Zukunft Buch gelesen.

Lied eines alten Juden.

Wer bist du denn, der Meer und Land
Zwingherrisch sein nennt, dessen Hand
Mich in die Sklavenkette schließt?
Wer bist du denn, du stolzer Krist?

Gehör' ich nicht so gut, wie du,
Dem großen weisen Gärtner zu,
Der liebreich Blumen aller Art
Gepflanzet hat und aufbewahrt?

Ein Wink von ihm, und Blumen blühn!
Ein Wink, und Blumen welken hin,
Ihr Duft verweht, die Stätt' ist leer,
Und Niemand denket ihrer mehr!

Doch nur verpflanzet, blühen wir
Zwar nicht, wie sonst, des Gartens Zier,
Doch blühn wir, weit umher gemischt,
Von seines Mundes Hauch erfrischt.

Und der du, gleich uns, Erde bist,
Du wünschest uns, du stolzer Krist,
Von unser Beider Vaterland
Mit Stumpf und Stiele weggebannt?

Nicht meinethalben klag' ich Greis!
Mein Bart und Haar sind silberweiß;
Bald bin ich meiner Bande los,
Und ruh' in Vater Abrams Schooß!

Nur unsre Jugend jammert mich!
O niemahls, niemahls drängt sie sich
Bis zu der Weisheit Altar vor;
Ihr schließt ihr ja des Tempels Thor.

Für euch nur ist, was Künstlers Hand,
Und was des Denkers Geist erfand;
Uns wehrt ihr Ackerbau und Zunft,
Und selbst die Schule der Vernunft!

Wohl tadelt ihr den Julian*),
Doch hat er mehr, als ihr, gethan?
Ihr raubt uns, was das Herz entflammt,
Und habt zum Rechnen uns verdammt!

Und wenn, wie ihr, vom Geiz geführt,
Ein Jude je zum Schurken wird;
Wenn er, von Dummheit groß gesäugt,
Je eine niedre Seele zeigt;

Da rufet Mann und Weib und Kind:
Weg mit dem Jüdischen Gesind!
Und fluchet laut und spuckt uns an,
Und höhnt mich armen, alten Mann!

Ist das die Lehre, die ihr lehrt,
Wozu ihr uns so gern bekehrt?
Ihr prahlt mit eures Herrn Gebot,
Der Liebe lehrte bis zum Tod!

---

*) Der Kaiser Julian ließ, um das Kristenthum zu vertilgen, den Kristenkindern die Schulen verschließen.

Der Frühling.

Mit Veränderungen, Abkürzungen und erklärenden Anmerkungen.

Empfangt mich, kühlende Schatten! ihr hohen belaubten Gewölbe,
Der ernsten Betrachtung geweiht *), empfangt mich, und haucht mir ein Lied ein
Zum Ruhm der verjüngten Natur! — Und ihr, o lachende Wiesen,
Voll labirinthischer Bäche **)! bethaute, blumige Thäler!
Mit eurem Wohlgeruch will ich Zufriedenheit athmen. Euch will ich
Besteigen, ihr duftigen Hügel! und will ich goldene Saiten
Die Freude singen, die rund um mich her aus der glücklichen Flur lacht.
Aurora soll meinen Gesang, es soll ihn Hesperus hören ***).
Auf rosenfarbnem Gewölk, mit jungen Blumen umgürtet,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Da ward sein belebender Odem
Durch alle Naturen gefühlt; da rollte der Schnee von den Bergen;
Dem Ufer entschwollen die Ströme, die Wolken zergingen in Regen,

*) Ihr dicht verwachsenen Bäume, unter welchen es sich so schön nachdenken läßt.

**) Voll krummer, durch einander laufender Bäche.

***) Ich will vom Morgen bis zum Abend singen. Hesperus ist der Abendstern.

Die Wiese schlug Wellen *), der Landmann erschrak. —
Er hauchte noch einmahl:
Da flohen die Nebel, und gaben der Erde den lachenden
Aether **).
Der Boden trank wieder die Fluth ***), die Ströme wälz-
ten sich wieder
In ihren beschilften Gestaden. Zwar streute der weichende
Winter,
Bei nächtlicher Wiederkehr, oft noch von seinen geschüttel-
ten Schwingen
Reif, Schneegestöber und Frost, und rief den unbändigen
Stürmen;
Die Stürme kamen mit donnernder Stimm' aus den Höh-
len des Nordpols,
Verheerten heulende Wälder, durchwühlten die Meere von
Grund auf.
Er aber hauchte noch einmahl den allbelebenden Odem:
Die Luft ward sanfter, ein Teppich, mit wilder Kühnheit
aus Stauden
Und Blumen und Saaten gewebt, bekleidete Thäler und
Hügel;
Nun fielen Schatten vom Buchbaum herab †), harmonische
Lieder
Erfüllten den dämmernden Hain. Die Sonne beschaute
die Bäche,

---

*) Die Wiese war überschwemmt, so daß jetzt Wellen darauf schlagen konnten.

**) Und man konnte auf der Erde den blauen Himmel wieder sehen.

***) Die aufgethauete Erde sog das Wasser wieder ein.

†) Die Buchen bekamen Laub, so daß sie wieder Schatten geben konnten.

Die Bäche führeten Funken*), Gerüche flossen im Luftraum,
Und jeden schlafenden Nachhall erweckte die Flöte der Hirten.
Ihr, deren leidende Seele, wie wolkige Nächte des Winters,
Kein Strahl der Freude besucht, verseufzet in Kummer und Schwermuth
Die flüchtigen Tage nicht mehr! Es mag die sklavische Ruhmsucht,
Die glühende Rachgier, der Geiz und die bleiche Mißgunst sich härmen:
Ihr seid zur Freude geschaffen; der Schmerz schimpft Tugend und Unschuld.
Trinkt Freude! für euch ist die Freude. Sie wallt und tönet in Lüften,
Und grünt und rieselt im Thal. — Und ihr, Freundinnen des Lenzen,
Ihr blühenden Schönen! o flieht den athemraubenden Aushauch
Von goldenen Kerkern der Städte! Kommt! Echo lacht euch entgegnet,
Und Zefir erwartet sein Spiel mit euren geringelten Locken,
Indem ihr durch Thäler und Haine tanzt, oder, gelagert am Bache,
Violen pflücket zum Strauß vorn an den unsträflichen Busen.
Hier, wo der gelehnte Fels mit immer grünenden Tannen

*) Indem die Sonne auf die Bäche strahlte, schiens als wenn sie Funken sprüheten.

Bewachsen, den bläulichen Strom zur Hälfte mit Schatten bedecket,
Hier will ich ins Grüne mich setzen. — O, welch ein Gelächter der Freude
Belebt rund um mich das Land, *) friedfertige Dörfer und Herden,
Und Hügel, und Wälder! Wo soll mein irrendes Auge sich ausruhn?
Hier unter der grünenden Saat, die sich in schmälernden Beeten,
Mit bunten Blumen durchwirkt, in weiter Ferne verlieret?
Dort unter den Teichen, bekränzt mit Rosenhecken und Schlehdorn? —
Auf einmahl reißet mein Auge der allgewaltige Belt **) fort,
Ein blauer Abgrund voll tanzender Wellen! Die strahlende Sonne
Wirft einen Himmel voll Sterne darauf; die Riesen des Wassers ***)
Durchtaumeln, aufs neue belebt, die unabsehbare Fläche. —
Sieh, ländliche Muse, den Anger voll finsterer Rosse! Sie werfen
Den Nacken empor, und stampfen mit freudig wiehernder Stimme.
Der Fichtenwald wiehert zurück. Gefleckte Kühe durchwaten,

*) Alles um mich her, belebte und leblose Geschöpfe, scheinen vor übermäßiger Freude laut zu lachen.

**) Das Meer.

***) Die großen Fische.

Geführt vom ernsten Stier, des Meierhofs buschige Sümpfe.
Ein Gang von Espen und Weiden führt zu ihm, und hinter ihm hebt sich
Ein Regengebirg' empor mit Thirsusstäben *) bepflanzet;
Ein Theil ist mit Schimmer umwebt, in Flor **) der andre gehüllet.
Jetzt flieht die Wolke: der Schimmer eilt staffelweis über den andern.
Die Lerche besteiget die Luft. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergetzt den ackernden Landmann; er horcht gen Himmel; dann lehnt er
Sich über den wühlenden Pflug, wirft braune Wellen aufs Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. Der Sämann schreitet gemessen,
Gießt goldnen Regen ihm nach. — O, streute der fleißige Landwirth
Für sich den Samen doch aus! wenn ihn sein Weinstock doch tränkte!
Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten!
Allein der gefräßige Krieg, vom zähneblekenden Hunger,
Von rasenden Horden begleitet, verheeret oft Arbeit und Hoffnung.
Gleich Hagel vom Sturme geschleudert zerschlägt er die nährenden Halme,

*) Diejenigen, welche das Bacchusfest feierten, trugen Stäbe mit Efeulaub umwunden. Ein solcher Stab hieß Thirsus. Hier werden die Weinstöcke so genannt.

**) In Schatten.

Reißt Stab und Rebe zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Zur Luft. — Wo bin ich? Es blitzen die fernen Gebirge von Waffen.
Es wälzen sich Wolken von Feuer aus offenen, ehernen Rachen,
Und donnern und werfen mit Keulen umher; zerrissene Menschen
Bedecken den blutigen Sand. Des Himmels allsehendes Auge
Verhüllt sich, die Grausamkeit scheuend, in blaue Finsterniß.*) — Siehe
Den blühenden Jüngling! Er lehnt sein Haupt an seinen Gefährten,
Und hält das strömende Blut und seine fliehende Seele
Noch auf, und hoffet, die Braut noch wieder zu sehen, und zitternd
Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue zu ernten.
Ein Schwert zerspaltet ihn jetzt. — Sie wird in Thränen zerrinnen;
In ihr wird ein Lehrer der Nachwelt, ein heiliger Weiser erblassen **).
Ihr, welchen unsklavische Völker das Heft***) und die Schätze der Erde
Vertrauten, ach! tödtet ihr sie mit ihren eigenen Waffen?
Ihr Väter der Menschen, begehrt ihr noch mehr glückselige Kinder?

*) In Pulverdampf.

**) Sie wird nun nicht heirathen und keinen Sohn gebähren, der vielleicht ein Weiser, ein Lehrer der Nachwelt geworden wäre.

***) Die Herrschaft.

So kauft sie doch ohne das Blut der Erstgeborenen! — Hört mich,
Ihr Fürsten, daß Gott euch höre! Gebt seine Sichel dem Schnitter,
Dem Pflüger die Rosse zurück. Spannt eure Segel dem Ost auf*)
Und erntet den Reichthum der Inseln im Meer; pflanzt menschliche Gärten**);
Setzt kluge Wächter hinein; belohnt mit Ansehn und Ehre
Die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet.
Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den Schwellen der Großen,
Ein Weiser sich selber dort lebt, und schenkt ihn dem Volke zum Richter!
Er schlag' im Palast den Frevel, und helfe der weinenden Unschuld.

Komm, Muse! laß uns im Thale die Wohnung und häusliche Wirthschaft
Des Landmanns betrachten. Ein ehrwürdiger Baum, worunter sein Ahnherr
Drei Alter durchlebte, beschattet ein Haus, von Reben umkrochen,
Durch Dornen und Hecken beschützt. Im Hofe dehnt sich ein Teich aus,
Worin, mit Wolken umwälzt, ein zweiter Himmel mich aufnimmt***),
Wann jener sich über mir ausspannt; ein unermeßlicher Abgrund!

---

*) Treibt Schifffahrt nach Westindien.

**) Legt Pflanzörter an.

***) Worin ich des Himmels Wiederschein sehe.

Die Henne jammert am Ufer mit struppigen Federn, und
locket
Die jüngst gebrüteten Entchen; sie fliehn der Pflegerinn
Stimme,
Durchplätschern die Flut, und schnattern im Schilf.
Langhalsige Gänse
Verjagen von ihrer Zucht mit hochgeschwungenen Flügeln
Den zottigen Hund. Nun beginnen ihr Spiel die gelb-
haarigen Kinder,
Verstecken im Wasser den Kopf, und hangen mit rudern-
den Füßen
Im Gleichgewichte. — Dort läuft ein kleines geschäftiges
Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitschrei-
tenden Hühnern.
Nun steht es, und täuscht sie leichfertig mit eitelem Wurfe,
begießt sie
Nun plötzlich mit Körnern, und sieht sie vom Rücken sich
essen und zanken.
Dort lauscht in dunkeler Höhle das weiße Kaninchen, und
drehet
Die rothen Augen umher. Aus seinem Gezelte geht lachend
Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen Füßen den
Nacken,
Und rupft mit dem Schnabel die Brust, und untergräbet
den Flügel,
Und eilet zum Gatten aufs Dach.
Jetzt schwingen sie lachend die Flügel und säuseln über
den Garten.
Ich folge, wohin ihr mich führt, ihr zärtlichen Tauben!
ich folge.

Wie schimmert der blühende Garten! wie duften die Lauben! wie gaukelt
In Wolken von Blüten der fröhliche Zefir! Er führt sie gen Himmel,
Und regnet mit ihnen herab. Hier hat der verwegene Schiffer
Die wilden Gewächse der Mohren nicht hingepflanzt *); seltene Disteln
Durchblicken die Fenster hier nicht **). Das nutzende Schöne vergnüget
Den Landmann, und etwa ein Kranz. Dies lange Gewölbe von Nußstrauch
Zeigt oben voll laufender Wolken den Himmel und hinten Gefilde
Voll Seen und buschiger Thäler, umringt mit geschwollenen Bergen.
Mein Auge durchirrt den Auftritt noch einmahl, und muß ihn verlassen;
Der nähere zieht mich an sich. —
O Tulipane! wer hat dir
Mit allen Farben der Sonne den offenen Busen gefüllet?
Ich nennte dich Fürstinn der Blumen, wofern nicht die göttliche Rose
Die tausendblättrige schöne Gestalt, die Farbe der Liebe,
Den hohen bedorneten Thron, und den ewigen Wohlgeruch hätte.
Hier lacht sie bereits durch die Knospe mich an, die gepriesene Rose.

---

*) In diesem Garten sieht man keine ausländische Gewächse.

**) Es stehen hier keine stachelige Gewächse in Treibhäusern.

Hier streckt die Maienblume die Silberglöckchen durch Blätter;
Hier reicht mir die blaue Jacinthe den Kelch voll süßer Gerüche;
Hier strömt der hohen Viole balsamischer Ausfluß; hier streut sie
Die goldnen Strahlen umher. Die Nachtviole läßt immer
Die stolzeren Blumen den Duft verhauchen; sie schließet bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beschämen:
Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht, wie ehrsüchtige Helden,
Ein Kreis von Bewunderern spornt; die tugendhaft wegen der Tugend,
Im stillen Schatten verborgen, Gerüche der Gütigkeit ausstreun.

Seht hin, wie brüstet der Pfau sich dort am funkelnden Beete!
Die braunen Aurikelgeschlechter, bestreut mit glänzendem Staube,
Stehn, gleich den dichten Gestirnen; aus Eifersucht geht er daneben,
Und öffnet den grünlichen Kreis voll Regenbogen, und wendet
Den farbewechselnden Hals. Die Schmetterlinge, voll Wollust,
Und unentschlossen im Wählen, umflattern die Blumen, und eilen
Auf bunten Flügeln zurück, und suchen wieder die Blüte
Der Kirschenreiser, die jüngst der Herr des Gartens durchsägten

Schlehstämmen eingepfropft hatte, die jetzt sich über die Kinder,
Von ihnen gesäuget, verwundern. — Das Bild der Anmuth, die Hausfrau,
In jener Laube voll Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand *).
Die Freude lächelt aus ihr. Ein Kind, der Grazien Liebling,
Verhindert sie schmeichelnd, am Halse mit zarten Armen ihr hangend;
Ein anderes tändelt im Klee, sinnt nach, und stammelt Gedanken.

O, dreimahl seliges Volk, das keine Sorge beschweret,
Kein Neid versuchet, kein Stolz! Dein Leben fließet verborgen,
Wie klare Bäche durch Blumen, dahin. Laß Andre dem Pöbel,
Der Dächer und Bäume besteigt, in Siegeswagen zur Schau sein,
Gezogen von Elephanten; laß Andre sich lebend in Marmor
Bewundern, oder in Erz, von knienden Sklaven umgeben;
Nur der ist ein Liebling des Himmels, der, fern vom Getümmel der Thoren,
Am Bache schlummert, erwachet und wirkt. Ihm mahlet die Sonne
Den Ost mit Purpur, ihm hauchet die Wiese, die Nachtigall singt ihm;
Ihm folget die Reue nicht nach, nicht durch die wallenden Saaten,

*) Macht Stickereien.

Nicht unter die Herden im Thal, nicht an sein Trauben=
geländer!
Mit Arbeit würzt er die Kost; sein Blut ist leicht, wie
der Aether:
Sein Schlaf verfliegt mit der Dämmrung, ein Morgen=
lüftchen erweckt ihn.
Ach, wär' auch mir es vergönnt, in euch, ihr holden
Gefilde,
Gestreckt in wankende Schatten, am Ufer schwatzhafter
Bäche
Hinfort mir selber zu leben, mir selber und Andern! Soll gänzlich,
Wie eine Blume, mein Leben, erstickt von Unkraut, ver=
blühen? —
Allein, was quält mich die Zukunft? Weg, ihr vergeb=
lichen Sorgen!
Laßt mich der Freuden genießen, die jetzt der Himmel
mir gönnet;
Laßt mich das fröhliche Landvolk in dicke Haine verfolgen,
Und mit der Nachtigall singen, und mich beim seufzenden
Gießbach
An Zefirs Tönen ergetzen. Ihr dichten Lauben, von Händen
Der Mutter der Dinge geflochten, ihr dunkeln, einsamen
Gänge,
Die ihr das Denken erhellt, Irrgärten voller Entzücken,
O, seid mir gegrüßt! Was für ein Gemische von Freu=
den und Ruhe
Und sanften, schmelzenden Leiden durchdringet in euch die
Seele!
Durchs hohe Laubdach der Schatten, das streichende Lüfte
bewegen,

Blickt hin und wieder die Sonne, und übergoldet die Blätter;
Die holde Dämmrung durchgleiten Gerüche von Blüten der Hecken;
Die Flügel der Westwinde duften. In überirdischer Höhle *),
Von krausen Büschen gezeugt, sitzt zwischen Blumen der Geishirt,
Bläs't auf der hellen Schalmei, hält ein; und höret die Lieder
Hier laut in Buchen ertönen, dort schwach, und endlich verloren;
Bläs't und hält wiederum ein. Tief unter ihm klettern die Ziegen
An jähen Wänden von Stein, und reißen an bitterm Gesträuche.
Mit leichten Füßen streift jetzt ein Heer gefleckter Hindinnen
Und Hirsche, mit Ästen gekrönt, durch grüne, rauschende Stauden;
Setzt über Klüfte, Gewässer und Rohr. Moräste vermissen
Die Spur der fliegenden Last **). Gereizt vom Frühling zur Freude,
Durchstreichen muthige Rosse den Wald mit flatternden Mähnen;
Der Boden zittert und tönt; es strotzen die Zweige der Adern;

*) Unter einem Laubdache.
**) Diese schweren Thiere haben einen so leichten Lauf, daß man sogar im weichen Moraste ihre Fußtritte nicht sehen kann.

Ihr Schweif empört sich verwildert; sie schnauben vor innerer Hitze,
Und brechen, vom Ufer sich stürzend, die Flut der Ströme zur Kühlung.
Dann fliehen sie über das Thal auf hohe Felsen, und schauen
Fern über den niedrigen Hain aufs Feld, durch segelnde Dünste *),
Und wiehern aus Wolken herab. —
Von ausgehöhltem Gebirge fällt dort, mit wildem Getümmel,
Ein Fluß ins buschige Thal, reißt mit sich Stücke von Felsen,
Durchrauscht entblößte Wurzeln der untergrabenen Bäume,
Die über fließende Hügel von Schaum sich bücken und wanken.
Die grünen Grotten des Waldes ertönen und klagen darüber;
Es stutzt ob solchem Getöse das Wild, und eilet von dannen;
Sich nahende Vögel verlassen, im Singen gehindert, die Gegend,
Und suchen ruhige Stellen. Ich folge dem lieben Gesindel.
Fließ sanft, unruhiges Flüßchen! Still, ächzende Zefir', im Laube!
Ich will ihr frohes Konzert, ihr Flöten und Trillern belauschen.
Die ganze Gegend wird Schall. Der Fink, der röthliche Hänfling
Pfeift hell aus Wipfeln der Erlen. Ein Heer von bunten Stieglitzen

*) Durch Wolken.

Hüpft hin und wieder auf Strauch, beschaut die blühende Distel;
Ihr Lied hüpft fröhlich, wie sie. Vom Ulmbaum flötet die Amsel
In hohlen Tönen den Baß. Nur die geflügelte Stimme,
Die kleine Nachtigall, weicht aus Ruhmsucht in einsame Gründe,
Durch dicke Wipfel umwölbt, der Traurigkeit ewige Wohnung,
Und macht die schreckbare Wüste zum Lustgefilde des Waldes.
Dort tränkt ein finsterer Teich rings um sich Weidengebüsche;
Auf Ästen wiegt sie sich da, lockt laut, und schmettert und wirbelt,
Daß Grund und Einöde klingen. —
Allein, was kollert und girrt mir hier zur Seite, vom Eichstamm,
Der, halb vermodert und zweiglos, von keinem Geflügel bewohnt wird?
Täuscht mich der Einbildung Spiel? Sieh, plötzlich flattert ein Täubchen
Aus einem Astloch empor, mit wandelbarem Gefieder *).
Dies zeugte den dumpfigen Schall im Bauche des Eichbaums. Es gleitet
Mit ausgebreiteten Flügeln ins Thal, sucht nickend im Schatten,
Und schaut sich vorsichtig um, mit dürren Reisern im Munde.

*) Mit Federn, welche die Farben verändern, je nachdem das Licht darauf fällt.

Wer lehrt die Bürger der Zweige, voll Kunst sich Nester zu wölben,
Und sie vor Vorwitz und Raub, voll süßen Kummers, zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen mit Liebe?
Durch dich ist Alles, was gut ist, unendlich wunderbar Wesen,
Beherrscher und Vater der Welt! du bist so herrlich im Vogel,
Der hier im Dornenstrauch hüpft, als in der Veste des Himmels;
In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden Cherub.
See sonder Ufer und Grund *)! aus dir quillt Alles; du selber
Hast keinen Zufluß in dich. Die Feuermeere der Sterne
Sind Wiederscheine von Pünktchen des Lichts, in welchem du leuchtest.
Du drohst den Stürmen: sie schweigen; berührst die Berge: sie rauchen.
Das Heulen aufrührischer Meere, die zwischen beschäumten Felsen
Den Sand des Grundes entblößen, ist deiner Herrlichkeit Loblied.
Der Donner, mit Flammen beflügelt, verkündigt mit brüllender Stimme
Die hohen Thaten von dir. Vor Ehrfurcht zittern die Haine,
Und wiederhallen dein Lob. In tausend harmonischen Tönen,
Von dem Verstande gehört, verbreiten Heere Gestirne

*) Unermeßliches und unergründliches Wesen.

Die Größe deiner Gewalt und Huld von Pole zu Pole.
Doch wer berechnet die Menge von deinen Wundern? wer schwingt sich
Durch deine Tiefen, o Schöpfer? Vertraut euch den Flügeln der Winde,
Ruht auf den Pfeilen des Blitzes, durchstreicht den glänzenden Abgrund
Der Gottheit, ihr endlichen Geister, durch tausend Alter des Weltbaus:
Ihr werdet dennoch zuletzt kein Pünktchen näher dem Grunde,
Als bei dem Ausfluge sein. Verstummt denn, bebende Saiten;
So preist ihr würdger den Herrn.
Ein Fluß von lieblichem Duft, den Zefir mit säuselnden Schwingen
Von nahgelegener Wiese herbeiweht, nöthigt mich zu ihr.
Da will ich am schwirrenden Rohr, in ihrem Blumenschooß ruhend,
Mit starken Zügen ihn einziehn. Kommt zu mir, Freunde der Weisheit,
Mein Spalding und Hirzel, durch die jüngsthin der Winter mir grünte *),
Von deren Lippen die Freude zu meinem Busen herabströmt,
Kommt, legt euch zu mir, und macht die Gegend zur himmlischen Wohnung!
Laßt uns der Kinder der Flora **) Gestalt und Schönheit bewundern,

*) Die ihr mir neulich den Winter so angenehm, als den Frühling machtet.

**) Der Blumen. Flora, die Königinn der Blumen.

Und spotten, mit ihnen geschmückt, des trägen Pöbels im Purpur!
Besingt die Schönheit der Tugend; laßt eures Mundes Gespräche
Mir sein, wie Düfte von Rosen. Hier ist der Grazien Lustplatz.
Kunstlose Gärten durchirrt hier die Ruh'; hier rieselt Entzückung
Mit hellen Bächen heran. Den grünen Kleeboden schmücken
Zerstreute Wälder von Blumen. Ein Meer von holden Gerüchen
Wallt unsichtbar über der Flur in großen, taumelnden Wogen,
Von lauen Winden durchwühlt. Es ist durch tausend Bewohner
Die bunte Gegend belebt. Hochbeinig watet im Wasser,
Dort zwischen Kräutern, der Storch, und blickt begierig nach Nahrung.
Dort gaukelt der Kibitz, und schreit ums Haupt des müßigen Knaben,
Der seinem Neste sich naht. Jetzt trabt er vor ihm zum Ufer,
Als hätt' er das Fliegen vergessen, reizt ihn durch Hinken zur Folge,
Und lockt ihn endlich ins Feld. Zerstreute Heere von Bienen
Durchsäuseln die Lüfte; sie fallen auf Klee und blühende Stauden,
Und hangen glänzend daran, wie Thau vom Mondschein vergoldet;
Dann eilen sie wieder zur Stadt, die ihnen im Winkel des Angers

Der Landmann aus Körben erbaut: ein Bildniß emsiger Weisen,
Die sich der Heimath entziehn, der Menschheit Gefilde durchsuchen,
Und dann heimkehren zur Zelle, mit süßer Beute beladen,
Uns Honig der Weisheit zu liefern. Ein See voll fliehender Wellen
Rauscht in der Mitte der Au, draus steigt ein Eiland zur Höhe,
Mit Bäumen und Hecken gekrönt, das, wie vom Boden entrissen,
Scheint gegen die Fluten zu schwimmen. In einer holden Verwirrung
Prangt drauf Hagbuttengesträuch voll feuriger Sternchen, der Quitschbaum *),
Holunder, rauher Wachholder, und sich umarmende Palmen.
Das Geisblatt schmiegt sich an Zweige der wilden Rosengebüsche;
Wie Schwestern küssen einander die jungen Blüten, und hauchen
Mit süßem Athem sich an. Der blühende Hagdorn am Ufer
Bückt sich hinüber, aus Stolz, und sieht verwundernd im Wasser
Den weißen und röthlichen Schmuck.
O Schauplatz, der du die Freude
Ins Herzens Innerstes mahlst, ach! daß die trockene Wärme,

*) Der Quitschbaum oder Ebereschbaum ist derjenige, welcher die rothen Vogelbeeren trägt, womit man die Krammetsvögel fängt.

Die, seit der Winter von uns entflohn, kein Regen gemildert,
Dich sammt Gefilden und Gärten, die nach Erfrischung sich sehnen,
Doch nicht der Zierde beraubte und seiner Hoffnung den Landmann!
Erquicke sie, gnädiger Himmel, und überschütte von oben
Mit deiner Güte die Erde. — Er kommt, er kommt in den Wolken,
Der Segen! Dort taumelt er her, und wird sich in Strömen ergießen!
Schon streicht der Westwind warm, schwärmt in den Blättern der Bäume
Und wirbelt die Saaten, wie Strubel. Die Sonn' eilt hinter den Vorhang
Von baumwollähnlichem Dunst; es stirbt der Schimmer des Himmels
Gemach, und Schatten und Nacht läuft über Thäler und Hügel.
Gekräuselt durch silberne Zirkel, die, sich vergrößernd, verschwinden,
Verräth die Fläche des Wassers den noch nicht sichtbaren Regen. —
Jetzt fällt er häufiger nieder, sich wie Gewebe durchkreuzend.
Kaum schützt des Erlenbaums Zelt mich vor den rauschenden Güssen.
Das Volk, das kürzlich aus Wolken die Gegend mit Liedern erfüllte,
Schweigt, und verbirgt sich in Büsche. Im Lindenthal drängt sich in Kreisen,
Vom Dach der Zweige bedeckt, die Wollenheerde um Stämme,

Feld, Luft und Höhen sind öde; nur Schwalben schießen in Scharen
Im Regen, die Teiche beschauend.
Die Augenlieder, die jetzo
Das Auge des Weltkreises decken *), die Dünste, erheben sich plötzlich,
Nun funkelt die Bühne des Himmels, nun sieht man hangende Meere
In hellen Tropfen zerrinnen und aus den Lüften verschwinden.
Es lachen die Gründe voll Blumen, und Alles freut sich, ob flösse
Der Himmel selber zur Erde. Jedoch schon schiffen von neuen
Beladne Wolken vom Abend, und hemmen das Licht, und ergießen
Sich wieder in Seen, und säugen die durstigen Felder, wie Brüste. —
Auch die vergießen sich endlich. Ein güldner Regen von Strahlen
Füllt jetzo wieder die Luft. Der grüne Hauptschmuck der Felsen,
Voll von den Saaten der Wolken **), spielt blendend gegen die Sonne.
Ein Regenbogen umgürtet den Himmel, und sieht sich im Meere.
Verjüngt, voll Schimmer und lächelnd, voll lichter Streifen und Kränze,
Sehn die Gefilde mich an. Tauch' in die Farben Aurorens,

*) Die Wolken, welche jetzt die Sonne verhüllen.
**) Voll Regen.

Mahl' mir die Landschaft, o du, aus dessen ewigen Liedern
Der Aare Ufer mir düften *) und vor dem Angesicht prangen,
Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu Ehrensäulen gemacht. — Wie blitzt die streifige Wiese
Von demantähnlichen Tropfen! Wie lieblich regnen sie seitwärts
Von glänzenden Blumengebüschen und blühenden Kronen der Sträuche!
Die Kräuter sind wieder erfrischt, und hauchen stärkre Gerüche;
Der ganze Himmel ist Duft. Getränkte Halme erheben
Froh ihre Häupter, und scheinen die Huld des Himmels zu preisen.
Grünt nun, ihr holden Gefilde! ihr Wiesen und schattigen Wälder,
Grünt! seid die Freude des Volks; dient meiner Unschuld hinfüro
Zum Schirm, wenn Bosheit und Stolz aus Schlössern und Städten mich treiben!
Mir wehe Zefir aus euch durch Blumen und Hecken noch öfter
Ruh' und Erquickung ins Herz. Laßt mich den Vater des Weltbaus
(Der Segen über euch breitet im Strahlenkreise der Sonne,
Im Thau und Regen) noch ferner in eurer Schönheit verehren,

---

*) Haller.

Und melden, voll heiligen Grauns, sein Lob antwortenden Sternen.
Und wann, nach seinem Geheiß, mein Ziel des Lebens herannaht,
Dann sei mir endlich in euch die letzte Ruhe verstattet!

Am Neujahrsabend.

An Julchen.

Da schlägt die Stunde, wo der Zofe
Geschäftgen Hand die Dam', ins Gallakleid
Geschnürt, entschlüpft und, gleich der Sonne, nun am Hofe
Die Feuerstrahlen um sich streut.

Auch du trittst nun in deiner Robe
Geschmückt einher; doch keinem Schmucke gut,
Stehst du, in dich versenkt, im Saal, und denkst: ich lobe
Mir meinen Flaus und schwarzen Hut.

Ich auch; denn freier Athem holen
Kann man darin, und Eures Saales Licht
Kommt dennoch bei dem Glanz der Himmelsgirandolen,
Die mir durchs Fenster leuchten, nicht.

Geh, liebes Julchen, geh und spiele
Nur deine Roll'; ich will nun auch zur Kur.
Mein Gallakleid, fragst du? sind kindliche Gefühle,
Und meine Fürstinn? heißt Natur.

Der Mann, einzig in seiner Art.

Es lebte ein Mann in Frankreich, dem die Wohlthätigkeit zur andern Natur geworden war. Er suchte die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man Glücklichen entgegeneilt, und das Wenige, was er besaß, war zugleich das Eigenthum des Dürftigen.

Oft reisete er bloß in der edlen Absicht, Menschen zu suchen, die seiner Hülfe bedürften.

In Marseille fand er einst einen jungen Mann von sechs und zwanzig Jahren, der sich durch seine sanfte und rührende Gesichtsbildung von den übrigen Galeerensklaven, deren Gesellschaft er vermehrte, gar sehr unterschied.

Mein Freund, du weinst? so redete er ihn mit einem Tone an, der das Gepräge des innigsten Mitleids hatte. Bist du einiger Hülfe bedürftig? Ich kann dir zwar leider! nur wenig anbieten, aber dies Wenige ist völlig dein.

Ach, mein Herr, ich flehe nicht um Geld, ich habe genug, um mein jammervolles Leben durchzubringen. O! nicht mein, nicht mein Unterhalt liegt mir am Herzen! — Hier strömten seine Thränen häufiger.

Sollte es nicht möglich sein, dein Elend zu erleichtern?

O, mein Herr, Sie lindern es bereits durch die Rührung, die Sie für mich durchdringt; Sie sind der Erste, der sich um meinen Jammer bekümmert; haben Sie Gottes Lohn dafür!

Mein Freund, rede aufrichtig mit mir; entdecke mir dein Herz, vielleicht finde ich Mittel, deinen Kummer zu mildern.

Das Mitleid, das Sie gegen mich äußern, verdient

mein ganzes Zutrauen; hören Sie mich an, Sie sollen Alles wissen, mein Herr.

Ich bin der Sohn eines Pächters aus ***, eines braven, rechtschaffenen Mannes.

Einst ließ ich mich durch das Beispiel einiger Freunde verleiten, in dem Gebiete eines Herrn zu jagen, der in unserer Nachbarschaft wohnte.

Wir hatten das Unglück, Einen seiner Leute, der sich unserm Vorhaben widersetzte, beinahe zu tödten. Kurz, die Obrigkeit bemächtigte sich meiner, man warf mich ins Gefängniß, und ich kam wieder heraus, um zu sechsjähriger Galeerenstrafe verdammt zu werden.

Meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er diese Nachricht erhielt, und mein weniges Vermögen ging über den Prozeß zu Grunde. Man wandte alle Mittel an, mich dieser schimpflichen Strafe zu entziehen; aber vergebens!

Um meine Verzweiflung aufs Höchste zu treiben, erfahre ich vor einigen Augenblicken, daß mein Weib und meine drei Kinder vor Gram und Elend umkommen, weil meine Arme ihnen fehlen, um ihr Leben durchzubringen.

O, wie wollte ich arbeiten, wenn ich bei ihnen wäre! Nun müssen sie Hungers sterben!

Sein Schluchzen erstickte seine Stimme. —

Du hast gefehlt, sagte ihm der sehr gerührte Mann; aber du bist wahrlich unglücklich. Jetzt ist der Augenblick nicht da, dir deinen Fehler vorzuhalten; ich will glauben, daß du ihn bereuest. Laß uns also lieber von deiner gegenwärtigen Lage reden; sie durchschneidet mir das Herz. Hast du mir nicht gesagt, du müssest nur noch zwei Jahre lang deine Strafe aushalten? —

Ja, mein Herr! noch zwei Jahre, noch zwei Jahr-

hunderte von Qualen; o ich werde ihr Elend nicht erleben, werd's gewiß nicht erleben! Mein armes Weib! meine armen Kinder! Was wird aus ihnen werden?

Sage mir, wenn sich Jemand anböte, deine Ketten zu übernehmen, würde man dir Freiheit schenken *)? —

Auf der Stelle, mein Herr; aber wo auf der ganzen Erde ist der Mensch, der freiwillig sich dem Elende Preis geben möchte? Alle Schätze der Welt — — —

Der Reisende läßt ihn nicht ausreden; er eilt zu dem Offizier, dem die Aufsicht über die Galeerensklaven anvertraut ist.

Mein Herr, lassen Sie diesen jungen Mann frei, lassen Sie ihm seine Ketten abnehmen; hier sind meine Hände, ich will sie tragen, will die zwei Jahre seine Strafe für ihn aushalten.

Der Offizier erstaunte und machte ihm einige Einwendungen.

Ich weiß Alles, mein Herr; weiß, daß ich mich in den Augen der Menschen entehre; aber Gott allein bestimmt die wahre Ehre, sein Urtheil und das Urtheil meines Herzens werden für mich sprechen.

Dieser junge Mann ist seinem Weibe und seinen Kindern nöthig, und zwei Jahre sind bald verflossen.

Ganz außer sich, betäubt, fällt der Galeerensklave seinem Wohlthäter zu Füßen, küßt sie, benetzt sie mit seinen Thränen.

Nein, mein Herr, nein! So groß auch meine Zärtlich-

*) Die Geschichte ist aus den Zeiten Ludwigs des Dreizehnten; da herrschte noch nicht so viel Ordnung in den öffentlichen Anstalten. Heut zu Tage würde man in eine solche Stellvertretung nicht einwilligen.

keit für meine Familie ist, so will ich sie doch nicht auf diese Bedingung wiedersehn.

Der Edle ließ ihm, ohne ihn anzuhören, die Ketten abnehmen, und legte sie sich selbst mit Entzücken an.

Gehe, mein Freund! ich werde glücklicher seyn, als du; ich versichere dich, diese Ketten werden mir leicht scheinen.

Aber, mein Herr, was kann Sie dazu vermögen? —

Natur und Religion. Noch einmahl, eile, daß du wieder zu deinem Weibe und zu deinen Kindern kommst, um ihr Leben zu retten.

Dieser unnachahmliche Mann blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren, suchte sich in der Dunkelheit zu verbergen, floh die Leute, die ihn sehn und kennen wollten, brachte den Tag mit der Erfüllung seiner mühseligen Verrichtung zu, war der Lehrer des Mitleids, der Selbstverläugnung, der Wohlthätigkeit, — der Trost, die Stütze, der Vater der Galeerensklaven, und brachte deren viele zur Reue und zur Tugend zurück.

Wer dies Muster so großer Tugenden war? Kinder, ein Geistlicher, ohne Ahnen, ohne Glücksgüter, der keine Ehrenstelle bekleidete, und dem Frankreich und die Welt eine Menge eben so nützlicher, als bewundernswürdiger Anstalten zu verdanken hat.

Er stiftete das große Findelhaus in Paris, wovon ihr schon werdet gehört haben, und so ward er jährlich der Erhalter von fast zehntausend Seelen.

Diesem großen Manne haben Arme und Kranke, ohne Unterschied der Religion, die wesentlichste Unterstützung, die je die Menschenliebe erfand, bis auf den heutigen Tag zu danken: die Gesellschaft der barmherzigen Schwestern, die als Krankenpflegerinnen in alle Häuser gehn,

und das Hospital (l'Hôtel-Dieu), worin Kranke von allen Nationen aufgenommen werden.

Wie dieser edle Sterbliche hieß, der zwei Jahre die Galeerenarbeit trug, um einen Gatten seiner Gattinn, einen Vater seinen Kindern wieder zu schenken? Vincent de Paule.

Als man bei dem Papste Benedikt XIV., um die Heiligsprechung dieses Mannes anhielt, fragte er, ob er auch Wunder gethan habe? Man antwortete auf seine Frage mit der rührenden Geschichte von dem Galeerensklaven.

Da rief er aus: erigantur illi altaria: Man baue ihm Altäre!

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbgut in Paris oder Neapel verzehrt hat.

Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hier und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmahl lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an, und schmunzelte, wäre ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde —

Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, als die.

Als zum Beispiel?

Als zum Beispiel, Herr Till: so lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer umher und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen — und Einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wol, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, warum nicht gar! einen Narren!

Hui, dachte ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir gar nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht; sieh den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen, pfui! Sprich lieber mit Andern!

Nun, was dünkt ihn, Herr Till? hatte ich da Recht?

Ei, ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht; so ganz doch wol nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink. Der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum, und den, Herr Till — wie meint Er wol, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf?

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui! dachte ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du es denn da machen, um klug zu heißen? —

Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist

ins Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann ingeheim mit dir selbst, wie Herr Weit.

Sieht Er, Herr Till! so habe ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein ander Mahl besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte.

Ei was! fing der alte Witt an, und schüttelte ihn, Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau! Er muß danach aus sein!

Das bin ich ja schon lange; aber was hilfts? Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig lege ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause.

Ach, nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer danach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? wie ich's Gesicht trage?

Ja, Herr Flau, wie Er's Gesicht trägt. Ich wills ihm erklären.

Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus bauete, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damahls noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war.

Plump! lag er da, brach das Bein, und hinkt noch heutiges Tages daran. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja, sieht Er? aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange danach kam noch ein Anderer gegangen; das war der Stadtreimer, Herr Scholl. Der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte.

Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Bliß vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen aushalten.

Merkt Er nun wol, was ich meine, Herr Flau? wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte.

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten, und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein ander Mahl besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einem kleinen Unternehmen Geld von ihm borgen.

Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen, das sehe ich vorher, aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ichs doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an.

Und wie viel meint Er denn wol, lieber Herr Wills, daß Er braucht?

Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa.

Wenns nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so

will ich Ihm noch obenein etwas Anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt? Oben ein?

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen, der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die brachte ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmahl fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an, ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen?

Oder, wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was! sagte er wieder, es ist der Rede nicht werth, eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe.

Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja, recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm. Der baute von einer andern Redensart das ganze Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. Was dünkt Ihn dazu? —

Ei, um's Himmels Willen! die möchte ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmahl fragte: Wie stehts, Herr

Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte, — ganze hundert Reichsthaler!

Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder: ich habe viel verloren, viel Geld! ganze funfzig Reichsthaler!

Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich: die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen und der Obrigkeit gab; und da hätte er nur immmer *sprechen* mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar.

Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohne, ich habe mir Beides gemerkt, und da spreche ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Ehre! Ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefallen mir.

Er wollte also —?

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganze hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht.

Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Auguste.

Eine wahre Geschichte, jungen Frauenzimmern zur Warnung erzählt.

Auguste war sechs Jahr alt, als ihr Vater starb. Er war geheimer Legationsrath gewesen, hatte Kutsche und Pferde gehalten, hatte vierteljährlich ein großes Fest gegeben, war alle zwei Jahr ins Bad gereist, und hinterließ von einem Vermögen, das in dreißigtausend Thalern bestanden hatte, noch achttausend und einen artigen Garten in der Vorstadt.

Auguste war sein einziges Kind, und ihre Mutter war eine der rechtschaffendsten Frauen, die man in Hofstädten je gesehen hat. Sie betrauerte einsam den Tod ihres Gemahls, verkaufte Kutsche und Pferde, schränkte sich so sehr ein, als möglich, und beschloß, ganz allein für die Erziehung ihrer Tochter zu leben.

Auguste war von ihrer Mutter selbst gesäugt worden; sie hatte nie eine eigensinnige oder heimtückische Wärterinn gehabt; sie hatte nie anders als nach guten und menschenfreundlichen Grundsätzen handeln sehn, und sie war selbst beständig nach eben den Grundsätzen behandelt worden; sie hatte nie erfahren, daß man anders denken könne, als man spreche, und, was nicht ganz unwichtig ist, es war ihr unbekannt, daß es Schimpfwörter in der Welt giebt.

Auf einen so unverderbten Boden pflanzte Augustens Mutter ihre Lehren, und es war kein Wunder, daß diese Lehren Wurzel faßten, und mit der Zeit unerschütterlich wurden.

Der Hauptinhalt von den Lehren der Mutter war:

Die Tugend eines Mädchens bestehe nicht in äußerer Ziererei, sondern in ihrer inneren Unschuld, und

der Reiz eines Mädchens nicht in ihrer Schönheit, sondern in ihrer Bescheidenheit und Sittsamkeit.

Sie wiederholte ihr, ein prachtvoller Anzug gefalle weniger, als ein modischer, und ein modischer weniger, als ein reinlicher und geschmackvoller; aber mehr als jeder Anzug gefalle ein unbestäubtes Wohnzimmer und eine blinkende Küche.

Auguste bekam einen kleinen Verweis, wenn sie aus Unvorsichtigkeit ein Glas oder ein Stück Porzellan zerbrach; aber sie mußte zwei oder mehr Tage ganz allein in einem Winkel des Vorsaals speisen, wenn sie einen pöbelhaften Ausdruck von sich hören ließ. Ihre Mutter verstand darunter jeden Ausdruck, der nicht sittlich war, er mochte übrigens von dem Pöbel*) geborgt sein, der zu Fuße geht, oder von Dem, der im eignen Prachtwagen fährt.

Auguste wurde bestraft, wenn sie einer Magd verächtlich begegnete; aber sie wurde eben so hart gestraft, wenn sie sich mit ungesitteten Leuten gemein machte.

Auguste war acht Jahr alt, und eines Sonntags im Winter stand ein kleines Mädchen barfuß vor ihrer Thür, und bat um eine Gabe.

Aber, mein Gott, friert dich denn nicht? sagte Auguste, und rang die kleinen Hände.

Ei ja wol friert mich, sagte das Mädchen, und klapperte mit den Zähnen.

Da! sagte Auguste, zog die mit Silber gestickten Pantoffelschuhe aus, und gab sie dem armen Mädchen.

---

*) Merkt euch, junge Leser, daß das Wort Pöbel nicht Leute von niedrigem Stande, sondern Leute von niedriger Denkart und von schlechten Sitten bedeutet. Es kann daher in allen Ständen, vom Bauer bis zum Könige, Pöbel geben.

Das Mädchen fiel vor ihr auf die Knie, nahm die Schuhe in die Hand, und lief mit Jubelgeschrei davon.

Auguste lief mit Jubelgeschrei und in Strümpfen zu ihrer Mutter, und bat sich die Alltagspantoffelschuhe aus, die nicht gestickt waren.

Ihre Mutter gab selten einem Bettler, aber desto öfter gab sie Hausarmen, von welchen sie hörte. Alle solche Wohlthaten flossen durch Augustens Hände. Die Mutter wollte haben, daß Auguste mit dem menschlichen Elende bekannt werde, und daß sie sich gewöhne, ein Vergnügen an heitern Gesichtern zu finden, die sie selbst heiter gemacht habe.

Auguste hatte eine Sparbüchse, aus der sie nach Gefallen nehmen konnte. Sie gab den armen Ältern, was sie ihnen im Namen ihrer Mutter zu bringen hatte, und sie steckte den Kindern der armen Ältern etwas aus ihrer Sparbüchse zu. Diese war fast immer leer, die Mutter mochte so viel Einkünfte dazu schlagen, als sie wollte.

Einst nahte der Geburtstag der Muter, und Augustens Sparbüchse war erschöpft. Sie trat an ihre Bequemlade, zog das Fach auf, worin nach der Reihe ihre schönen Puppen lagen, nahm eine nach der andern heraus, legte sie wehmüthig wieder hinein, und schloß zu.

Einige Augenblicke darauf kam sie wieder, musterte die Puppen noch einmahl, nahm die schlechteste, legte sie hin, nahm die schönere, und ergriff nach langer Wahl endlich die allerschönste. Sie küßte die Puppe, und lief hinaus, zur Magd.

Da, Röschen! sagte sie; geschwind lauf und verkaufe sie. — Ich will die Mama zu ihrem Geburtstage anbinden. — Aber lauf ja geschwind, damit ich nur die

Puppe nicht mehr sehe. — Ich weiß schon, was die Mama gern hätte.

Die Magd mußte die Puppe doch noch einmahl hergeben; Auguste küßte sie, nahm von ihr Abschied, und lief fort.

Die Magd trug die Puppe zur Mutter; diese kaufte sie, und schickte Augusten ein Goldstück.

Auguste nahm es, bat um Erlaubniß, eine Freundinn zu besuchen, und ließ sich von dieser die Kleinigkeit einkaufen, die sie für ihre Mutter bestimmt hatte.

Als der Tag da war, überreichte sie ihr Geschenkchen, und bat ihre Mutter, daß sie fürlieb nehmen möchte.

Ei, du hast ja wol recht viel Geld gehabt? sagte die Mutter.

Ja, stotterte das Kind, ich habe — ich — habe Geld gehabt.

Du mußt gewaltig gespart haben, fing die Mutter wieder an. Ich freue mich recht über deine Geschenke.

Ist das wahr, liebe Mama? sagte Auguste freudig.

Aber du giebst mir doch Alles gerne?

Ach! liebe Mama, sagte das Mädchen, fiel ihr um den Leib und weinte; ich habe ja mein Julchen verkauft!

Die Mutter küßte sie, und riß sich von ihr los, ging in ihr Nebenzimmer, und zerfloß in Thränen.

Sie feierte nie ihren Geburtstag wieder, ohne an das verkaufte Julchen zu denken; und man kann sich vorstellen, wie sehr sie durch diesen und noch mehre dergleichen Züge ermuntert wurde, alle mögliche Sorgfalt auf die Bildung einer so hoffnungsvollen jungen Seele zu wenden.

Wer hätte einem solchen Kinde bei einer solchen

Erziehung nicht das glücklichste Leben geweissaget? Aber — merkt euch diese Wahrheit, ihr jungen Leser und Leserinnen! — zu einem glücklichen Fortkommen in dieser Welt ist es nicht genug, gut und unschuldig zu sein; man muß auch allen Schein des Bösen zu vermeiden suchen, sonst kann man bei dem reinsten Herzen und bei dem rechtschaffensten Wandel doch sehr unglücklich werden.

Das werdet ihr aus der Folge dieser Geschichte lernen können.

Auguste wurde in allen weiblichen Künsten unterrichtet, und in ihrem dreizehnten Jahre fing sie schon an, unter der Aufsicht ihrer Mutter, der Wirthschaft vorzustehen.

Sie nahm daneben zu an körperlicher Schönheit, so daß sie in jedem Betracht ein sehr angenehmes und vortreffliches Frauenzimmer wurde.

Bis hieher hatte Auguste nur wenig männliche Bekanntschaften gemacht, und selbst diese bestanden bloß in entfernteren oder nähern Anverwandten. Sie machte nur einen kleinen Zirkel von Freundinnen glücklich, in welchem Friede, Vertraulichkeit und Freude herrschten. Sie hätte für Jede dieser Freundinnen ihr Leben hingegeben, und sie wurde von Allen gleichfalls auf das zärtlichste geliebt.

Es war kein Wunder, daß die gute Legationsräthinn nach und nach ein wenig eitel auf ihre Tochter wurde. Die Lobeserhebungen, die man ihr wegen Augustens Erziehung machte, das glänzende Glück, das Jedermann Augusten für die Zukunft versprach, die Wünsche, die man allenthalben that, daß ihre Mutter sie aus ihrer Einsamkeit in die große Welt führen möchte, übertäubten endlich die wackere Frau.

Sie beschloß, ihre Einsamkeit dem Glücke ihrer Tochter

aufzuopfern, fing an, zum zweiten Mahl in der großen Welt zu erscheinen, und führte Augusten in dieselbe ein. O, hätte sie doch vorausgesehen, was für traurige Folgen dieser unweise Schritt nach sich ziehen werde!

Kaum hatte Auguste sich gezeigt, als Aller Augen auf sie gerichtet waren. Alles ertönte von Lobsprüchen ihrer Schönheit, ihres Verstandes und ihres Herzens.

Die ehrliche Mutter wünschte sich Glück, daß sie dem Rathe ihrer Bekannten gefolgt war; und Auguste freute sich, daß ihr Anblick rund umher Leben und Wohlsein zu verbreiten schien.

Sie besaß ein gewisses natürliches Gefühl vom Schicklichen, welches ihr bei jeder Gelegenheit anzeigte, wie sie sich zu verhalten habe. Sie erschien kaum zum dritten Mahle in diesen großen Zirkeln, als selbst die verständigen Mütter sie ingeheim ihren Töchtern als ein Muster eines artigen, ungezwungenen Betragens vorstellten.

Auguste wurde in kurzer Zeit als eins der vollkommensten Frauenzimmer bekannt, die man jemahls gesehen habe. Selbst einige Hoffräulein erklärten, das Legationsraths-Mädchen wisse sich recht gut in den Anstand einer Dame zu finden.

Man fing an, sich häufig um Augustens Hand zu bewerben. Zwei bis drei junge Männer von Verdiensten, welche in jedem Betracht Augustens würdig zu sein schienen, erhoben vorzüglich ihre Augen auf sie. Allein theils konnte Auguste sich nicht überwinden, einer Freiheit zu entsagen, deren sie mit so vielem Ansehn genoß, theils schmeichelte sich vielleicht die Mutter, daß ihrer Tochter ein glänzenderes Los bevorstehe, als die Hand eines Bürgerlichen.

Auguste wurde ein und zwanzig Jahr alt, und war im

Besitze der allgemeinen Verehrung und eines unbescholtenen Rufs, als einer ihrer Verwandten sich verheirathete und einen Ball gab. Auguste und ihre Mutter waren dabei, und machten ein halbes Dutzend neue Bekanntschaften.

Den dritten Tag darauf ließ sich der junge Graf von S* melden. Er hatte auf dem Balle mit Augusten getanzt, hatte eine Schleife aufgehoben, die Augusten entfallen war, und brachte diese Schleife zurück.

Der Graf war ein liebenswürdiger junger Mann. Sein Betragen empfahl ihn bei Mutter und Tochter. Man bat ihn höflichkeitsweise, seine Besuche zu wiederholen, und er wiederholte sie sehr oft.

Einige Zeit darauf bat er um die Erlaubniß, seinen Vetter, den Baron von M*, einzuführen. Man gab ihm die Erlaubniß mit Vergnügen, und der Baron von M* führte kurz darauf den Kammerjunker von F*, und dieser wieder den jungen Kanonikus von L* ein.

Auf diese Art versammelte sich unvermerkt binnen einem Jahre um Augusten ein Hofstaat, der aus den ersten Jünglingen der Königsstadt bestand. Um Zutritt im Hause zu haben, brauchte man endlich weiter nichts, als von Jemand eingeführt zu werden, der schon Zutritt hatte; und nachgerade gab es festgesetzte Tage und Stunden, an welchen im Hause der Legationsräthinn eine Art von öffentlicher Versammlung war. Man sprach, man sang, man las vor, man unterhielt sich mit unschuldigen Spielen, an welchen Jedermann Theil nehmen konnte.

Das Betragen von Mutter und Tochter hielt jeden jungen Herrn in Ehrfurcht; und lange nachher haben noch einige derselben gestanden, daß sie diesem Hause Vieles von ihrer Bildung zu danken hätten.

Auguste führte unterdeß das ganze Hauswesen, und sie führte es mit der pünktlichsten Ordnung, die immer noch Zeit zu gesellschaftlichen Vergnügungen oder zum einsamen Lesen übrig läßt.

Ihr Betragen im Kreise so vieler Jünglinge war das allervorsichtigste. Sie nahm nie ein Geschenk, das man irgend Geschenk nennen konnte; sie führte nie einen Briefwechsel; sie gab nie ein heimliches Stell-dich-ein (Rendezvous). Es war etwas Außerordentliches, wenn sie mit müßigen Händen unter ihren Verehrern saß, oder wenn ihre Mutter sich von ihr entfernte. Sie war im Stande, den Bedienten zu rufen, und ihm eine Beschäftigung im Zimmer zu geben, wenn sie ja zufälliger Weise mit einem ihrer Freunde allein war.

Alle diese Freunde wurden auf den nämlichen Fuß behandelt. Wäre Augustens Haus ein Kloster gewesen, und hätte sie mit ihren Freunden bloß durch das Gitter des Sprachsaals gesprochen, ihr Betragen hätte nicht schuldloser und ihr Wandel nicht unbefleckter sein können.

Dessen ungeachtet erhob sich nach und nach die Lästerung gegen Augusten.

Wenn das Mädchen, sagte die Eine ihrer Beurtheilerinnen, öffentlich so frei mit jungen Mannspersonen umgeht, was muß nicht erst in geheim vorgehn!

Es ist unmöglich, daß die brave Mutter Alles weiß! sagte eine Andere.

Dem guten, unerfahrnen Mädchen muß man es zu gute halten, aber die Mutter verdient keine Verzeihung; sagte eine dritte.

Man muß Alles mit dem Mantel der Liebe bedecken, sagte eine vierte, und schickte sogleich fort, um die Neuig-

keit von Augustens schlechter Aufführung ein paar guten Freundinnen melden zu lassen.

Anfangs nannte man es bloß möglich, daß im Hause der Legationsräthinn Geheimnisse vorgingen; in kurzer Zeit wurde es wahrscheinlich, und endlich wurde es gewiß. Diese Verläumdung schlich erst leise an den Nachttischen von Ohr zu Ohr, und sprach dann laut auf den Wachtparaden, in den Bedientenstuben und in den Visitensälen. Und Niemand hörte die Geschichten, die man auf Augustens Rechnung erzählte, mit innigerm Vergnügen, Niemand glaubte sie herzlicher, Niemand breitete sie mit größerm Eifer aus, als wer in Augustens Lage am wenigsten Auguste gewesen wäre.

Ein junger Mensch aus einem mächtigen Hause, der vor kurzen Dienste unter der Garde genommen hatte, hörte von der zweideutigen Auguste. Er war gewohnt, die eine Hälfte seiner müßigen Stunden dem Spieltische, und die andere dem Umgange mit gewissen Frauenzimmern zu schenken, die man nur im höchsten Nothfalle bei ihrem rechten, schändlichen Namen nennt. Er sah Augusten im Schauspielhause, fand sie über alle Vorstellung bezaubernd, und ließ sich ihr und ihrer Mutter vorstellen.

Eines Tages überlief er Augusten zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde. Sie war allein, er wurde nach einigen Minuten unverschämt, und wollte sie küssen. Sie schrie, und stieß ihn zurück. Er stand nicht in völligem Gleichgewichte, taumelte an die Ecke eines Schrankes, und bekam ein blaues Auge. Der Bediente trat diesen Augenblick herein, und Auguste entwischte in ein Nebenzimmer.

Des Tages darauf zog er auf die Wache, und seine Kameraden fragten: ob er auf den Augen gegangen sei?

Er erzählte Jedem, der ihn fragte, unverhohlen seine Geschichte, und des Abends wußte die ganze Stadt, daß ein Lieutenant von der Garde sich bei Augusten ein blaues Auge geholt hatte.

Die ganze Stadt lachte, aber nicht auf Unkosten des schuldigen Offiziers (ungeachtet dieser auch in einem sehr schlechten Lichte dabei erschien), sondern auf Unkosten der unschuldigen Auguste.

Wenn man nicht selbst Gelegenheit giebt, so untersteht sich Niemand so etwas, sagte die Eine, und suchte sich in die Brust zu werfen.

Ich will nicht richten, sagte die Andere, und rauschte mit dem Fächer, aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Gerechter Himmel! es geht doch hier zu, wie in Sodom und Gomorrha, sagte die Dritte, und nahm eine Prise Taback, um sich von ihrem Schrecken zu erholen.

Von dieser Zeit an bekamen Augustens Freundinnen von ihren Müttern Befehl, sich von Augustens Umgange zurückzuziehn. Keins dieser Mädchen konnte in ihrem Herzen unschuldiger sein, als Auguste; dennoch wurde sie nun für eine Person erklärt, mit der sie ehrenwegen keinen Umgang haben dürften.

Die Legationsräthinn und ihre Tochter ahneten nachgerade die Ursache dieser Entfernung; aber die Mutter beruhigte sich damit, daß in ihrem Hause nichts Böses vorgehe, und die Tochter war sich bewußt, daß sie auf ihre Unschuld trotzen konnte. Aber Beide hätten bedenken sollen, daß in den Augen der Welt das noch nicht hinreichend ist.

Ungefähr ein halbes Jahr nach der Begebenheit mit

dem blauen Auge hatte der Held derselben einen ganzen Abend am Spieltische gesessen.

Nun, Lieutenant, wie ists gegangen? fragte einer von den Zuschauern, als man vom Spielen aufstand.

Je nun, ich muß zufrieden sein, antwortete Jener, und strich sein Geld ein; ich bin so mit einem blauen Auge davon gekommen.

Hahaha! das begegnet dem Lieutenant immer, fing ein ungeheuer dicker Rittmeister an, und lachte, daß die Fenster schütterten.

Es freut mich, Herr Rittmeister, sagte der Lieutenant, daß ich Ihnen Gelegenheit zu einer Leibeserschütterung verschaffe. — Aber was zum Henker konnte ich denn dazu, daß Auguste nicht vor dem verdammten Bedienten sicher war?

Pfui, Herr Kamerad! fing ein Dragoner-Offizier an, der neben dem Rittmeister saß, und der im Hause der Legationsräthinn bekannt war.

Mein Herr, warum pfuien Sie denn, wenn man fragen darf? sagte der von der Garde.

Weil das schlecht gesprochen war, Herr Kamerad.

Herr Kamerad hin, Herr Kamerad her! Ich bin unter der Garde, mein Herr, und ich möchte vor allen Dingen wissen, was ein Dragoner schlecht gesprochen nennt?

Herr, ein Dragoner hält Jeden für nichtswürdig, der ein rechtschaffenes Mädchen beschimpft.

Mein Engelchen, ich will Ihnen Ihre Mama und Ihre Fräulein Schwester nicht kennen lehren; aber seien Sie so gut, und lehren Sie mir dafür nicht die rechtschaffenen Mädchen kennen.

Herr, mäßigen Sie sich, oder wir sprechen uns.

Pah, mein Herr Ritter, das wollen wir, das wollen wir!

Kinderchen, ihr müßt euch, hole mich der —! die Hälse brechen, wenn ihr brave Kerls sein wollt, sagte der dicke Rittmeister, stürzte ein Glas Burgunder hinein, und erbot sich zum Sekundanten.

Des Tags darauf erhielt der Gardeoffizier eine Ausfoderung. Man stellte sich, man schlug sich auf Pistolen. Der Lieutenant von der Garde kam unversehrt nach Hause, und der Dragoner war durch den rechten Arm geschossen.

Nimand wurde dabei härter gestraft, als die schuldlose, an nichts Arges denkende Auguste, die nun zum Mährchen und zum Spott der ganzen Stadt wurde. Selbst die besten Leute zuckten die Achseln über ein Mädchen, um das sich zwei Offiziere geschlagen hatten.

Die jungen Kavaliere entfernten sich nach und nach aus dem Hause der Legationsräthinn. Einige thaten dies, weil sie für ihren eigenen guten Namen besorgt waren, Andere, weil sie nicht Schuld daran sein wollten, daß Augustens guter Name noch mehr angefochten werde.

Die gute Mutter betrauerte ihre Unvorsichtigkeit. Auguste jammerte über den Verlust ihrer Freunde und Freundinnen, tröstete sich indeß mit ihrer Unschuld, zerstreute sich durch Arbeit und durch Bücher, und hoffte auf die Zukunft. Allein diese Zukunft ließ lange auf sich warten.

Außer ihrem Hause wurden Mutter und Tochter mit Kälte, und wol gar mit Ekel aufgenommen. Sie waren genöthiget, die alten Verbindungen abzubrechen, der großen Welt völlig zu entsagen, und in der tiefsten Einsamkeit zu leben.

So wurde Auguste fünf und zwanzig Jahr alt, und sie war noch in ihrer Mutter Hause; sie wurde sogar dreißig Jahr alt, und ihr Schicksal hatte sich noch nicht geändert.

Während dieser Zeit nagte der geheime Kummer an der Gesundheit der Mutter, und noch mehr an den Reizen der Tochter.

Endlich, nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen, zu welchen sich die gute Legationsräthinn mit der Zeit hatte herablassen müssen, meldete sich ein junger Mann von Verdiensten, der in einer benachbarten Stadt ein hübsches Amt erhalten hatte, und in der Hauptstadt ziemlich unbekannt war. Auguste gab ihm ihre Hand, und ihre Mutter, die bloß die Versorgung ihrer Tochter abgewartet zu haben schien, starb vier Wochen nach der Hochzeit.

Nicht lange darauf reisete der junge zufriedene Gemahl in die Hauptstadt, und kam auf ein Kaffeehaus, um mit einem Freunde zu sprechen, den er da zu treffen hoffte. Er setzte sich ganz still, nicht weit von einem Tische, an welchem man Punsch trank, und hörte zu, was gesprochen wurde.

Wißt ihr denn was Neues? fing Einer aus der Punschgesellschaft an, die lockere Auguste soll ja geheirathet haben.

Die Legationsrathstochter? fragte der Andere. O, das ist ja schon was Altes. — Je nun, es wird sich zeigen, ob aus einem liederlichen Mädchen noch ein gutes Weib werden kann.

Das ist wahr, sagte ein Dritter, die Auguste hat ihre jungen Jahre redlich genossen.

Sie soll leben! sagte der Vierte, und stieß mit dem Glase an. Wer hat sie denn genommen?

Ich habe den Namen gewußt, sagte der Zweite wieder. Es muß ein guter, ehrlicher Kerl sein. Er soll auch leben!

Der ehrliche Mann, dessen Gesundheit getrunken wurde, schlich sich ganz leise fort, und hatte seit diesem Augenblicke keine zufriedne Stunde mehr.

Er kehrte zurück; Auguste kam ihm freudig entgegen,

und erstarrte, als er den Arm ausreckte, um sie von sich entfernt zu halten. Sie fragte zärtlich, was ihm fehle? und bekam keine Antwort. Sie zog sich demüthig zurück, und glaubte, daß er etwa eine Verdrießlichkeit gehabt hatte.

Allein sein Betragen änderte sich nicht. Er verrichtete täglich seine Geschäfte, ging dann aus dem Hause, und kam sehr spät heim. Er hätte Augusten weniger gemartert, wenn er ihr die bittersten Vorwürfe gemacht hätte.

Sie konnte endlich dieses schmähliche Stillschweigen nicht länger dulden. Sie erwartete ihn eines Abends, fiel ihm zu Füßen, umfaßte weinend seine Knie, und beschwor ihn, daß er ihr sagen möge, was sie begangen haben.

Lassen Sie mich, Madam! sagte er kalt. Hätte man zu einer gewissen Zeit Ihren ehemaligen Wandel gewußt, so wären Sie heute nicht in diesem Hause.

Sie ließ seine Knie los, sank zu Boden, wurde ohne Empfindung zu Bette geschafft, und lag zwei Tage darauf in einem hitzigen Fieber, das sie dem Tode nahe brachte. Sie wurde mit Mühe wieder hergestellt, aber der Friede ihres Lebens war dahin.

Sie jammerte in unaussprechlichen Leiden, und verfiel endlich in eine Auszehrung. Ihr Gemahl sorgte auf das zärtlichste für ihre Erhaltung, entzog sich aber hartnäckig ihrem Anblicke und ihren Rechtfertigungen. Sie hatte keine Freundinn, an deren Busen sie ihren Jammer ausschütten konnte; sie war über alle Beschreibung elend.

Eines Tages, als Jahrmarkt in der Stadt war, ließ sich eine Schuhmacherinn bei ihr melden, deren Name ihr ganz unbekannt war. Sie ließ das Weib hereinführen, und setzte sich im Bette auf.

Madam, sagte das Weib, wissen Sie noch, daß Sie

einmahl, als Kind, einem armen Bettelmädchen Ihre gestickten Pantoffelschuhe von den Füßen schenkten? Ich wollte die Schuhe einem Schuhmacher verkaufen, und das Geld meiner armen, kranken Mutter bringen.

Der Mann hieß mich eine Spitzbübinn, erkundigte sich in Ihrem Hause, und hörte, daß ich ehrlich war. Er gab mir Geld, und ging mir heimlich nach. Meine Mutter starb in dem Augenblicke, da er hereintrat. Ich schrie und jammerte: er nahm mich in sein Haus.

Die guten Leute hatten nur eine einzige Tochter; sie erzogen mich mit ihr, wie ihr eignes Kind.

Die Tochter wuchs auf und wurde ein bildschönes Mädchen. Wer sie sah, verliebte sich in sie, und man hieß sie nur die schöne Schusterstochter. Sie hatte lauter vornehme Liebhaber, sie ließ sich von ihnen ins Schauspiel führen, sie sprach mit ihnen an der Hausthür, sie lustwandelte Abends mit ihnen auf der Straße.

Es währte nicht lange, so sagten die Leute, sie lebe ein Bißchen locker. Das war nun freilich nicht wahr; aber, liebe Madam, man muß unter den Leuten leben, also muß man sich auch bekümmern, was sie von Einem reden.

Wie gings am Ende? Die vornehmen Liebhaber blieben weg, und die schöne Schusterstochter war so im Geschrei, daß sie am Ende froh war, da sie einen jungen Meister kriegte, der aus der Fremde kam.

Allein hinterher erfuhr der Mann bald Das, bald Jenes, und da gabs freilich keine gute Ehe. Das arme Weib härmte sich zu Tode, und vor einem Jahre hatte ich Hochzeit mit ihrem Witwer. Ich habe beständig im Stillen vor mich hingelebt, und mein Mann trägt mich auf den Händen.

Und heute, Madam, bin ich hier zum Jahrmarkte, und da hat mir mein Mann ein Paar Schuhe mitgegeben, und läßt bitten, Sie möchten fürlieb nehmen, und möchten sie nur manchmahl ansehen, wenn sie auch zum Anziehen zu schlecht wären.

Wir denken alle Tage an Sie, und wünschen Ihnen tausend Segen. Denn ohne Sie, Madam, hätten wir einander gewiß nicht kennen lernen.

Auguste konnte nun nicht länger aushalten; sie streckte die Hand aus dem Bette, war nicht im Stande, zu sprechen, dankte dem ehrlichen Weibe durch einen Händedruck, ließ es von sich, und weinte sich satt.

Aber die treuherzige Erzählung der guten Frau ließ Stacheln in Augustens Herzen zurück, die ihren Lebenskräften den letzten Rest gaben.

Zwei Jahre nach ihrer Verheirathung machte der Gram ihrem Leben ein Ende. Das liebenswürdigste und schuldloseste Geschöpf unter der Sonne starb, verschmäht von der ganzen Welt, vermieden von ihren Freundinnen, und verachtet von ihrem Manne.

Schwestern! Schwestern! sagte sie tausendmahl in ihrem Jammer, ach, es ist nicht genug, zu sein, man muß auch scheinen!

Du Bois und Fanchon.

Als Herr Moore, ein reisender Engländer, sich zu Paris befand, wurde er von seinem Freunde, dem Marquis F*, einem Französischen Offiziere, zu einer Landpartie eingeladen.

Nachdem sie einige Meilen weit gefahren waren, erblickten sie einen hübschen jungen Kerl in einer alten Soldatenkleidung. Er saß unter einem Baume auf dem Grase, nicht weit von der Landstraße, und spielte zum Zeitvertreibe auf der Geige.

Als wir nun, erzählt Herr Moore, hinkamen, wurden wir gewahr, daß er ein hölzernes Bein hatte, das zum Theil zersplittert neben ihm lag.

Was thut ihr hier, Soldat? fragte der Marquis.

Ich bin auf meiner Heimreise, mein Offizier, antwortete der Soldat.

Aber, mein armer Freund, das wird verzweifelt lange dauern, ehe ihr eure Reise endigt, wenn ihr kein anderes Fuhrwerk habt, als dies — wobei er auf die Trümmer des hölzernen Beines wies.

Ich warte auf mein Gepäck und mein ganzes Gefolge, und wenn ich mich nicht sehr irre, so sehe ich sie eben jetzt dort den Hügel herabkommen.

Wir sahen eine Art Karren, mit einem Pferde bespannt, in welchem eine Frauensperson saß, und ein Bauer, der das Pferd trieb.

Indeß sie näher kamen, erzählte uns der Soldat: Er sei in Korsika verwundet worden, und man habe ihm darauf das Bein abnehmen müssen. Noch ehe er zu Felde gegangen, habe er sich mit einem jungen Mädchen aus der Nachbarschaft verlobt; die Heirath sei bis auf seine Zurückkunft ausgesetzt worden; — als er aber mit einem hölzernen Beine erschienen, haben alle Anverwandte des Mädchens sich der Heirath widersetzt.

Die Mutter des Mädchens, dessen Vater schon todt gewesen, als er seine Bewerbung um sie angefangen, sei ihm

alle Zeit günstig gewesen, aber während seiner Abwesenheit außer Landes gestorben. Doch sei das Mädchen ihm beständig treu geblieben, und habe eingewilliget, ihre Anverwandten zu verlassen, um mit ihm über Paris nach demjenigen Flecken abzureisen, wo er geboren sei, und wo sein Vater noch lebe.

Unterwegs sei ihm sein hölzernes Bein zerbrochen; seine Geliebte habe deshalb nach dem nächsten Dorfe gehen müssen, einen Karren zu holen, um ihn dorthin fahren zu lassen, wo er so lange bleiben wolle, bis der Zimmermann ihm ein neues Bein gemacht habe.

Es ist ein Unglück, mein Herr Offizier, setzte der Soldat hinzu, das sich bald vergüten läßt — und da ist nun meine Freundinn!

Das Mädchen sprang von dem Karren her, ergriff die ausgestreckte Hand ihres Geliebten, und sagte ihm mit einem holden, zärtlichen Lächeln: sie habe einen trefflichen Zimmermann gefunden, der ihr versprochen habe, ihm ein Bein zu machen, das nicht brechen solle; morgen solle es fertig sein, und dann könnten sie ihre Reise fortsetzen.

Der Soldat dankte ihr mit einem herzlichen Händedruck.

Ihr müßt sehr müde sein, meine Liebe, sagte der Marquis.

Man wird so leicht nicht müde, mein Herr, wenn man für seine Freunde arbeitet, versetzte das Mädchen.

Der Soldat küßte ihr mit einer artigen und zärtlichen Miene die Hand.

Wenn ein Mädchen einem Manne einmahl gut ist, so sehen Sie wol, sagte der Marquis zu mir, ists nicht ein Bein mehr oder weniger, das sie bewegen kann, ihre Gesinnungen zu ändern.

Auch waren es nicht seine Beine, sagte Fanchon, die auf mein Herz Eindruck machten.

Diese beiden guten Leute, sagte hierauf der Marquis zu mir, haben zusammen nur drei Beine, und wir haben vier; wenns Ihnen nicht zuwider ist, so sollen sie unser Fuhrwerk haben, und wir wollen ihnen zu Fuß bis ins Dorf nachfolgen, und dann sehen, was noch weiter für sie zu thun ist.

Nie in meinem Leben habe ich mit grösserem Vergnügen in einen Vorschlag gewilliget.

Der Soldat fing an, Schwierigkeiten zu machen, sich ins Vis-à-vis *) zu setzen. Aber der Marquis sagte: Kommt, kommt, Freund, ich bin ein Oberster, und ihr müßt mir gehorchen. Setzt euch ohne Umstände hinein.

Laßt uns hinein, mein guter Freund, sagte das Mädchen, da die Herren so sehr darauf bestehen, uns diese Ehre zu erweisen.

Ein Mädchen, wie Ihr, würde die schönste Prachtkutsche in Frankreich zieren, sagte der Marquis. Wie würde ich mich freuen, wenns in meiner Macht stände, euch glücklich zu machen!

Dafür lassen Sie mich sorgen, mein Herr Oberst, versetzte der Soldat.

Ich bin schon so glücklich, wie eine Königinn, sagte Fanchon. Fort fuhr die Chaise, und der Marquis und ich folgten nach.

Da wir im Wirthshause anlangten, wohin wir dem Postknechte zu fahren befohlen hatten, trafen wir den Soldaten und seine Fanchon an.

Ich fragte den Ersten: Sagt mir doch, wie gedenkt Ihr Euch und Eure Frau zu nähren?

*) Eine Kutsche für zwei Personen, die einander gegenüber sitzen.

Wer Mittel gefunden hat, fünf Jahre lang vom Soldatensolde zu leben, versetzte er, der wird seine übrige Lebenszeit über sich leicht behelfen können.

Ich kann ziemlich wohl auf der Geige spielen, setzte er hinzu, und vielleicht giebts in Frankreich keinen Flecken von der Größe, wo so viele Hochzeiten vorfallen, als in dem, wo wir uns niederlassen wollen. Es wird mir also nie an Arbeit fehlen.

Und ich, sagte Fanchon, kann Haarnetze und seidene Börsen weben, und Strümpfe flicken. Außerdem hat mein Oheim zweihundert Livres in Händen, die mir zugehören.

Und ich, sagte der Soldat, habe funfzehn Livres in meiner Tasche, und überdies zwei Louisd'or einem armen Bauer geliehen, damit er die Abgaben entrichten könne; die er mir wieder bezahlen wird, wenn er kann.

Sie sehen, mein Herr, sagte Fanchon zu mir, daß wir eben nicht sehr arm sind. — Können wir nicht glücklich sein, mein guter Freund? (indem sie sich mit einem zärtlichen Blicke an ihren Geliebten wandte). Das müßte gewiß durch unsere eigene Schuld geschehen.

Wenn du nicht glücklich wärest, meine süße Freundinn, sagte der Soldat sehr eifrig, so würde ich sehr zu bedauern sein!

Nie fühlte ich eine entzückendere Aufwallung. — Dem Marquis zitterte eine Thräne im Auge. — Bei meiner Treue, sagte er zu mir, dies ist ein weinerliches Lustspiel.

Dann wandte er sich an Fanchon:

Kommt hieher, mein Kind! Bis ihr eure zweihundert Livres bezahlt bekommt, und bis mein Freund hier seine zwei Louisd'or wieder erhält, nehmt dies von mir an, und damit gab er ihr eine Börse voll Gold in die Hand.

Ich hoffe, ihr werdet euren Mann beständig lieben,

und von ihm beständig geliebt werden. Meldet mir von Zeit zu Zeit, wie es euch geht, und womit ich euch dienen kann.

Der Himmel segne euch Beide, fuhr er fort, und möge Der nie wissen, was Glückseligkeit ist, der es versucht, die eurige zu stören.

Ich will mich bemühen, für euch, mein Mitsoldat, irgend ein erträglicheres Geschäft, als das Geigenspielen, auszufinden. Indessen bleibet hier, bis eine Kutsche kommt, die euch Beide heute Abend nach Paris bringen soll.

Mein Bedienter soll euch eine Wohnung verschaffen, und den besten Wundarzt für hölzerne Beine, der nur zu finden ist. Wenn ihr ausgebessert seid, so besucht mich, ehe ihr heimreiset.

Lebt wohl, mein Biedermann! Seid gegen Fanchon gütig, sie scheint eurer Liebe werth zu sein!

Lebt wohl, Fanchon! Es wird mir eine Freude sein, wenn ich künftig erfahre, daß ihr euren Du Bois noch eben so sehr liebt, als jetzt.

Und damit drückte er ihnen Beiden die Hand, schob mich vor sich in den Wagen, und fort fuhren wir.

Lied
der Schwestern an ihres Bruders Geburtstage.

Freundlich fällt der Sonne Licht
Auf des Mannes Angesicht,
Dessen Auge, sonder Arg,
Nie geheime Tücke barg.

Der aus treuer Wahl die Hand,
Als ein unverletzlich Pfand,
Jeder guten Seele beut,
Keinem trotzt und Keinen scheut.

Wo er geht mit festem Schritt,
Gehn die guten Seelen mit,
Denn er wandelt recht und frei,
Alle Tugend wohnt ihm bei.

Tugend macht bei dem ihr Zelt,
Welcher Wort und Bündniß hält;
Und in ihrem milden Schein
Ziehen Gottes Engel ein.

Nur die Falschen hassen ihn;
Wenn er eifert, muß entfliehn,
Wer auf Lippen Honig trägt,
Aber Groll im Busen hegt.

Lobt, ihr Männer, lobt den Mann,
Preist ihn selig; denn er kann
Zeugen fodern, sicher stehn,
Und getrost gen Himmel sehn.

Dieses Loblied singen wir
Liebevoll, o Bruder, dir;
Freundlich fällt der Sonne Licht
Auf dein treues Angesicht.

Offen ist es, wahr und gut,
Unser Aller Auge ruht
Gern auf deinem! Selig ist,
Welche dich als Schwester küßt!

Der Maulwurf.

Ein Gedankengespräch mit ihm.

Da liegst du nun zu meinen Füßen, ehrlicher Maulwurf, und ich stütze mich auf mein Grabscheit, und betrachte dich.

Du hast mir, diesen Sommer über, mit deinem kleinen Rüssel und mit deinen vier unansehnlichen Pfoten so viel Sorge gemacht! Und jetzt ist zwischen dir und einem Feldherrn, der funfzig Städte verwüstet hat, und der nun auf dem Prachtbette liegt, nicht der geringste Unterschied; ich müßte denn das für Unterschied nehmen, daß du ein todter Maulwurf bist, und er ein todter Feldherr.

Du bist in deinem Berufe gestorben; denn ich erschlug dich in dem Augenblicke, da du wühltest. Aber die Bergleute, die uns das Gold suchen, für welches wir unsern Thee, unsern Kaffee und unsere Nervenkrankheiten kaufen, und die bewaffneten Tagelöhner, die dem Schach von Persien, den sie nie gesehen haben, ein Dorf erobern, das ihm nach keinem Rechte gehört, sterben auch in ihrem Berufe.

Unterdessen kenne ich unter meinen Brüdern einige Könige der Völker, die ihr Leben beim Becher aufgaben, und einige Priester, die in den Armen der Wollust starben. Deine kleine, abgeschiedene Seele hat einen Trost mehr, als diese.

Warum es aber in der unermeßlichen Reihe der Dinge einen solchen Beruf giebt, wie der deinige — warum ich nicht leben kann, ohne daß mir mein Garten seine Früchte bringt, und warum du nicht leben konntest, ohne daß du meinen Garten verwüstetest — das weiß ich nicht.

Einige meiner Brüder, die man Weltweise nennt, glauben Etwas davon errathen zu können. Aber viel wird es wol auch nicht sein, was sie davon begreifen. Denn sie kennen doch wol nur den hunderttausendsten Theil von einem Pünktchen der grossen, unermeßlichen Schöpfung, und sein Zusammenhang mit den übrigen Theilen ist ihnen fast so unbekannt, als dir der Plan von einem brittischen Linienschiffe, oder von dem Speisesaale eines Domherrn.

Aber es wird die Zeit kommen, da meine Brüder, die Weltweisen, und wir andern Brüder alle, und — freue dich, Maulwurfsseele! — vielleicht auch du, von dem grossen Plane der Schöpfung mehr übersehen werden.

Ich weiß recht wohl, ehrlicher Maulwurf, daß du nicht nach den Wurzeln meiner Blumen und meiner Kräuter wühltest, sondern nach den Regenwürmern, die mir diese Wurzeln abfraßen. Du führtest Krieg mit meinen Feinden, und ich hätte dir danken sollen. Aber du kommst mir vor, wie meine Brüder, die Richter und Sachwalter. Sie bringen uns um unser Habe und Gut, während sie uns dasselbe vertheidigen. Ich konnte dich unmöglich länger wühlen lassen.

Deine kleinen Augen konnten zwar nicht so viel Licht vertragen, als die meinigen, und du sahst vielleicht nicht so weit, als ich. Dein kleiner Verstand war zwar nicht fähig, zusammen zu rechnen, daß vier eben so viel ist, als zwei und zwei, noch zu untersuchen, was eine gute, und was eine böse Handlung ist.

Allein du hattest viel feinere Geruchsnerven, als ich, und du besaßest ein viel leiseres Gehör. Dein Rüssel war künstlicher gebaut, als die schönste Flötenuhr des

reichsten Finanzpächters *), und deine Pfoten waren zu deinem Berufe zweckmäßiger eingerichtet, als unsere besten wirthschaftlichen Werkzeuge zu dem Gebrauche, zu dem man sie erfunden hat. Überdas besaßest du Empfindung und Leben, so gut als ich; du liebtest dein Dasein, und verabscheutest deine Zerstörung.

Ich würde denjenigen von meinen Brüdern schelten, der in meiner Gegenwart eine Flötenuhr zerstörte, wenn sie auch meinem Feinde gehörte. Und doch habe ich dich erschlagen, armer Maulwurf! Aber wie du, nach den Gesetzen deines Daseins, Regenwürmer zerstörtest, welche auch lebten und ihr Leben liebten, so habe ich, nach den Gesetzen meines Daseins, dich zerstört.

Der dich, den Regenwurm und mich geschaffen hat, ist der Urheber dieser Gesetze, und weiß allein, warum die empfindenden Geschöpfe seines Erdbodens so beschaffen sein sollten, daß immer eins der Mörder des andern werden mußte.

Unterdeß, ich habe dich erschlagen, aber ich habe dich nicht gemartert. In dem Augenblicke, da die Schmerzen deiner Zerstörung anfingen, verlorst du das Vermögen, sie zu empfinden. Ich habe die Gesetze als ein barmherziger Richter an dir vollzogen.

Die Dinge in der Welt hangen so wunderbar zusammen, ehrlicher Maulwurf, daß ich jetzt, zum Beispiel, aus Neugierde wissen möchte, was der Schlag, mit dem ich dich töddtete, vielleicht für eine Veränderung in der Geschichte des Erdbodens machen wird. Irgend etwas Gutes wird über kurz oder lang zuverlässig daraus erfolgen — denn in der

*) Ein Mann, der von dem Landesherrn gewisse Staatseinkünfte gepachtet hat.

großen Stadt Gottes zweckt Alles, was geschieht, am Ende auf etwas Gutes ab — aber was mag es nun eigentlich sein, was daraus erfolgen wird?

Ich will einmahl träumen.

Dort auf jenem Beete steht eine ganz junge Nachtviolenpflanze. Sie würde künftigen Frühling sehr wohlriechende Blumen tragen. Ein zartes Mädchen pflückte sie, setzte sie in Wasser, und nähme sie auf ihr Kämmerchen. Der starke Duft, der das Kämmerchen am Abend durchwallte, fiele dem zarten Mädchen auf die Nerven; es fühlte sich ungewöhnlich schläfrig und entschliefe, den Kopf aufs Klavier gelegt.

Der Sturm, der bald darauf entstände, schlüge das Fenster auf, welches noch nicht recht eingehängt war. Das Fenster stieße den Vorhang in das noch brennende Licht, der Vorhang brennte an und entzündete das Haus, und im Sturm fielen einige Straßen, sogar das Archiv des Staats in die Asche. Hundert Jahre danach entstände ein Krieg wegen einer wichtigen Urkunde, die mit verbrannt war, und zwanzig Provinzen würden während dieses Krieges verwüstet.

Dies ganze Unheil ist nun verhindert.

Denn du hättest in acht Tagen den Regenwurm gefressen, der in neun Tagen aus seinem Loche kriechen, das junge Pflänzchen mit der Wurzel ausreißen, und zu sich in die Erde hinabziehen wird.

Das Pflänzchen wächst nun nicht, und das zarte Mädchen wird von dem starken Wohlgeruche desselben in seinem Kämmerchen nicht betäubt werden.

Komm her, ehrlicher Maulwurf! Ich will dich hier neben meinem schönen Rosenstocke begraben. Vielleicht übers Jahr duften einige Theilchen deiner Hülle aus der lieblichsten Rose hervor; und wer weiß, treffen sich in

tausend Jahren Theilchen von dieser Hülle und von der Hülle deines Mörders neben einander, es sei nun in dem Brautkranze einer Bäuerinn, oder in dem Demantdegen eines Monarchen.

Äolus und Phöbus *).

Dem Sonnengotte rühmt' einmahl
Herr Äolus, versehn mit kräftigen Beweisen,
Gar weidlich seine Macht. So pflegt sich, nur zur Qual
Des größern Narrn, ein Narr zu preisen;
Allein der Weise lacht. Der schöne Gott des Lichts
Bleibt ganz gelassen, unverändert
In seiner Ruh, antwortet nichts,
Und lächelt nur. — Laß sehn! spricht Äolus; dort schlendert
Ein Wanderer; laß sehn, was du vermagst!
So spottend du jetzt meiner lachst,
Den Mantel reiß' ich ihm vom Rücken;
Dir wird es nicht, ich wette drauf!
Den Mantel ihm zu nehmen, glücken.

Nun bietet Äolus all' seine Kräfte auf;
Und hu! ein fürchterliches Sausen,
Fast in der halben Welt, beginnt;
Thurmhohe Meereswogen brausen,
Und Wolken jagt der Wirbelwind
Empor aus aufgewühltem Staube;

---

*) Äolus ist, in der alten Fabellehre, der Gott des Windes, und Phöbus der Gott des Lichts, oder der Sonne.

Und bebend seufzet die Natur,
Und ängstlich birgt im schwachen Laube
Sich jedes Blümchen auf der Flur.
Die Weid' und Pappel, die nur leise
Im Spiel der Winde flüsterten,
Drehn rauschend sich in einem Kreise.
Es fliehn die scheuen Vögelchen,
Verlassen die bestürmten Nester.
Die Eich' im Wald' allein steht kühn und flüstert Spott
Auf den vermeßnen Windegott;
Und unser Wanderer schnallt seinen Mantel fester,
Herrn Äolus zu Trotz und Spott!

Nun schweigt der Sturm, die Nacht am Himmel schwindet,
Sanft scheint die Sonn' herab und warm,
Zu warm dem Wanderer, drum bindet
Er seinen Mantel ab, und nimmt ihn untern Arm;
Und seht! Herr Äolus verschwindet. —
O lacht! Beschämt schlich er nach Haus,
Und forderte nicht mehr den Gott der Sonn' heraus.

Der wilde Äpfelbaum.

In dem hohlen Stamme eines wilden Äpfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeit! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig hinauf, wenn du es vermagst, und dann erst wird der Mensch dich segnen!



